Elisa,

Kein Weib,

wie es seyn sollte.

Ein höchstnöthiges Wort

zur

richtigen Schätzung der Schrift:

Elisa,

oder

das Weib, wie es seyn sollte.

Zweiter Theil.

Hildesheim,

bei Johann Daniel Gerstenberg.

1801.

Einleitung
über den Zweck dieser Schrift.

Es war vorauszusehen, daß eine Schrift, welche so viel Aufsehen erregte, als die berühmte Elisa, nicht ohne Nachahmung bleiben würde, und diese Voraussicht ist denn auch, wie der Augenschein lehrt, reichlich in Erfüllung gegangen. Ob jene Elisa den ihr zu Theil gewordenen Ruf verdiene, und ob sie werth sey, der heranwachsenden Jugend des weiblichen Geschlechts als

Muster in die Hände gegeben zu werden, darüber hat der Verf. seine Bedenklichkeiten der Lesewelt bekannt gemacht. Darf er den zahlreichen Urtheilen bekannter und unbekannter Leser trauen, so hat man überall seine geäußerten Bedenklichkeiten sehr wichtig gefunden, und sein Zweck, ernsthaftes Nachdenken über gewisse wichtige Dinge zu veranlassen, ist vollkommen erreicht. Selbst dasjenige, was ihn am meisten beunruhigte, daß er nemlich vielen Lesern und Leserinnen in der Entwickelung seiner moralischen und religiösen Begriffe unverständlich geblieben seyn möchte, selbst diese Furcht ist ihm zum größten Theile genommen. Er weiß es, daß er Personen deutlich geworden ist, welche in den Grundsätzen der neuen Philosophie völlig unbewandert waren, und es muß ihm Freude machen, zur Verbreitung einer Lehre mitgewirkt zu haben, welche durch ihren befriedigenden Gehalt, durch

die unerschütterliche Festigkeit ihres höchsten Grundsatzes und durch den innigen Zusammenhang ihrer Theile allen Angriffen ihrer Gegner Trotz bietet, und gewiß binnen wenig Jahren in ihrer vollen Herrlichkeit von allen verständigen und guten Menschen anerkannt werden wird.

Da es ihm nun gelungen ist, einen Theil der Lesewelt über den Werth de. Musterschrift zum Nachdenken zu bringen, so hat er sich dadurch veranlaßt gesehen, mit den Nachbildungen einen ähnlichen Versuch zu machen. Auch sie sind so gut wie Elisa, ohne alle Nebenabsichten, gewissenhaft und freimüthig beurtheilt, und auch bei ihnen ist, wie bei jener, vor allen Dingen auf das Wahre oder Irrige in Begriffen und Urtheilen Rücksicht genommen. Doch hat die Kritik dießmal sich nicht bloß auf die moralischen und religiösen Meinungen der Verfasser ein-

einschränken dürfen, sondern, da Einige unter ihnen nur auf angenehme Unterhaltung allein Ansprüche machen, so ist es nöthig geworden, in der Beurtheilung ihrer Schriften auch darauf Rücksicht zu nehmen. Ob ihnen damit gedient sey, ist eine andere Frage, welche sie nach Gefallen beantworten mögen.

Die Leser, welchen diese Schrift in die Hände fällt, haben entweder die beurtheilten Bücher schon gelesen oder nicht. Ist das erste der Fall, so haben sie hier eine gute Gelegenheit, die Gründe ihres Beifalls oder Tadels mit den Gründen eines andern zu vergleichen; eine Beschäftigung, welche oft sehr angenehm und immer sehr nützlich ist. Ist das zweite der Fall, sind ihnen die beurtheilten Bücher noch nicht zu Gesichte gekommen, so werden sie hoffentlich durch eine so umständliche und oft ins Einzelne

ge-

gehende Beurtheilung in den Stand gesetzt werden, über den Geist, der in jenen Schriften wohnt, zu entscheiden und sich zu bestimmen, ob das Lesen derselben eine nützliche und angenehme Unterhaltung für sie seyn wird, oder ob sie fürchten müssen, damit ihre Zeit zu verderben. In beiden Fällen also darf der Verfasser sich schmeicheln, keine unverdienstliche Arbeit übernommen zu haben, dafern es ihm nur gelungen ist, über den streitigen Gegenstand etwas Belehrendes und Gründliches gesagt zu haben.

Bei dieser Gelegenheit noch eine Frage und einige Herzenserleichterungen, zu welchen die gegenwärtige Arbeit Veranlassung gegeben hat. Sollte es nicht eine in vielem Betracht nützliche Unternehmung seyn, wenn jemand von Zeit zu Zeit die am meisten gelesenen Romane einer strengen Kritik unterwerfen und sein gerechtes Urtheil

über den moralischen und ästhetischen Werth derselben bekannt machen wollte? Wer mit dem traurigen Zustande dieses Theiles der deutschen Literatur einigermaßen bekannt ist, der wird über die Beantwortung dieser Frage schwerlich einen Augenblick in Ungewißheit bleiben.

Die Begierde zu lesen verbreitet sich von Jahr zu Jahr immer weiter bis tief in die niedern Stände herab, besonders, seitdem die Leihbibliotheken an allen Orten ein so bequemes Mittel darbieten, diesen Hang zu befriedigen. Der Artikel „für Bücher aus der Leihbibliothek" ist bereits unter den jährlichen Ausgaben einer mittlern Bürgerfamilie ein stehender Artikel geworden, und muß in den Haushaltungsanschlägen eben so gut berechnet werden, als die Ausgaben für Kaffee und Taback. Es ist hier nicht der Ort, über die Vortheile oder Nachtheile dieser

ser Art sich zu vergnügen, welche so weit von der Sitte unserer Väter abweicht, Betrachtungen anzustellen. Die Sache ist geschehen; keine Deklamationen werden weiter etwas helfen, und es liegt schon außer den Grenzen der obrigkeitlichen Gewalt, diesen Hang zu vertilgen.

Und was lesen denn nun diese Menschen? — Romane und nichts als Romane, vom Staatsbeamten bis zu seinem Bedienten, von der Tochter des Hofraths bis zu ihrem Dienstmädchen herab. Und wie sind denn diese Romane beschaffen? Sind es vielleicht die wenigen Meisterstücke des Inn- und Auslandes? sind es wenigstens die bessern, welche wir seit einigen Jahrzehnten aufzuweisen haben? Man frage nach in den Leihbibliotheken, und sehe, was gelesen wird. Grandison, Clarissa, Sophiens Reisen, die neue Heloise, und was sonst in

diese Klasse gehört, wird kaum alle Jahr einmal gefordert. Ein größeres Publikum haben die Schriftsteller vom zweiten Range, deren wir eine ziemliche Anzahl im deutschen Reiche besitzen. Die ungleich größere Zahl aber dessen, was gelesen wird, ist so geschmacklos, elend und sittenverderbend, daß wahrlich mehr als Zeitverlust der Leser dabei zu bedauern ist.

Daß das Lesen solcher Schriften ein wahres Uebel ist, daran wird wohl schwerlich jemand zweifeln. Daß man wünschen müsse, in die Hände solcher Leser, statt der schädlichen, nichts als nützliche Bücher bringen zu können, ist ebenfalls unter den Gutgesinnten keine Frage. Aber wie das wohl möglich zu machen sey, das ist allerdings einer ernsten Untersuchung werth. Man kann, denke ich, annehmen, daß alle diejenigen, welche zu ihrem Vergnügen lesen, eben

so gern etwas Gutes als etwas Schlechtes lesen würden, wenn man es ihnen darböte, und wenn es ihre Fassungskraft nicht überstiege. Bei wem der Trieb zu lesen erwacht, der greift nach dem ersten dem besten, was ihm vorkommt, und er gewöhnt sich eben so leicht, an den moralischen Erzählungen eines Lafontaine und an den Gemälden eines Starke, als an den ungeheuern Abendtheuern eines Ritterromans Gefallen zu finden. Der Trieb nach einer leichten und angenehmen Geistesbeschäftigung ist eben so gut mit solchen Schriften zu sättigen, welche in einer reinen Sprache geschrieben sind, den Geschmack bilden, die Kenntnisse erweitern und wohlthätige Gefühle erwecken, als mit solchen, welche von diesem Allen das Gegentheil thun.

Es scheint sonach, daß der Grund, warum so viel Schlechtes gelesen wird, in den Schrift-

stel-

stellern liege, welche so viel Schlechtes schreiben, und damit hat es denn auch seine gute Richtigkeit. Wenn Menschen ohne Geschmack, ohne Grundsätze, ohne Kenntniß der Welt, ja selbst ohne ihre Muttersprache zu verstehen, sich hinsetzen, um Romane zu schreiben, was kann da kluges herauskommen? Sey aber ihr Machwerk noch so abentheuerlich, sie finden einen Verleger, denn der Verleger rechnet darauf, daß jede Leihbibliothek ein Exemplar kaufen wird, und alsdann ist er mit seinen Kosten schon gedeckt. Die Leihbibliothek muß alle Messe eine Anzahl neuer Bücher schaffen, um sich in Kredit zu erhalten, sie muß also nehmen, was da ist. Das Buch ist kaum gebunden und aufgestellt, so fallen die Leser darüber her, denn es ist ja etwas neues. Auf diese Weise gelingt es den elendesten Produkten, in Umlauf zu kommen, und das Aufkommen eines gereinigtern Geschmacks wird

zurückgehalten. Und was das traurigste ist, so wirkt diese Stimmung des großen Haufens der Lesewelt wieder auf die Schriftsteller zurück, welche etwas besseres liefern könnten, und sich deshalb nicht die Mühe geben mögen, weil das Schlechte wie das Gute sein Publikum findet. Jemehr die Schriftstellerei zum Broderwerbe herabgewürdigt wird, desto größer ist die Abhängigkeit des Schriftstellers von der Geschmacklosigkeit und Unwissenheit des Publikums; desto mehr erstirbt in seiner Brust das edle Fortstreben zum bessern und der Eifer, den Leser zu sich herauf zu ziehen; desto gleichgültiger wird ihm das Urtheil der Kenner, und desto mehr sinnt er nur darauf, recht viel von der Hand zu schlagen, womit der große Haufe zufrieden ist.

Bei dieser unglücklichen Wechselwirkung der schlechten Schriftsteller und des ungebildeten Publikums

blikums bei dieser traurigen Lage unserer Literatur in diesem Fache, noch einmal: was ist zu thun? bei wem soll die Reformation anfangen? bei den Schriftstellern oder bei den Lesern? an wen soll man sich wenden?

Nicht an die Schriftsteller, denn alle noch so dringende Vorstellungen sind verloren, so lange das Publikum ihre schlechten Sachen so gut bezahlt und so eifrig liest, als die guten, welche sie schreiben könnten. (Es versteht sich, daß hier nur von dem großen Haufen der Romanenschreiber die Rede ist, und nicht von andern Schriftstellern, welche bei ihren Arbeiten andere Zwecke verfolgen.) Wer bloß schreibt, um einige Thaler Honorarium zu verdienen, wen nicht einmal der Ruhm des Augenblicks und also noch weniger die Ehre der Zukunft begeistert, wer bei seiner Schriftstellerei andere Zwecke hat, als von

seinen Talenten einen pflichtmäßigen Gebrauch zum Besten der Welt zu machen, von dem kann man nicht erwarten, daß er sich anstrengen werde, etwas Gutes zu schreiben, da er seine Absicht mit schlechten Schriften, die ihm wenig Mühe kosten, eben so gut erreichen kann. So lange es Käufer für elende Romane geben wird, so lange wird es auch nicht an Fabrikanten fehlen, welche sich mit Verfertigung dieser Waare beschäftigen werden.

Also nicht an die Schriftsteller, sondern an ihr Publikum muß man sich wenden, wenn man den Verwüstungen, welche durch schädliche und geschmacklose Schriften angerichtet werden, einen kräftigen Damm entgegen zu setzen wünscht. Ist einmal das Publikum so weit gebildet, daß es nichts Elendes und Geschmackloses mehr lesen mag, so werden sich für Schriften dieses Gelich-

ters keine Verleger mehr finden, und so werden die Verfasser derselben sich Mühe geben müssen, entweder etwas Besseres zu schreiben, oder diesen Nahrungszweig mit einem andern, weniger schädlichern, zu vertauschen.

Das beste Mittel, die Lesewelt auf diese Höhe zu bringen, würde nun wohl seyn, wenn man sie vorerst nur dahin bringen könnte, nicht blos zu lesen, sondern auch über das Gelesene nachzudenken, das eine Buch mit dem andern zu vergleichen, über die in demselben enthaltenen Grundsätze und Meinungen zu urtheilen, das Wahre von dem Falschen zu trennen, das Gute von dem Schlechten abzusondern, und das Schöne von dem Häßlichen zu unterscheiden. Man hätte, so scheint es, viel gewonnen, wenn man den Strom der Lesewuth nur auf einige Minuten zum Stillstande zu bringen wüßte,

wenn

wenn man die flüchtigen Leser nur zwänge, sich selber von Zeit zu Zeit Rechenschaft über Lob und Tadel, über Gewinn und Verlust abzulegen. Sie würden hoffentlich bei dieser Gelegenheit bald ihren Mangel an Kenntnissen, bald ihre fehlerhaften Grundsätze, und bald die Rohigkeit ihres Geschmacks ahnen. Es würde in ihnen ein Bestreben entstehen, sich aus der Dämmerung ans Licht zu arbeiten. Die Aufmerksamkeit würde gereizt werden, es würden sich Grundsätze bilden, und der Hunger nach dem Besseren würde gar bald die träge Gleichgültigkeit gegen das Schlechte verdrängen. Nur zehn Jahre so gelesen, und die Fluth der elenden Romane, welche in keinem Lande, wo gelesen wird, so groß ist, als in Deutschland, wäre auf ewig gehemmt.

Ein sehr wirksames Mittel, um diese große und wünschenswerthe Revolution vorzubereiten, würde nach meiner Ueberzeugung die Verbreitung gründlicher, allgemein verständlicher und ins Einzelne gehender Urtheile über die jedesmaligen Moderomane seyn. Es läßt sich erwarten, daß derjenige, welcher ein Buch mit Vergnügen gelesen hat, auch geneigt seyn werde, die Urtheile der Sachverständigen darüber zu hören. Man darf also hoffen, daß die gewöhnlichen Romanenleser auch von Zeit zu Zeit nach einem Buche greifen werden, welches ihnen Gelegenheit zu geben verspricht, ihre Urtheile zu berichtigen, ihr Lob und ihren Tadel bestätigt oder mit Gründen für das Gegentheil widerlegt zu finden.

Die gelehrten Tagebücher können diesen Zweck nicht erfüllen. Denn erstlich bleiben sie

fast

fast nur allein in den Händen der eigentlichen Gelehrten und kommen selten in die Leihbibliotheken, aus welchen diejenigen Leser schöpfen, von welchen hier die Rede ist. Und dann zweitens können hier die Beurtheilungen solcher Schriften in diesen Blättern nur kurz und unvollständig seyn, wodurch eine Hauptabsicht, das Nachdenken zu befördern, unerreicht bleibt. Aber ein eigenes diesem Zwecke ausschließend gewidmetes Buch, welches auch von den Leihbibliotheken angeschafft würde, könnte diesen Zweck befördern.

Der Haufe von Nachahmern der berühmten Elisa gab eine schickliche Veranlassung zum Versuche, ob diese Art von Schriften auf Beifall rechnen dürfe. Der Nutzen würde augenscheinlich wichtig seyn, wenn die Beurtheilungen selbst mit Kenntniß und Geschmack geschrieben wären, und wenn das Publikum sie der Absicht gemäß

 brau-

brauchen wollte. Ueber das erste erwartet der Verf. die Urtheile der Kunstrichter, und über das zweite die Stimmen der Mehrheit in der Lesewelt, eh' er sich zu etwas Weiterem anheischig macht.

I.

Elisa,

oder

das Weib, wie es seyn sollte.

Zweiter Theil.

Enthaltend:

Ueber den Umgang

der Weiber mit Männern.

In der Reihe jener Schriften, zu welchen die berühmte Elisa Veranlassung gegeben hat, nimmt zuerst ein so genannter „zweiter Theil" derselben die Aufmerksamkeit der Lesewelt in Anspruch. Es ist daher billig, daß dieser Schrift zuerst ihr Recht widerfahre.

Der vollständige Titel ist: Elisa, oder das Weib, wie es seyn sollte. Zweiter Theil enthaltend: über den Umgang der Weiber mit Männern. Doch wird sie auch unter dem Titel verkauft: Ueber den Umgang der Weiber mit Männern. Ein nothwendiger Anhang zu der bekannten Schrift: Elisa, oder das Weib, wie es seyn sollte.

Ob sie mit der Elisa einen und denselben Verfasser hat, wird nicht gesagt, und kann uns am Ende auch gleichgültig seyn. Daß aber keine Person weiblichen Geschlechts das Buch geschrieben habe, vermuthe ich, und werde die Gründe meiner Vermuthung gelegentlich anführen.

Was den Titel betrifft, so verdient es eine ernstliche Rüge, daß der Verfasser oder der Verleger den Besitzern der Elisa eine Schrift als zweiten Theil aufdringen will, welche mit jener nicht in der mindesten Beziehung steht. Elisa ist ein Roman, also ein ästhetisches Kunstprodukt. Die Heldin ist, wie sich gebühret, glücklich zu Grabe gebracht, es kann also von ihr weiter nicht mehr die Rede seyn, und die Auferstehung vom Tode wird von Rechtswegen in der Dichterwelt nicht geglaubt. Dieser sogenannte zweite Theil aber ist nicht einmal ein Roman, sondern gehört in die Klasse der Lehrschriften. Im ganzen Buche ist von Elisa gar keine Rede, und man entdeckt in demselben auch nicht die mindeste Verbindung mit jener, wenn man nicht etwa ein paar Worte in der Vorrede dafür gelten lassen will. Es wird dort

nem-

nemlich gesagt, diese Schrift scheine Elisens nicht unwürdig zu seyn und dürfe sich dreist als ihre Begleiterin ankündigen.

Ist es aber nicht unverantwortlich, das gute Vertrauen der Lesewelt auf eine so arge Art zu mißbrauchen? Ob der Verfasser seine Schrift für einen nothwendigen Anhang der Elisa halten wollte, das stand bei ihm selbst, und darüber hat ihm das Publikum keine Vorwürfe zu machen, selbst wenn es seinen Anhang ganz und gar nicht nothwendig finden sollte. Aber sie als Fortsetzung einer ganz fremdartigen völlig geschlossenen Schrift anzukündigen, diese unwürdige List, Käufer anzulocken, darf ihm die Lesewelt nicht verzeihen.

Jetzt zu der Schrift selbst. Wir werden durch eine sorgfältige und unpartheiliche Prüfung hoffentlich herausbringen, ob sie den Worten der Vorrede nach „Essenzen gleicht, und in einem kleinen Raume viel Geist enthält," oder „ob sie den Kürbissen ähnlich ist, welche viel Masse und wenig Substanz haben."

Ueber den Umgang der Weiber mit Männern will sie uns belehren.

Man kann diesen Gegenstand aus zwei verschiedenen Gesichtspunkten ansehen. Man kann erstlich fragen: welchen Zweck sich die Weiber in ihren Verhältnissen gegen die Männer in der unvermeidlichen Wechselwirkung mit ihnen vorzusetzen haben? Dieß ist die moralische Ansicht des Gegenstandes. Oder man kann zu wissen begehren: wie die Weiber es wohl anzufangen haben, um ihre Zwecke, gleichviel welche, in den mannichfaltigen Verhältnissen des gesellschaftlichen Lebens, mit den Männern am besten zu erreichen? Die Beantwortung dieser Frage würde sich auf eine Betrachtung des Gegenstandes vom Standpunkte der Klugheit einlassen. Welchen Standpunkt hat nun der Verfasser in der vorliegenden Schrift gewählt? Keinen von beiden besonders, sondern beide auf einmal. Hierin liegt sein erster und wichtigster Fehler. Offenbar hat er sich nicht deutlich gedacht, was er eigentlich geben wollte, ob Vorschriften über die Pflichten der Weiber in ihrem Umgange mit Männern, oder Klugheitsregeln über die Wahl der besten Mittel, das vorgesteckte Ziel zu erreichen. In dem nemlichen Kapitel, oft

in der nemlichen Periode, ist die Rede bald von dem, was das Gewissen fordert, bald von dem, was die Klugheit anräth. Keines von beiden ist gehörig abgesondert, und was zum Einen oder zum Andern gehört, liegt überall bunt durch einander.

Ueber den moralischen Gesichtspunkt des Gegenstandes konnte der Verfasser nichts Erbauliches sagen, denn das Folgende wird den Beweis liefern, daß der Verfasser über die Grundbegriffe der Moral noch sehr in der Irre geht, und über die Hauptpunkte noch gar nicht mit sich einig geworden ist. Man habe noch so lange in der Welt gelebt; man sey durch Erfahrung, Umgang und Bücherlesen zu einer großen Summe von Menschen- und Weltkenntniß gelangt; man besitze selbst die ausgebreitetste Gelehrsamkeit, und habe sich sogar die Kunst, seine Gedanken verständlich und angenehm vorzutragen, im hohen Grade zu eigen gemacht: man ist mit allen diesen Vollkommenheiten noch gar nicht fähig geworden, nur eine einzige jener Fragen gründlich zu beantworten, welche auf die sittliche Bestimmung des Menschen Beziehung haben. Es gehören dazu ganz andere Kenntnisse und Ein-

sichten, die man nimmer auf dem Wege der Erfahrung findet; Kenntnisse und Einsichten, zu welchen nur eine gründliche und vollendete Philosophie den Eingang öffnet. Wer, wie unser Verfasser, nicht diesen Weg gegangen ist, der sollte sich auch nicht herausnehmen über Pflicht Recht, Tugend u. s. w. ein Wort zu sagen, denn er kann den Mund nicht aufthun, ohne auf der Stelle zu verrathen, daß er sich auf einem fremden Boden befindet.

Hätte er sich mit seinen Bemerkungen über die Verhältnisse beider Geschlechter lediglich auf den Gesichtspunkt der Klugheit beschränkt, so würde gewiß sein Unternehmen besser gelungen seyn: wiewohl auch gegen seine Beobachtungen und Erfahrungen, besonders aber gegen die daraus gezogenen Folgerungen gar vieles einzuwenden seyn wird.

Ich folge in dieser Beurtheilung dem Verfasser durch jedes Kapitel, und setze dabei Leser voraus, welche meine Prüfung der Elisa mit Aufmerksamkeit gelesen haben, oder doch anders woher über den Unterschied der Pflicht und des Triebes, des

Rechts und des Nutzens der Moral und der Klugheitslehre aufgeklärt worden sind. Wer über diese Hauptpunkte noch in der Finsterniß wandelt, der schiebe nur dreist die Schuld auf sich selbst, wenn er Manches unverständlich und Manches nicht treffend finden sollte. Zur Sache:

Das erste Kapitel ist überschrieben: „Ueber den Umgang im Allgemeinen," und handelt das Thema ab: „der Mensch ist zur Gesellschaft geboren." Hier zeigt sich nun gleich der Mangel eines festen Standpunktes in der Behandlung des Gegenstandes. Statt sich darüber zu erklären, in welchem Sinne der Mensch zur Gesellschaft geboren sey; statt zu bestimmen, ob dieß heißen sollte: es ist die Pflicht des Menschen, in Gesellschaft zu leben, oder: der Mensch hat einen natürlichen Trieb, in Gesellschaft zu leben, fängt er sein Buch mit einer Anzahl Bemerkungen an, welche, bunt durcheinander laufend, bald auf die erste, bald auf die letzte Bedeutung jener Worte hinweisen, ohne irgend etwas aufs Reine zu bringen. In eben der Periode, in welcher gesagt wird, „daß nur in der „Gesellschaft die Kraft des Menschen sich entwickelt,

„und alle Tugenden, die seine Natur erhöhen, „zur lebendigen Thätigkeit erwachen," steht auch zu lesen, „daß nur in der Gesellschaft alle Genüsse, „alle Freuden, deren der Mensch fähig ist, das „höchste Glück seines Lebens bereiten." Dieß Verknüpfen und Durcheinanderwerfen ganz verschiedenartiger Begriffe muß nothwendig die ganze Untersuchung verwirren, und über alle Theile derselben Zweideutigkeit und Inkonsequenz verbreiten.

Im zweiten Kapitel: „über den Umgang der „beiden Geschlechter im Allgemeinen" heißt es vom Geschlechtstriebe: „er müsse der süßeste und wonnevolleste seyn, da er der stärkste und lebendigste „sey." Kann man von einem Triebe sagen: er sey süß und wonnevoll? Kein Trieb, als solcher, ist das, vielmehr gar oft das Gegentheil, wenn er nemlich unbefriedigt bleibt.

Von der Befriedigung dieses Triebes also kann nur gelten, was der Verfasser von dem Triebe selbst sagt. Ferner heißt es: „die innige Empfänglichkeit des Lebens, die Begeisterung des „Dichters, der Enthusiasmus des Künstlers, selbst

„die

„die lebendige Kraft der Tugend — alles sind „Zweige dieses Triebes." Das erste ist völlig unverständlich, das zweite und dritte zum Theil wahr, das vierte aber entschieden falsch. Was ist Tugend? Tugend ist jene Kraft und Stärke, die der Mensch anwendet, um jede Aeußerung der natürlichen Triebe zu unterdrücken, so oft ihre Befriedigung mit den Gesetzen der Moralität nicht bestehen kann; oder: der siegreiche Kampf des Menschen mit allen dem Sittengesetze widerstrebenden Neigungen und Trieben. Tugend hat kein Mensch, der sich von irgend einem Triebe, gleichviel von welchem, regieren läßt. Triebe gab uns die Natur; sie sind ohne unser Zuthun da, und wir können nicht machen, daß sie nicht da sind. Aber wir sind frei und mit Vernunft begabt. Wir können die Zwecke des Naturtriebes begreifen, die Befriedigung desselben unsern höhern Zwecken, unserm Endzwecke, nemlich der Selbstständigkeit, unterwerfen und so zur Herrschaft über unsere eigene Natur gelangen. Wer sich den Trieben hingibt, macht sich des Vorzuges der Menschheit unwerth, und tritt die Kleinodien seiner Würde in Staub.

Wer

Wer aber dem Zuge seiner Natur niemals blindlings folgt, die Forderungen seiner Triebe jedesmal vor den Richterstuhl seiner Vernunft zieht, aus angeborner Machtvollkommenheit ein Urtheil über sie spricht, und diesen Ausspruch, allen Protestationen seiner Sinnlichkeit zum Troz, mit Kraft und Besonnenheit durchzusetzen vermag, der ist der Tugendhafte.

Tugend ist also keine Gabe der Natur, sondern ein Kind der Freiheit. „Ich kann den Göttern alles Uebrige schuldig seyn" — sagt ein Weiser des Alterthums — „nur die Tugend habe ich mir selbst zu verdanken." Wenn nun diese besonnene Herrschaft über unsre Triebe allein den Namen der Tugend verdient; wenn das Wesen der Tugend darin besteht, daß wir sie durch Freiheit selbst hervorbringen, wie kann denn die lebendige Kraft der Tugend, nach des Verf. Ausdrucke, ein Zweig irgend eines Triebes seyn?

Dieß ist nun Eine aus den vielen Stellen, aus welchen die Unbekanntschaft des Verf. mit den Grundsätzen der wahren Moralphilosophie deutlich hervorleuchtet. Schon die Redensart „lebendige „Kraft

„Kraft der Tugend," in dieser Verbindung ist ein Beweis dieser Beschuldigung. Ist denn die lebendige Kraft etwa eine Eigenschaft oder Beschaffenheit der Tugend? Gibt es etwas Substanzielles, Tugend genannt, welches sich unter manchem Andern auch durch eine lebendige Kraft äußert? Mit einem Worte: ist die Tugend noch sonst etwas als lebendige Kraft? Mit nichten: sie ist die lebendige Kraft selbst, und nichts weiter, als lebendige Kraft. Folglich kann von einer lebendigen Kraft der Tugend eben so wenig, als von einem Luftzuge des Windes die Rede seyn. Beide Ausdrücke bezeichnen eine und dieselbe Sache.

Im dritten Kapitel: „über den Umgang der „Weiber mit Männern" finden sich einige gute Bemerkungen über die Verschiedenheit beider Geschlechter, welche weiter ausgeführt und unvermischt mit manchen schielenden und halbwahren Gemeinsprüchen sehr lehrreich hätten werden können. Bei der Erörterung der Frage: ob der Geschlechtsunterschied auch wohl den Karakter verändern könne, heißt es: „Alle unsere Ideen sind auf das Sinnliche gegründet: unsere Konstitution bestimmt unsere

„sere Sinnesart, das Physische bildet das Mora„lische." Ist denn auch die Idee der Gottheit, des Rechts und der Tugend auf das Sinnliche gegründet? Hat der Mensch keinen freien Willen, durch welchen er, unabhängig von seiner Konstitution, seine Sinnesart bestimmen kann? Liegt das Physische und Moralische nicht in zwei verschiedenen Welten, und kann dasjenige moralisch heißen, was durch irgend etwas Physisches gebildet wird?...

Das vierte Kapitel: „über den Umgang jun„ger Frauenzimmer mit Männern im Allgemeinen" fängt mit einer Schilderung der Weiber in der interessantesten Periode ihres Lebens an. Der Verf. will uns nemlich den Zustand eines jungen Mädchens beschreiben, welches, den Kinderjahren entwachsen, so eben die ersten Stufen des jungfräulichen Standes betritt. „Von nun an" — sagt er — „haben die Spiele und die Freuden der „Kindheit ihren Reiz verloren: nichts kann die „Sehnsucht stillen, die das Herz erfüllt. Wün„sche und Hoffnungen, Entzücken und Wehmuth „wechseln unaufhörlich, und die Thränen des

„Schmer-

„Schmerzes fließen häufig mit denen der Freude „zusammen."

Das wäre doch arg, wenn alle Mädchen von funfzehn, sechszehn, siebzehn Jahren sich in diesem traurigen Falle befänden. Aber dem Himmel sey Dank, daß der Verf. hier, wie an manchem andern Orte, ein wenig übertreibt. Er mag es nicht übel deuten, wenn wir ihn versichern, daß „jene „Welt, in deren Mitte er seinen Schatz von Be„merkungen gesammelt hat," und „jene Weiber, „denen er seine Bildung schuldig ist," nicht unter die vorzüglichen gehören. Diese Wünsche und Hoffnungen, dieses Entzücken und diese Wehmuth können sich schwerlich bei einem schuldlosen und unverderbten Mädchen von diesem Alter finden. Hat er wirklich dergleichen bei allen, oder nur bei den meisten Mädchen seiner Bekanntschaft gefunden, so bedauern wir ihn sehr, daß ihn sein Unstern gerade unter die zweideutigsten und verächtlichsten ihres Geschlechts geführt hat. Gewiß kann er darauf rechnen, daß die Achtungswürdigsten unter den Weibern diese Erfahrungen niemals an sich gemacht haben, und noch mehr darauf, daß ein Mädchen

in

in den Augen eines verständigen Mannes alles verloren hat, sobald ihm jenes gierige Sehnen und Trachten im Auge und in Mienen sichtbar geworden ist.

Wie ganz anders zeigt sich das reine, schuldlose und unverderbte Mädchen in dieser Periode! Es ist ein leises Uebergehen aus der fröhlichen Unbefangenheit der Kinderjahre in die sittsame Zurückgezogenheit des jungfräulichen Standes. Die Spiele der Kindheit haben ihren Reiz verloren, aber noch ist der milde Friede nicht aus ihrem Herzen geflohen. Keine wilde Sehnsucht schwellt ihr den jungen Busen, und noch hat sie keinen andern Wunsch, als Aeltern, Brüdern, Schwestern und ältern Freunden zu gefallen. Nur das veränderte Benehmen der Männer gegen sie macht ihr die große Veränderung, die mit ihr vorgegangen ist, allmählig merklich, und nur dann erst regt sich ein leises Vorgefühl ihrer künftigen Bestimmung, wenn bei der zärtlichen Sorgfalt irgend eines liebenswürdigen Jünglings ihre Wange roth wird, und die Schläge ihres Herzens sich verdoppeln. Lange dauert es und kostet nicht wenig Kämpfe, bis sie

sich selbst mit Zittern das Geständniß ablegt: Er ist mir nicht gleichgültig. Aengstlich blickt sie umher und fürchtet, daß jeder das Geheimniß ihres Herzens auf ihrer Stirne lesen möchte. Täglich liegt sie mit sich selbst im Streite, macht sich Vorwürfe, thut Gelübde, bricht sie wieder, und folgt, so scheint es ihr, wider Willen, der unwiderstehlichen Macht, welche mit unsichtbaren Banden alle Kräfte ihres Herzens gefesselt hält. Von jenem Entzücken, welches unaufhörlich mit Wehmuth wechselt, oder von den Thränen des Schmerzes, welche mit denen der Freude zusammenfließen, weiß sie noch gar nichts. Kein anderer Gedanke, kein anderer Wunsch, und keine andere Hoffnung wird jemals laut in ihrer Seele, als nur das einzige Verlangen, den Geliebten ihres Herzens über alles glücklich zu machen.

Das ganze Räsonnement des Verf. beweiset klärlich, daß er von den Herzensangelegenheiten einer reinen weiblichen Seele in diesem Zustande keine Kenntniß, für das wahrhaft Liebenswürdige keinen Sinn, und von der stillen Würde der Jungfräulichkeit keine Ahnung hat. Daß „die Weiber

„keine überirdische Göttinnen sind, welche sich nur „aus Mitleid zu Männern herablassen," geben wir ihm gerne zu. Aber daß von der Stunde des Eintrittes in den jungfräulichen Stand an „die „ganze Theorie ihres Umganges, die Richtschnur „aller ihrer Handlungen, die Grundlage aller ihrer „Politik" keine andere sey, als „dem Manne zu „gefallen, ihn zu fesseln und ihn zu besitzen," das ist, mit seiner Erlaubniß, sehr übertrieben, und gilt nur von einer gewissen Klasse der Mädchen, bei welchen die Freibeuter unsers Geschlechts ihre Rechnung finden, aus welchen aber kein verständiger Mann die Gefährtin seines Lebens wählen wird. Ein solcher wendet sich vielmehr an jene unbefangenen in sich selbst zufriedenen Wesen, auf deren Wange die Ruhe der Unschuld schimmert, in deren heiterm Auge Würde und Verschämtheit thront, und welche es kaum zu wissen scheinen, daß Männer in der Welt sind.

Ich berufe mich dreist auf das Gefühl jedes Mannes, der sich eines braven Weibes werth halten darf, ob er die künftige Gefährtin seines Lebens nicht hier am sichersten zu finden hofft? und

auf

auf das Urtheil eines jeden rechtlichen Weibes, ob eine Person ihres Geschlechts als heranwachsende Jungfrau, ohne sich selbst aufzugeben, anders empfinden und denken kann? Nun vergleiche man damit, was der Verf. in Folgendem sagt: „Ein „junges Mädchen, das zuerst in die Welt tritt, „sieht in jedem Manne den ihrigen; ja um recht „sicher zu gehen, möchte sie Alle erobern. Ohne „Aengstlichkeit zu mißfallen, fürchtet sie dennoch, „nicht genug zu gefallen, und um schleunig zu ih„rem Ziele zu gelangen, hält sie jeden Augenblick „für verloren.„ Ferner: „Von nun an fängt sie „an, ihr Betragen zu raffiniren, sie muß Aufmerk„samkeit erregen, es koste, was es wolle. Ihr „Putz, ihre Sprache, ihre Manieren, selbst ihr „Karakter, alles wird mit der äußersten Sorgfalt „gewählt; sie studirt sich in irgend eine Rolle, und „um recht liebenswürdig zu scheinen, hört sie auf, „es zu seyn.“

Wie gesagt, es mag dergleichen Geschöpfe geben, vielleicht heut zu Tage recht viele geben; aber Gott Lob! so weit ist es denn doch nicht gekommen, daß diese Schilderung auch nur auf die

Mehrheit der jungfräulichen Welt aus den gesitteten Ständen anwendbar wäre. Schämen sollte sich der Verf. über diese leichtsinnige Verunglimpfung, die er sich gegen die liebenswürdige Hälfte des Menschengeschlechts so unverantwortlich zu Schulden kommen läßt.

Zwar lenkt er bald wieder ein, und was er so eben noch als Beschreibung des ganzen Geschlechts gab, das scheint ihm in der Folge selber zu mißfallen. Er versichert die Weiber, „es bedürfe kei„ner Kunst, den Männern zu gefallen. Folgt der „Natur" — ruft er ihnen zu — „sie wird euch „von selbst dazu leiten! Zeigt euch in eurer wah„ren Gestalt! überlaßt euch eurem Herzen, wenn „könntet ihr liebenswürdiger seyn! Hier werdet „ihr die Grazie finden, die alles bezaubert, und „nie werdet ihr mehr gefallen, als wenn ihr es zu „vergessen scheint." Es springt in die Augen, daß der Verf. bei diesem wohlgemeinten Rathe an seine obige Schilderung gar nicht gedacht haben muß; denn wie könnte er sagen: folgt der Natur, wenn gerade ihre Natur sie zur Eroberung aller Männer antreibt? wie könnte er ihnen den Rath geben:

zeigt euch in eurer wahren Gestalt, wenn diese Gestalt wirklich so häßlich wäre, als er sie eben gemalt hat? und wie könnte er endlich verlangen, daß die Mädchen, um wahrhaft liebenswürdig zu seyn, sich ihrem eigenen Herzen überlassen sollten, wenn sich von diesem Herzen nichts Bessers rühmen ließ, als die heftigste Begierde, alle Männer zu unterjochen? Hoffentlich ist es nicht nöthig, den Lesern das Unbestimmte, Unzusammenhängende und Widersprechende in dieser Floskelnjagd weiter aus einander zu setzen. Ueberhaupt ist dieses ganze Kapitel eins der schiefsten und unglücklichsten im ganzen Buche. Es gibt den vollständigsten Beweis, daß der Verf. seines Gegenstandes auf keine Weise Meister war. Die Geschicklichkeit, eine Menge wohlklingender Phrasen an einander zu reihen, ist nicht dasjenige, was den Schriftsteller in den Stand setzt, einen Gegenstand mit Nutzen zu behandeln, wenn dazu Menschenkenntniß, Erfahrung und Lebensphilosophie gehört.

Herzlich bedaure ich übrigens die armen Mädchen, denen ein solches Buch als Kompaß auf der Reise durchs Leben in die Hände gegeben wird.

Das wenige Wahre und Gute, was sich daraus lernen läßt, ist gerade nicht dasjenige, was ein junges Mädchen bedarf. Des Gemeinen, Alltäglichen, Halbwahren und Unwahren ist aber so viel in demselben; der Geist der reinen Weiblichkeit wehet so selten, und der Eindruck, den das Ganze macht, zieht, statt zu erheben, so tief herab, daß junge Mädchen ihre Zeit besser benutzen können, als mit der Lesung einer solchen buntschäckigen Alltagsschrift.

Im fünften, sechsten und siebenten Kapitel wird von dem Umgange „junger Frauenzimmer mit „Männern im besondern,“ d. i. mit gewissen Klassen von Männern, als da sind: Brutale, Libertins, schmachtende Schäfer, Dummdreiste und Hagestolze, gehandelt.

Gegen Brutale, d. i. gegen solche, „die Alles „durch Gewalt erzwingen wollen; die in jedem „Frauenzimmer ihre Sklavinn sehen; für welche „jeder Widerstand Beleidigung, und die zärtlichste „Hingebung nichts als Schuldigkeit ist; die da „glauben, sich herab zulassen; deren Winke Befehle

„und

„und deren Launen Gesetze seyn sollen; die alles „unter ihrer Würde finden, und sich Götter in „Menschengestalt dünken," kurz gegen solche Männer, welche die Polizei von Rechts wegen einsperren sollte, und denen jedes rechtliche Mädchen auf hundert Schritte aus dem Wege geht, empfiehlt der Verf., „ein festes und würdiges Betragen zu „behaupten; Kleinigkeiten zu verzeihen scheinen; keine Hitze, wenn er weiter geht, aber „trockene, ernstliche Erklärung; ein wenig Persiflage oder Drohung mit einem männlichen Freunde." Diese etwas dunkeln Worte hätten wohl einer Erklärung bedurft, besonders die Kleinigkeiten, welche die Weiber brutalen Männern zu verzeihen scheinen sollten. Es ist die Schuld des Verf., wenn die armen Mädchen und Weiber in dieser Verlegenheit Dinge dazu rechnen, auf welche die peinliche Halsgerichtsordnung Lebensstrafe gesetzt hat, und um derentwillen die Tarquinier einst den römischen Thron verlassen mußten. Was die Drohung mit einem männlichen Freunde betrifft, so möchte sie in gewissen bedenklichen Augenblicken auch nur selten ihre Wirkung thun, denn nicht im-

mer sind jene unbarmherzigen Stürmer auch feig. Es gibt vielmehr Manchen unter ihnen, der jeden Augenblick bereit ist, mit Degen und Pistolen aller Welt zu beweisen, wie sehr er eines solchen Abentheuers werth war, und den also die Erwähnung des männlichen Freundes nur noch mehr in Harnisch bringen könnte. Wäre es daher nicht immer noch der klügste Rath für Mädchen und Weiber, dem grimmigen Löwen lieber weit aus dem Wege zu gehn, als sich der Gefahr, von ihm zerrissen zu werden, auszusetzen? Man überlege und entscheide; die Sache hat ihre Schwierigkeit.

Die Libertins theilt der Verf. ein in die wirklichen und in die affektirten Libertins.

Der wirkliche Libertin „geht einzig und „allein auf sinnlichen Genuß aus. Fast jedes „Frauenzimmer ist ein Gegenstand seiner Begierden, und ihrem Besitze opfert er alles auf. Ihm „stehen alle Reize des Umganges, alle Mittel der „Verführung zu Gebote, er ist ein Camäleon, das „sich in tausend Farben zeigt; ein Proteus, der „alle Gestalten anzunehmen weiß. Er hat das

„La-

„Laster in ein System gebracht, das sich schwer be„schreiben läßt, das aber zum Unglück des weibli„chen Geschlechts nur zu gut berechnet ist.“ Einen solchen ächten Libertin hält der Verf. für „einen äußerst gefährlichen Menschen.“ Für wen sind diese Menschen gefährlich? Vielleicht für junge, unerfahrne Mädchen? Das ließe sich hören. Aber nein, davon ist hier keine Rede. Ihre Gefährlichkeit hat wo anders ihren Grund; man höre: „Ein solcher Mensch hat nichts mehr als die „Gesetze der Konvention zu bekämpfen, gegen „welche die Natur sich selbst auflehnt. Er greift „die Sinnlichkeit an, welche sich ihm selbst „verräth; ihre freiwillige Niederlage macht „seinen ganzen Sieg. O wie schwer ist die Ver„theidigung gegen einen solchen Feind! wer mag „widerstehen, wo Natur und Kunst, Bedürfniß „und Zufall sich alle gegen uns verschwören! wer „mag hier mit glücklichem Erfolge kämpfen!“

Nun komme noch irgend ein Schwärmer und spreche von weiblicher Treue, Tugend und Keuschheit. Die armen Weiber,

sie tanzen nicht, weil sie der Kitzel sticht,
die armen tanzen, weil sie müssen!

An gutem Willen fehlt es heut zu Tage einer sehr großen Menge leichtfertiger Jünglinge und Männer nicht. Den Weibern, wie wir sehen, ist nun Niemand so gefährlich, als gerade diese Freibeuter, die auf nichts als sinnlichen Genuß ausgehen. Getrieben durch die unerbittliche Nothwendigkeit, und überwältigt von unwiderstehlichen Bedürfnissen fliegt jedes Weib den Geschöpfen jener Art auf den ersten Wink in die Arme. Fürwahr, es ist das größte Wunder, daß die Ausdrücke: Unschuld, Sittsamkeit, Tugend u. s. w. nicht schon längst in allen europäischen Sprachen ausgestorben sind. Noch einmal: arme, arme Weiber, wenn es so mit euch bestellet ist!

Wie mag wohl einer rechtlichen Frau, einem unschuldigen Mädchen zu Sinne seyn, wenn es hört und liest, daß dergleichen Karrikaturgemälde für Schilderungen eines Geschlechts ausgegeben werden, zu welchem es selbst gehört! Ich sehe im Geiste, wie mehr als eine wackere Frau das

Buch

Buch unwillig aus der Hand wirft und feuerroth ausruft: wie wenig kennen uns diese Sudler!

In der That nur völlig verunglückte Geschöpfe können sich jenen gierigen Wollüstlingen gegenüber in solcher Noth befinden; und wenn es wirklich um die Festigkeit der Weiber in jenem Zirkel, in welchem der Verf. lebt, so traurig steht, als er es hier schildert, so hat er Ansprüche auf das herzliche Mitleiden aller derjenigen, welche die Weiber von einer bessern Seite kennen gelernt haben.

Statt in der Folge Mittel anzugeben, durch welche bei so gefährlichen Versuchungen die Weiber sich noch einigermaßen retten könnten, verliert sich der Verf. in ein allgemeines Räsonnement über den durch die bürgerliche Gesellschaft herbeigeführten „Zwang, welchen die Weiber ihrem Instinkte „anthun müßten; über die daraus entstehende „Pflicht, der man den Namen Tugend zu „geben pflege, welche doppelt schwer und zwiefach „verdienstlich sey, weil sie die Natur zu bekämpfen „habe," und über vieles andere, welches mit gewöhnlicher Derbheit gesagt ist, und die Behaup-

tung immer mehr bestätigt, daß der Verf. von allem, was zur ächten Weiblichkeit gehört, gar keine Kenntniß habe. Ich werde in der Folge noch auf diesen Punkt zurückkommen; daher jetzt weiter kein Wort davon. Nur das Eine noch: der Grundirthum unsers Verf. und Aller seines Gleichen in ihrem Urtheile über die Weiber und die Hauptquelle ihrer schiefen Darstellung des Verhältnisses beider Geschlechter ist die Einbildung, daß der Trieb, welcher die beiden Geschlechter zur Vereinigung treibt, ein und derselbe sey, im Manne wie im Weibe, und sich in beiden auch auf gleiche Weise äußere. Daß die Liebe des Weibes etwas anderes ist, als der Geschlechtstrieb des Mannes, davon wissen sie nichts, und so haben sie denn freilich auch keine Ahnung von den ungeheuern Fehlgriffen, welche sie sich zu Schulden kommen lassen, so oft sie über diesen Gegenstand herfallen.

Die affektirten Libertins werden wieder eingetheilt erstlich in solche, „die für begünstigte „Alcibiaden gelten wollen, welche alles besiegen;" und zweitens in „sentimentale Liebhaber, die überall siegen." Gegen die Ersten wird als das beste

Mit-

Mittel, um sie gleichsam mit einem Streiche zu entwaffnen, die tiefste Verachtung vorgeschlagen, und in besondern Fällen auch die Bedrohung der männlichen Anverwandten, von welchen schon einmal die Rede gewesen ist. Die sentimentalen Libertins „muß ein kluges Frauenzimmer nur immer „mit gleicher Würde und höflicher Kälte behandeln. „Fortgesetzte Persiflage möchte aber das Uebel nur „ärger machen, da diese Menschen alles für baare „Münze annehmen.“

Die affektirten Libertins der ersten Art kommen, wie man sieht, am schlimmsten weg. Warum sollen diese unschädlichen Windbeutel gerade die härteste Strafe: Verachtung, leiden? Ich finde das nicht billig, da die andern losen Wichte, besonders die brutalen, so gelinde behandelt werden.

Was die schmachtenden Schäfer anbelangt, d. h. solche Personen des männlichen Geschlechts, die „schwermüthig und unglücklich sind, weil ihr Liebchen nicht will, wie sie wollen; die um ein Fächeln um den Saum ihres Kleides vor Wonne „zerfließen, und um ein Mäulchen ihre Seele aus-

„hau-

„hauchen,“ so soll diesen mit Höflichkeit und Güte erklärt werden, „daß man sich diese Bemerkungen, „oder wenigstens auf diese Art, verbittet, daß „man Jeremiaden zu langweilig findet, und sei„nen freien Willen verlangt.“

Die Dummdreisten und Zudringlichen sollen durch „ein kaltes und würdevolles Betragen in ihren „Schranken gehalten werden. Man soll die lästige „Vertraulichkeit dieser Leute durch ein feines, auch „wohl feierliches Betragen entfernen, und nie mit „ihnen von seinen Verhältnissen sprechen.“

In Absicht der Hagestolzen wird mit Recht erinnert, daß man nicht alle unverheirathet gebliebene Männer ohne Ausnahme verdammen dürfe. Es werden einige Beispiele von solchen Hagestolzen aufgeführt, welche nicht blos unser Mitleiden, sondern wohl gar unsere Hochachtung verdienen. Wenn der Verf. aber auch folgende drei dahin rechnen will:

„den Mann vom rauhen, störrischen Karakter, „der sich mit niemanden, als mit sich selbst „verträgt;“

„den

„den eifrigen Künstler und Gelehrten, dessen
„Arbeit sein einziger Genuß, dessen Enthu-
„siasmus seine einzige Leidenschaft ist; dessen
„große Phantasie und gigantische Thätigkeit
„sich nicht in diesen Zirkel beschränken läßt;
„der Alles ins Große sieht, und dessen Geist
„keiner Abhängigkeit fähig ist;“

endlich den Unglücklichen, „der seine geliebte
„Braut durch den Tod verloren hat, und
„dessen Herz nun keine andere befriedigen
„kann;“

so hat er sicher Unrecht; denn von allen dreien läßt sich zeigen, daß sie keine rechtmäßige Ursache haben, sich der Ehe zu entziehen.

Wer einen störrigen Karakter hat, soll denselben ablegen, und sich eines sanftern und gefälligern Betragens befleißigen, welches ein jeder kann, der sich mit festem Willen dazu entschließt.

Wer durch seine Leidenschaft für Künste und Wissenschaften so sehr gefesselt wird, daß er sich den Zerstreuungen der Ehe nicht hingeben mag, der

soll

soll bedenken: daß gerade diese Zerstreuungen ihm unentbehrlich sind, weil sie ihn abhalten werden, sich in seinem genialischen Fluge zu verlieren; weil er durch sie die heilsame Verbindung mit der wirklichen Welt am besten unterhalten, und bei körperlicher Gesundheit und längerm Leben mehr leisten wird, als mit einem kränklichen Körper in einer kürzern Lebensdauer, auf die er sich in seiner Lage als Hagestolz ganz sichere Rechnung machen kann. Er soll ferner bedenken: daß Jeder, der ein Weib ernähren und Kinder erziehen kann, die Pflichten gegen die Gesellschaft verletzt, wenn er, aus was immer für Gründen (einen einzigen bekannten Fall ausgenommen) sich der ehelichen Verbindung entzieht. Endlich soll er sich die bedeutungsvollen Worte eines großen Philosophen zu Gemüthe führen: daß die Ehe die einzige durch Natur und Vernunft begründete Art des erwachsenen Menschen zu existiren, und daß die unverheirathete Person nur zur Hälfte Mensch sey.

Das Letzte gilt auch für den Unglücklichen, dem der Tod seine Geliebte geraubt hat. Für ihn dient auch noch die Bemerkung, daß Redensarten,

wie folgende: „Theurer geliebter Schatten! du „hast meine Thränen gesehen, du hast meine „Schwüre gehört, ich bin ewig der Deinige!“ in der wirklichen Welt nur in den ersten Stunden und Tagen nach dem schmerzhaften Verluste, an ihrer Stelle stehen, sonst aber keinem gesetzten und entschlossenen Manne ziemen, und nur auf dem Theater oder im Romane ihre Wirkung thun. Der Mensch ist nicht zum trüben Nachsinnen über einen unwiderbringlichen Verlust, sondern zur Thätigkeit geschaffen. Ein heftiger Schmerz kann ihn einige Augenblicke auf seiner Laufbahn anhalten; aber selbst das größeste Unglück darf ihn nicht abhalten, sein vorgestecktes Ziel mit rastlosem Eifer zu verfolgen. So will es die Pflicht.

Dem nachdenkenden Leser, wenn er sich bis hierher glücklich durchgearbeitet hat, muß es auffallen, daß unter dieser Rubrik nicht noch von mehrern Klassen des männlichen Geschlechts die Rede ist. Gibt es denn keine Arten von Männern, mit welchen die Weiber in gesellschaftliche Verhältnisse

kommen, als: Brutale, Libertins, schmachtende Schäfer, Dummdreiste und Hagestolze? — Freilich ist in der Folge noch die Rede von verheiratheten Männern, Liebhabern, Geliebten und Rivalen; aber diese können unmöglich mit den Ersten unter einem und demselben Eintheilungsprinzipe stehen. Ich habe mir einige Mühe gegeben, den Grund der hier gebrauchten Klassifikation zu erforschen, bin aber nicht so glücklich gewesen, auf diesen Grund zu treffen. Wenn ich die Brutalen, Libertins, schmachtenden Schäfer und Dummdreisten etwa unter die Rubrik bringen wollte: „Nichtswürdige Männer, mit denen ein ehrliches Weib, „ohne ihre Schuld, wohl zusammen kommen kann, „mit denen sie sich aber gar nicht einlassen darf," so fiel mir erstlich ein, daß die Liste in diesem Falle bei weitem nicht vollständig sey, indem z. B. Beutelschneider, Quacksalber und Schatzgräber eben so gut dahin gehört hätten; zweitens konnte ich alsdann nicht begreifen, warum gerade von dem Gegentheile dieser löblichen Zunft, nemlich von den rechtlichen Männern, gar kein Wort gesagt worden wäre. Da ich die Ueberschrift: „verheirathete

Män-

Männer" fand, so fiel ich natürlicherweise gleich auf die entgegengesetzten „unverheiratheten Männer," unter welche sich denn die Hagestolzen ganz bequem bringen ließen. Aber es gibt doch noch mehr unverheirathete Leute, die man wegen ihrer Jugend nicht Hagestolze nennen kann, Jünglinge und Männer, die wegen ihrer bürgerlichen Verhältnisse nicht heirathen können, ob es ihnen gleich nicht an gutem Willen fehlt, z. B. Soldaten, Juden, Kandidaten, Kaufmannsdiener, Studenten, Schüler und Gesellen; wo bleiben diese? So habe ich noch manches Princip der Reihe nach geprüft, und bin mit keinem durchgekommen. Ich möchte daher den Verf. wohl bitten, in einer der nächsten Auflagen seinen Eintheilungsgrund gefällig anzugeben, damit ich meinen Vorwurf: daß alles bunt durcheinander liege, daß die einzelnen Materien auf gut Glück zusammengerafft, und ohne Plan und Ordnung an einander geleimet seyn, gehörig zurücknehmen könne.

Im achten Kapitel „über den Umgang junger Frauenzimmer mit verheiratheten Männern" hätten sich wohl noch schicklichere und bessere Sachen vor=

bringen lassen. Auch hier ist Manches schwankend, vieldeutig und unbestimmt. Doch, um die Geduld der Leser nicht zu mißbrauchen, unterdrücke ich manche Bemerkung, die ich noch auf dem Herzen habe, weil sie nur minder bedeutende Sünden des Verf. betreffen.

Im neunten Kapitel „über die Freundschaft mit Männern“ macht der Verf. die wahre Bemerkung, daß Freundschaften zwischen jungen Mädchen und Männern immer verdächtig sind, und räth mit Recht, auf alle theilnehmenden Empfindungen ein wachsames Auge zu haben, wenn die äußeren Verhältnisse einer ehelichen Verbindung nicht günstig sind. Aber anstatt nun etwa zu sagen: „Wenn „ihr meinen Rath nicht befolgt, und gleich Anfangs, „da es noch Zeit ist, eine solche vorgebliche Freund„schaft abbrecht, so bereitet ihr euch und eurem „Freunde eine traurige Zukunft. Diese Freund„schaft wird sich bald genug als Liebe zeigen, und „ihr werdet dann die Wahl haben, entweder einen „Mann zu heirathen, mit welchem ihr, wenn der „Rausch verflogen ist, ganz gewiß unglücklich seyn „werdet, weil ihr nun einmal abhängig seyd vom

„Ran-

„Range, Geburt, Vermögen und Verwandten; „oder — euch von ihm loszureißen, welches eben„falls für ihn und euch eine reichliche Quelle von „Schmerz und Kummer seyn wird," anstatt so schlecht und recht von der Sache zu sprechen, läßt er sich folgendermaßen vernehmen: „Unglückliche! „was beginnt ihr? Könnt ihr je die Seinige wer„den? Hängt ihr nicht von eurem Range, von „eurem Reichthume, von der Wahl eurer Verwand„ten ab? Seyd ihr stark genug, dem Allen zu ent„sagen? Wollt ihr der Niedrigkeit, der Armuth, „der Verachtung trotzen? Wollt ihr den Haß, den „Fluch, die Verfolgung eurer Familie auf euch la„den? Glaubt ihr ewig in diesem Rausche, in die„ser Begeisterung leben zu können, und werdet ihr „nie zur schrecklichsten Reue erwachen? — Nein, „ihr könnt, ihr dürft diese Opfer nicht bringen! „So überlaßt denn euren Freund den Qualen, der „schmerzlichsten Täuschung! Lächelt über eure „Schwäche; laßt ihn verlassen und verachtet im „Rausche verbluten, und vergeßt in den Armen „eines Andern, bis auf den Namen jenes Unglück„lichen."

Wozu doch solche Uebertreibungen? Mit alle diesem erzwungenen Wortprunke wird ja doch die Armuth der Gedanken sehr wenig verdeckt.

Unter die unserm Schriftsteller gewöhnlichen Ueberspannungen gehört auch noch in diesem Kapitel der Satz: „Liebe ist keine Tugend, Liebe ist eine Schwäche;" das Erste ist eben so wahr, als das Letzte falsch ist. Ein Weib, welches sich von dieser Schwäche frei gemacht hätte, wäre kein Weib mehr, und mit einem solchen „Bastard, der nicht lieben kann," möchte sich wenigstens kein Mann etwas zu schaffen machen. Ferner heißt es: „Hinweg mit euren Romanen, mit euren „schwärmerischen Philosophen, die blos nach Ge„fühl räsonniren, ihre Moral ist ohne Anwendung." Wie unbestimmt, schief und widersinnig ist das ausgedrückt! Es gibt gute und schlechte Romane, und wenn man gegen die Siegwarts und Elisen warnen muß, so darf man doch Clarissa und Sophiens Reisen dreist den Weibern empfehlen. Was mögen aber wohl für schwärmerische Philosophen gemeint seyn, die blos nach Gefühl räsonniren? und wenn es deren gibt, wer hat

sie

sie in den Händen deutscher Frauen und Mädchen gesehn? und ist ihre Moral deswegen verwerflich, weil sie ohne Anwendung ist? (soll wohl heißen, weil sie nicht angewendet werden kann oder darf?) ich denke, eine verwerfliche Moral ist deswegen verwerflich, weil sie falsch ist, und nicht deswegen, weil sie nicht anwendbar ist, wenigstens wird das von jener Moral gelten, welche der Verf. im Sinne hatte.

Wer das weibliche Geschlecht über dessen wichtigste Angelegenheiten und Verhältnisse zu belehren unternimmt, der sollte sich doch vor allen Dingen erst richtige Begriffe über das, was er sagen will, erworben haben, und sollte dann ferner die Kunst studiren, was er richtig gedacht hat, deutlich, bestimmt und angenehm vorzutragen. Wer in beiden noch so weit zurück ist, wie dieser Verf., der thäte wahrlich besser, wenn er schwiege.

Das zehnte Kapitel „über den Umgang mit Liebhabern, Geliebten und Rivalen" ist, nach meinem Gefühle, unter Allen am Besten gerathen. Es kommen hier sehr gute Bemerkungen über das

Verhältniß eines jungen Mädchens gegen den geliebten Mann vor, und ich unterschreibe z. B. folgende Stelle mit ganzer Ueberzeugung: „Jede „Liebkosung, vor welcher du erröthest, kostet dir „einen Theil seiner (des Geliebten) Achtung. Nicht „diese Gefälligkeiten, deine Tugenden müssen ihn „an dich fesseln. Männliche Liebe fängt bei den „Sinnen an; weibliche Liebe ist Herzensbedürfniß. „Zieht euren Freund zu euch hinauf, sucht seine „Gefühle durch die eurigen zu veredeln, und zittert „vor jedem Genusse, der nicht durch die Ehe geheiligt ist.“ Wer sollte glauben, daß diese Worte aus eben der Feder geflossen sind, die so manches Falsche und Zweideutige über Weiber und Männer niedergeschrieben hat. Man vergleiche nur einmal dieß Urtheil über die weibliche Liebe mit manchen Aeußerungen des Verf. über diesen Gegenstand im sechsten Kapitel, wo er vom Betragen der Weiber gegen die Libertins spricht und mit mehrern andern Stellen, die ich angedeutet habe. Man wird den großen Unterschied leicht entdecken.

Im eilften Kapitel ist die Rede von „einigen Fehlern im Umgange mit Männern.“ Diese Fehler sind:

sind: Koketterie, Sprödigkeit, Blödigkeit, Vertraulichkeit, Prätensionen und Launen. Ueber alles dieß findet man aber nichts, als einige flüchtige Bemerkungen mit häufigen Gemeinsprüchen, unpassenden Schilderungen und unerwarteten Absprüngen gemischt.

Bei Gelegenheit der Koketterie aus Eitelkeit, welche der Verf. von der allen Weibern angebornen und also natürlichen Koketterie mit Recht unterscheidet, hätte er uns, statt einer Amalie, „die den Plan gemacht hat, einen Mann auszusu„chen, es koste was es wolle," und statt einer Auguste, „die sich für die Erste ihres Geschlechts hält „und ausschließend über alle Männer herrschen will," er hätte uns, sage ich, begreiflich machen sollen, wie etwa gute Mädchen auf den Irrthum kommen können, zu glauben, daß dieses Bestreben, Alle zu erobern, sie zum Ziele einer glücklichen Verbindung mit einem braven Manne führen werde: er hätte zeigen sollen, wie in dem sanften Herzen eines Weibes ein unnatürliches Vergnügen entstehen kann, wenn sie eine Anzahl wackrer Männer und Jüng-

linge an ihren Siegeswagen gefesselt sieht: dieß würde unterhaltender und lehrreicher gewesen seyn.

Von der Sprödigkeit behauptet er: „sie „pflegt bald Folge der Politik, bald Maske des „feurigen Temperaments, bald Wirkung des phlegmatischen zu seyn.“ Die ersten beiden, glaubt er, verfehlen ihren Zweck, welches wohl nicht immer der Fall seyn dürfte, und die letzte, nemlich die Sprödigkeit aus Phlegma, hält er für unverbesserlich. Was heißt das? Glaubt er, daß es Weiber gibt, welche immer und ewig gleichgültig gegen die Männer bleiben? Wie wenig kennt er die Weiber! Aber freilich seine Vermischung der Liebe mit der Sinnlichkeit verrückt ihm auch hier den Gesichtspunkt. Von der letzten kann ein Weib ganz und gar frei seyn, aber es gibt kein weibliches Herz, in welchem der Zunder zur Liebe fehlte.

Blödigkeit, in der gewöhnlichen Bedeutung des Worts, kann dem jungen Mädchen nicht als Fehler angerechnet werden; vielmehr möchte das Gegentheil beim ersten Eintritte in die Welt

nur

nur selten einen guten Eindruck machen. Das gezwungene ängstliche Benehmen verliert sich mit der Zeit von selbst, und wenn eine gewisse Blödigkeit, die gar wohl mit Ruh und Unbefangenheit verbunden seyn kann, nicht mit verloren gegangen ist, desto besser. Das liebenswürdige Mädchen gewinnt offenbar dadurch in den Augen verständiger Männer.

Die Vertraulichkeit ist nach dem Verf. entweder ein Fehler der Erziehung oder Karakterschwäche. Beide sind in flüchtigen Abrissen gezeigt. Der letzte Fehler fällt indessen nicht eigentlich dem Karakter, sondern vielmehr dem Mangel an Welt- und Menschenkenntnissen zur Last.

Die Launen und Prätensionen kommen am kürzesten weg. „Sie veranlassen — „heißt es — eine Menge Fehler, die sich nicht „im Allgemeinen bestimmen lassen.“ Als Mittel dagegen wird folgender Rath ertheilt. „Suchet „die Quelle zu verstopfen; mit einem Worte, sucht „besser zu werden, und ihr bedürft keiner Regeln.“ Ja wohl, das weiß der Himmel! Nur Schade, daß der Verf. nicht früher auf diesen erhab'nen Ge-

Gedanken fiel; wie viele Arbeit hätte er sparen können!

Das zwölfte Kapitel „über das Betragen häßlicher Frauenzimmer“ fängt also an: „Es ist mit „dem Schönen und Häßlichen, wie mit dem Süßen „und Sauern: jenes liegt in unsern Augen, dieses „in unsern Zungen, und beides ist nach unserm „Geschmacke verschieden. Wir wissen nicht, „was schön und häßlich ist, aber wir fühlen es. „Worin bestehet die Schönheit, worin bestehet die „Häßlichkeit? Was bekümmert mich das? Du „bist schön für mich, ich liebe dich; du kommst „mir häßlich vor, ich verabscheue dich; meine Sinnlichkeit wirkt ohne mein Zuthun; ich bedarf keiner Aesthetik dazu.“

Freilich ist keine Aesthetik, ja nicht einmal ästhetisches Gefühl nöthig, um zu wissen, wodurch die Sinnlichkeit angezogen und zurückgestoßen wird. Hierin hat kein Winkelmann und kein Göthe vor einem Leipziger Markthelfer das Mindeste voraus. Wer sich aber den Gegenstand unsers sinnlichen Begehrens schön zu nennen erdreistet,

der

der soll wissen, daß er gar nicht werth ist, das Wort Schönheit zu nennen, indem er auch nicht die ersten Begriffe davon hat. Zwar ist es richtig: wir wissen nicht, was schön ist, wir fühlen es; aber ohne Dazwischenkunft der Urtheilskraft würde dieß Gefühl bei dem Menschen eben so wenig möglich seyn, als es beim Ochs und Esel möglich ist. Die ganze Thierwelt im Wasser und in der Luft, auf der Erde und in der Erde, ist überall mit jener Sinnlichkeit begabt, von welcher der Verf. spricht: sie liebt und verabscheuet auf dieselbe Weise, als er von sich rühmt; und doch trägt man billig Bedenken, das Wort Schönheit zu brauchen, so bald von dem Gegenstande dieses Liebens und Verabscheuens die Rede ist.

Doch es verlohnt nicht der Mühe, sich mit dem Verf. in Erläuterungen über einen Punkt einzulassen, welcher völlig außerhalb seines Gesichtskreises zu liegen scheint. Er bricht ohnedieß nur seine Bemerkungen vom Zaune, um auf die häßlichen Frauenzimmer zu kommen, denen er den Rath gibt, durch Talente, Liebenswürdigkeit und Tugend den Mangel an Schönheit zu ersetzen; wogegen

gegen denn natürlich niemand etwas einzuwenden haben wird.

Im dreizehnten Kapitel „über den ehelichen Umgang" geht das Uebertreiben wieder los. Nachdem der Verf. gesagt hat, daß mit der Verheirathung eine neue Periode des weiblichen Lebens eintritt; daß die Verhältnisse der Weiber nun sicherer und ihre Pflichten wichtiger geworden sind, bricht er in die Worte aus: „Ich sage Pflichten; aber „wie wenig Weiber kennen dieselben, wie wenig „wissen sie auszuüben! Für die Meisten ist die „Ehe nichts, als eine schickliche Versorgung; sie „befreiet sie von dem älterlichen Joche, und gibt „ihnen das Privilegium größerer Zerstreuungen. „Die Lasten sind für den Mann, er ist glücklich ge„nug, ihr Sclave zu seyn. Sie wollen allein „gewinnen, allein genießen; sie fordern Alles, „und geben Nichts dafür."

Mit einer solchen Ungerechtigkeit kann der Verf. im Angesichte der ganzen Welt über die Weiber unserer Zeit herfallen, weil er vielleicht in seinem beschränkten Kreise nur wenig achtungswürdige

Frauen

Frauen kennen zu lernen das Unglück gehabt hat. Ich meines Theils finde durchaus nicht, daß, zumal im Mittelstande, die Ehe von den meisten Weibern für nichts weiter, als für eine schickliche Versorgung angesehen wird. Im Gegentheile fehlt es nicht an Beispielen treflicher Mädchen, welche, dem Rufe der Liebe folgend, alle Bequemlichkeiten des väterlichen Hauses mit Freuden verlassen, um ein kleines Loos, um Sorgen, Arbeit und Mühseligkeit mit einem geliebten Manne zu *theilen*. Wie Manche gibt es, die als Mädchen im Hause reicher und angesehener Aeltern alle Zerstreuungen und Annehmlichkeiten des gesellschaftlichen Lebens genoß, und, von der Liebe gerufen, mit entschlossenem Muthe in das Haus eines Mannes zog, wo Alles dieß, wie sie voraus sahe, ein Ende haben, wo die Last der Haushaltung auf ihren zarten Schultern liegen, und die gewissenhafte Erfüllung der Gatten- und Mutterpflichten nur selten Vergnügen und Zerstreuung erlauben würde. In den zahlreichsten Klassen des Bürgerstandes wissen die Mädchen recht gut, daß mit dem Hochzeitstage die Zeit der Zerstreuungen zu Ende geht,

und daß ihr ganzes künftiges Glück an die Erfüllung ihrer Berufspflichten gebunden ist. Mit dem älterlichen Joche hat es heut zu Tage nicht viel mehr auf sich. Daß es aber im Ehestande viel Unannehmlichkeiten zu ertragen gibt, welche nur Liebe allein zu ertragen Kraft hat, daran zweifelt keine, die den wichtigen Schritt zu thun entschlossen ist.

Gibt es in unserm Zeitalter noch Weiber, die alle Lasten auf ihren Mann wälzen; die sich einbilden, der Mann sey glücklich genug, ihr Sclave zu seyn: so ist doch nichts gewisser, als daß diese nicht unter die Regel, sondern unter die Ausnahmen gehören. Von diesen wenigen ausgearteten Weibern, aber nimmermehr von den Meisten dieses Geschlechts mag denn allenfalls auch die harte Beschuldigung gelten, daß sie allein gewinnen, allein genießen wollen, daß sie Alles fordern und nichts dafür geben.

Ueberhaupt sind es nur die oberflächlichen Beobachter, welche an den Weibern so oft eine unmäßige Sucht zu genießen wahrgenommen haben. Die Natur der Weiber ist allen eigennützigen Trieben

ben weit weniger dienstbar, als die Natur der Männer. Ihre Fehler entspringen weit mehr aus Liebe und blinder Anhänglichkeit an Väter, Mütter, Brüder, Schwestern, Liebhaber, Männer und Kinder, als aus dem eigennützigen Verlangen, sich selbst zu vergnügen.

Ueber diese und viele damit verwandte Punkte aber tappt der Verf. noch völlig im Dunkeln, wie unter andern auch aus folgender Aeußerung erhellet: „Die Liebe ist ein natürliches Gefühl, die Ehe „ist ein künstliches Band; die Liebe ist die „Tochter der Freiheit; die Ehe ist die Fessel der „Sclaverei.“ So viel Worte, beinahe so viel Unrichtigkeiten. Es ist nicht wahr, daß die Ehe ein künstliches Band ist; sie ist vielmehr ein höchst natürliches, ja das einzige natürliche Band zwischen erwachsenen Personen beiderler Geschlechts, welche sich lieben. Kein unverdorbenes Weib kann den Gedanken ertragen, irgend einem andern Manne anzugehören, als demjenigen, den sie einmal aus freier Liebe gewählt hat. Es ist eben so unnatürlich, daß ein rechtliches Weib aufhöre, ihren rechtlichen Mann bis an den letzten Hauch ihres Le-

bens zu lieben, als daß die Bohnenranke sich von selbst loswinde von dem Stabe, um welchen sie sich einmal geschlungen hat. Der Wechsel in der Liebe, wenn der Mann das ist, was der Name sagt, läßt sich ohne tiefe Lasterhaftigkeit des Weibes gar nicht denken. Das Weib ist geboren, zu lieben, und ewig zu lieben, wenn sie ihren Gegenstand gefunden hat. Es fällt ihr gar nicht ein, sich durch diese freiwillige Aufopferung ihrer Freiheit beschränkt zu fühlen. Sie hat von dem Augenblicke an, wo sie sich in die Abhängigkeit des geliebten Mannes hingibt, keinen andern Wunsch mehr, als ihm zu gefallen, und die Ursache seines Glücks zu seyn. Sie weiß ohne allen Unterricht von selbst, daß nur die eheliche Verbindung ihre wahre Sphäre ist, und daß sie von jetzt an außer derselben eben so wenig gedeihen kann, als der Fisch außer seinem Elemente, dem Wasser, gedeiht.

Mit dem Manne ist es nicht anders. Nur Wollüstlinge, nur Loveloces und Valmonts suchen nichts, als augenblicklichen sinnlichen Genuß bei einem Weibe, das ihnen gefällt; nur diese haben Scheu vor einer dauerhaften Verbindung, und kön-

können den verruchten Plan fassen, eine Unschuld zu verführen, eine Zeitlang mit ihr zu tändeln, und sich nach einigen Monaten auf ewig von ihr zu trennen. Dem edlen Manne kommt niemals der Gedanke ein, ein Wesen zu verlassen, das, im Vertrauen auf seine Liebe, Vater und Mutter verließ, und alle Ansprüche an die Freuden dieses Lebens von ihm und seinem Willen abhängig machte.

Es ist daher auch eine ganz falsche Ansicht der Ehe, daß sie „ein förmlicher Vertrag sey, worin „beide Theile sich verpflichten, sich einander glücklich „zu machen; daß die Ordnung der Gesellschaft die „natürlichen Gefühle ihrem Gesetze unterworfen „habe,“ kurz, daß die Ehe ein bloßer bürgerlicher Vertrag sey, denn das ist es doch wohl eigentlich, was der Verf. sagen will. Es ist dieß nun freilich die herrschende Meinung unsers Zeitalters, aber sie ist dessen ungeachtet grundfalsch.

Man setze den Fall: die Obrigkeit eines Landes machte auf der Stelle bekannt: die Ehen sollten von heute an keine bürgerliche Gültigkeit mehr haben; beide Geschlechter sollten von nun an in

ihren Geschlechtsverhältnissen gar nicht mehr beschränkt werden; es sollte kein Unterschied zwischen Ehefrauen und Lustdiener, zwischen ehelichen und unehelichen Kindern mehr statt finden, so frage ich: welches Mädchen aus der gebildeten Klasse (denn von diesen kann allein die Rede seyn) wird sich künftig einem Manne aus andern Beweggründen ergeben, als weil sie ihn liebt, ihn einzig liebt, und ihn ewig zu lieben entschlossen ist? und welcher edle Mann wird, indem er um ihre Liebe wirbt, den heimlichen Gedanken sich erlauben, sich nach einigen Jahren von ihr zu trennen, oder neben ihr noch ein paar Beischläferinnen zu haben? wird ihre Verbindung also nicht eine wirkliche Ehe seyn, ohnerachtet keine Obrigkeit sie bestätigt? wird ihr Bündniß unter andern Bedingungen zu Stande kommen, als unter den nemlichen, welche jedes Trauungsformular enthält? wird der gewissenhafte und unverderbte Mann, und wird die gewissenhafte und unverderbte Frau sich nun weniger gebunden halten, weil kein Zwangsgesetz mehr da ist? Ich kann dreist das Urtheil allen gefühlvollen und verständigen Lesern beiderlei Geschlechts überlassen, welche

wis-

wissen, was Liebe ist, und welche von der laxen Denkungsart dieses Zeitalters nicht ganz und gar verblendet worden sind.

In diesem Kapitel findet sich auch noch der Ausspruch: „Nichts fesselt die Männer stärker, „als die Sinnlichkeit; wer diese zu leiten und zu „schonen weiß, der hat alles gewonnen.“ Dieß steht nun erstlich im geraden Widerspruche mit einigen Aeußerungen des Verf. im vorigen Kapitel. Z. E. „Was macht die Ehen glücklich? Nicht die „Reize, sondern die Tugenden der Weiber. Die „Sinnlichkeit ermüdet, die Achtung erhält sich“ u. dgl. Zweitens ist es gegen die tägliche Erfahrung. Ohne wahrhaft achtungswürdig zu seyn, hat noch nie ein Weib mit allen Künsteleien von neuen Kleidern und verändertem Kopfputze u. s. w. die Liebe eines verständigen Mannes bis ans Ende behauptet.

O! wählt daurendes Gepränge,
Denn ihr könnts!
Tugend macht die Lebenslänge
Und die Ewigkeit zum Lenz.

Das vierzehnte Kapitel beschäftigt sich mit „dem ehelichen Umgange insbesondere.“ Hier kommen wieder einige gute Bemerkungen vor, besonders über die Behandlung heftiger, eifersüchtiger, hypochondrischer, veränderlicher, treuloser, spielsüchtiger Männer, nebenbei aber auch vieles Alltägliche, Gemeine, Unpassende und Unzusammenhängende. Z. E. gleich der Anfang: „die Ehe „gleicht dem Lottospiele; der Nieten sind mehr als „der Treffer. Wer gewinnt, gewinnt Alles; „wer verliert, verliert Alles; (ist das bei dem „Lottospiele der Fall?) gut oder bös, man muß „mit seinem Loose zufrieden seyn.“ Ferner: „der „größte Hypochondrist ist nicht selten ein edler, vor„treflicher Mann, dem nur ein milderes Klima „oder eine günstigere Lage fehlt.“ Ferner: „Dein „Mann ist dir untreu, aber ehe du es glaubst, su„che dich wohl zu überzeugen; die Weiber vergessen, „daß auch die besten Männer ihre trüben Stunden „haben, daß ihre Sinnlichkeit so leicht zu beleidi„gen ist, und die Perioden des unwillkührlichen „Ekels unvermeidlich sind.“ (Sollte das wirklich wahr seyn?) „Ueberhaupt hüte dich vor eifersüch-

„tigen

„tigen Grillen, du beleidigst deinen Mann, du be„leidigst dich selbst. Hältst du ihn einer Untreue „fähig, so scheinst du sie zu verdienen; selbst „die Idee der Möglichkeit ist deiner und seiner un„würdig." (Wenn das ist, so kann der obige Rath: „ehe du es glaubst, suche dich wohl zu überzeugen," ganz wegfallen. Wer sich überzeugen will, der muß untersuchen; wer untersuchen will, der muß wenigstens den Gegenstand seiner Untersuchung für möglich halten.)

Im funfzehnten Kapitel schildert der Verf. den Einfluß der ehelichen Liebe auf den männlichen und weiblichen Karakter ziemlich wahr und lebhaft; nur daß er selbst in seinen gelungensten Schilderungen sich nicht enthalten kann, zu übertreiben. Zwar sagt er im Anfange dieses Kapitels: „ich bin Feind „aller Uebertreibungen; romantische Begriffe (was „heißt das?) sind die Pest des Lebens;" aber ich frage, ob folgende Stelle keine Uebertreibung enthält: „Was ist der Mann, so lange er ehelos „bleibt? Ein einsames, egoistisches Wesen, das „an Niemand, und an dem Niemand hängt," ist das wirklich bei jedem ehelosen Manne der Fall?

Aber noch besser, „die Debauche erschöpft seine be„sten Kräfte, und tödtet seine schönsten Gefühle; „er ist ein nutzloses Glied der Gesellschaft.“ Sollte man nicht glauben, alle ehelosen Männer müßten nothwendig ausschweifende Wollüstlinge seyn, und ein Mann könne der menschlichen Gesellschaft mit nichts anderm dienen, als damit, daß er heirathe und Kinder zeuge? Es ist ja wohl nicht der Mühe werth, das Uebertriebene solcher Behauptungen aufzudecken.

Im sechzehnten Kapitel „über den Umgang junger Weiber mit andern Männern“ wird den Weibern gerathen, im Umgange mit alten unbegünstigten Liebhabern oder mit abgewiesenen Freiern alles Vergangene vergessen zu scheinen. Warum scheinen? Man soll niemals etwas scheinen, was man nicht wirklich ist. Also dächte ich müßte es heißen: man vergesse alles Vergangene. Nach dem, was folget, zu urtheilen, war dieß auch wohl der Sinn des Verf., und er drückte nur nicht bestimmt genug aus, was er dachte.

Ferner kommt zweimal auf einer Seite die Bemerkung vor: Wenn ein junges Weib, die ihren

Mann

Mann nicht liebt, weder durch die Sorge für ihren Ruf, noch durch die Heiligkeit des Pflichtgefühles von der Untreue zurückgehalten wird, so sind alle Gründe vergebens. Dieß sagt ungefähr so viel: Wenn dasjenige, was allein sie abhalten kann, sie nicht abhält, so wird sie überhaupt nicht abgehalten werden. Eine Behauptung, die eben so lehr: als inhaltsreich ist, als der Satz jenes Schulredners: daß Alexander keine Länder hätte erobern können, wenn er keine Kriegesheere gehabt hätte.

Ueber ein solches leidenschaftliches Weib, wie er sie nennt, die weder durch die Sorge für ihren Ruf, noch durch die Achtung für ihre Verpflichtung zurückgehalten wird, ruft der Verf. aus: „Verachtet „sie, ich will sie beklagen; verdammet sie, ich will „ihr verzeihen." Die Weiber dieser Klasse werden dem Verf. für diese bequeme Moral sehr verbunden seyn; aber die rechtlichen Weiber werden wohl Anstand nehmen, von seinem großmüthigen Erbieten Gebrauch zu machen.

„Daß auch die glücklichste Ehe dem Zufalle „unterworfen ist, und daß sich auch das beste Weib

„auf einen Augenblick vergessen kann, weil der Be„sitz die größten Vorzüge alltäglich macht, weil die „Partheilichkeit der Liebe nicht von Dauer ist, weil „der Reiz der Neuheit die Liebenswürdigkeit frem„der Personen erhöhet, und endlich, weil Liebha„ber schmeichlerischer sind, als Ehemänner." Alle diese unreifen Behauptungen fließen aus der nemlichen Quelle, aus welcher bei unserm Verf. schon so manche schiefe Urtheile geflossen sind. Welches tugendhafte Weib, die sich aus wahrer Liebe einem achtungswürdigen Manne, der sie liebt und glücklich macht, übergeben hat, ist nicht eben dadurch auf ewig allen fremden Eindrücken verschlossen? Wahrlich, sie hat weder ihr Pflichtgefühl, noch die Sorge für ihren Ruf, noch sonst einen fremdartigen Bewegungsgrund nöthig, um sich gegen die Liebenswürdigkeiten anderer Männer zu verwahren. Ihr fällt es gar nicht ein, auf andre Männer zu achten, denn alle Bedürfnisse ihres Herzens sind befriedigt, und alle ihre Wünsche sind erfüllt. Die Leser der Lafontainischen Schriften werden sich an einen treflich geschilderten weiblichen Karakter dieser Art im Quinctius Heymeran er-

erinnern. Ich habe das Buch nicht bei der Hand, und kann sie also nicht anders bemerklich machen, als dadurch, daß sie das Opfer einer Liebe wird, die sie, ohne es zu wollen und zu wissen, einem Freunde ihres Mannes, einem Maltheserritter eingeflößt hat. Ich erinnere mich nicht, kürzlich etwas gelesen zu haben, worin alle Züge der ächten Weiblichkeit so rein aufgefaßt, so natürlich verbunden und so anschaulich dargestellt wären.

Das siebzehnte Kapitel „über das Betragen junger Wittwen“ fängt also an: „Alles, was „man von Wittwen sagt,“ — nun, lieber Leser, rathe, was folgt — „läßt sich besonders auf die „jungen anwenden.“ Wie treffend ist eine solche Bemerkung!

„Charlotte — heißt es weiter — hat ihren „verhaßten Mann begraben; wer wird ihre „Thränen für natürlich halten?“ Freilich niemand; aber warum vergießt denn Charlotte auch Thränen, da sie keinen Schmerz empfindet? „Soll „ich sie tadeln? Ich müßte das menschliche Herz „verändern.“ Klingt das nicht, als wenn die

Heu-

Heuchelei dem menschlichen Herzen natürlich wäre? Freilich meint der Verf. das nicht, denn er setzet hinzu: „das Gefühl der Freiheit ist so natürlich, „wer kann seinen Tyrannen lieben?" Er drückte sich also nur ein wenig unrichtig aus, wie ihm das bisweilen begegnet.

„Sophie hat ihren Freund, ihren Beschützer, „ihren Versorger verloren; ihre unerzogenen Kin„der rufen vergebens nach einem Vater; wer kann „an der Wahrheit ihres Schmerzes zweifeln?" Gewiß niemand. „Soll ich sie loben?" Warum denn eben loben? „Natürliche Empfindungen „müssen verdienstlich seyn." Natürliche Empfindungen sind weder verdienstlich, noch unverdienstlich, eben deswegen, weil sie natürlich sind.

Dergleichen Sprünge, Abschweifungen von der Hauptsache und sonderbare Arten, sich auszudrücken, kommen gar häufig vor. Ich halte es aber nicht der Mühe werth, sie anzumerken, da weit wichtigere Sünden gegen die Moral und Logik unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen.

Der Verf. bewundert in der Folge „die Treue „jener großen weiblichen Seelen, die dem Gedächt„nisse des geliebten Mannes ihr ganzes Leben heili„gen,“ und meint, niemand könne „diesem erha„benen Heroismus seine Achtung versagen,“ ob er es gleich auch nicht tadeln will, wenn ein Weib von reizbarem Temperamente zur zweiten Ehe schreitet.

Die gesunde Moral urtheilt darüber ganz anders. Wir leben nicht auf der Welt, um fröhlichen oder traurigen Empfindungen nachzuhängen, sondern wir leben, um zu handeln, jeder nach seinen Kräften und jeder in seinem Berufe. Der Schmerz über den Verlust geliebter Personen ist natürlich, und als solcher weder zu loben noch zu tadeln. Aber da ein fortdauernder Schmerz uns offenbar verhindert, unsern Beruf in der Welt so gut zu erfüllen, als es uns bei einer frohen und heitern Seelenstimmung möglich seyn würde, so können wir uns der Pflicht nicht entziehen, unsern Schmerz zu bekämpfen und alles anzuwenden, was uns möglich ist, um die verlorne Ruhe des Gemüths wieder zu erlangen. Nur wer sich im vollen

Besitz aller Leibes- und Seelenkräfte befindet, kann so viel als möglich wirken. Erhalte dich, lautet daher das Gebot der Sittenlehre, in ungestörtem Besitze aller deiner Kräfte, und suche, wenn die Unfälle dieses Lebens dich schwächen und niederdrücken wollen, ihnen zu widerstehen, oder doch die verlorne Ruhe so bald als möglich wieder zu gewinnen.

Wenden wir dieß auf die junge traurende Wittwe an, so entsteht für sie zuvörderst die Pflicht, ihren Schmerz über den Verlust des geliebten Gatten mit aller Macht zu bekämpfen. So schwer das auch seyn mag, und so hart es auch den Ohren empfindsamer Frauen und Männer klingen mag, so ausgemacht richtig ist es dessen ungeachtet. Der Schmerz schadet der Gesundheit oft genug, und eine anhaltende Traurigkeit raubt uns doch wenigstens den frohen Muth, den wir zur Ausübung unserer Berufspflichten so nothwendig brauchen. Gram und Kummer nicht unterdrücken, wenn man wohl könnte, oder sie gar absichtlich und geflissentlich unterhalten, ist daher geradezu gegen unsere Bestimmung auf der Welt, und also unmoralisch.

Wenn

Wenn ich nun von einer jungen Frau höre, welche sich über den Tod ihres geliebten Gatten gar nicht zufrieden geben will, und alle Anstalten macht, ihren Schmerz zu verewigen; so bin ich weit entfernt, sie um deswillen höher zu achten. Ich sehe darin weiter nichts, als eine natürliche Schwäche, die ich wohl bemitleiden, aber nicht bewundern kann. Freilich der große Haufe Romanenleser und Leserinnen urtheilt darüber anders, und hält dergleichen für Beweise eines guten Herzens oder gar einer starken Seele, da es doch nur Beweise einer großen Anhänglichkeit sind.

Man denke sich aber eine junge Frau, welche von der Leiche ihres geliebten Gatten aufstehet, ihre Thränen abtrocknet, und zu sich selber sagt: „Wie „gern folgte ich dir, geliebter Schatten, in jene „bessere Welt, wo keine Trennung mehr seyn wird. „Aber ich habe für deine und meine Kinder zu sor„gen; hülflose Anverwandte bedürfen meiner; ich „kann noch Gutes thun, ich darf dir nicht folgen. „Ewig theuer sey mir das Andenken unserer Liebe; „aber ich habe von dir gelernt, die Neigungen mei„nes Herzens dem Gebote der Pflicht zu unterwer-

„fen; ich weiß, daß ich nicht durch ohnmächtiges „Wimmern und Klagen deiner würdig bleibe, son„dern durch treue Erfüllung meiner Pflicht und „durch standhaftes Ausdauern auf dem Posten, wo„hin mich der Herr meines Schicksals gestellt hat. „Wohlan denn, ich will nicht verzagen; ich will „leben, so lange ich soll, ich will wirken, so lange „ich kann." Man denke sich eine junge Wittwe mit diesem Entschlusse, und sage aufrichtig, auf welcher Seite ist wahre Seelenstärke und ächter Heldenmuth? welche von beiden verdient unsere Achtung und Bewunderung?

Das Vorurtheil, daß Traurigkeit über den Verlust naher Anverwandten und geliebter Personen etwas Gutes sey, ist weit verbreitet in der Welt, und verleitet zu vielen Heucheleien. Wie kann doch das, was uns lähmt, unsere Kräfte schwächt, und uns zur Unthätigkeit verdammt, etwas Gutes seyn? Ich gebe gerne zu, daß Gleichgültigkeit bei dem Tode solcher Menschen, mit welchen wir in der genauesten Verbindung standen; daß der Leichtsinn, mit welchem wir in dieser halben Stunde in Thränen zerfließen, und in der andern

uns des Lachens nicht enthalten können; daß die unmäßige Begierde zu den Freuden dieses Lebens, nach welcher wir uns über einen schweren Verlust geschwinde trösten, um uns sobald als möglich wieder in den Strudel gewohnter Vergnügungen stürzen zu können: ich gebe gerne zu, sage ich, daß dieß auch nichts Gutes ist. Aber von diesem Allen ist ja hier keine Rede. Die heldenmüthige Bekämpfung des Schmerzes, die unsere Achtung verdient, kommt uns nicht von selbst zu, sondern sie muß erworben werden, und wir sollen uns nicht über die Traurigkeit erheben, weil wir uns dann besser befinden, sondern weil wir dadurch in den Stand gesetzt werden, unsern Standpunkt auf der Welt besser auszufüllen.

Wenn nun also die junge Wittwe, ihrer Pflicht eingedenk, Gram und Traurigkeit zu besiegen gesucht hat, und, wie sich von der Zeit erwarten läßt, endlich über ihren Kummer Meister geworden ist, so steht ihr Eins von beiden bevor: entweder es findet sich unter denen, die um sie werben, kein Mann, der ihr Liebe einzuflößen weiß, oder es

findet sich ein solcher. Im ersten Falle bleibt sie unverehelicht, und thut daran ganz Recht; denn ohne Liebe darf kein Weib einem Manne ihre Hand geben. Im zweiten Falle, wenn wirklich ein wackerer Mann ihr Herz zu gewinnen gewußt hat, was dürfte sie verhindern, dem Rufe ihres Herzens zu folgen? Ich begreife nicht, welchen vernünftigen Grund sie haben könnte, die Neigung ihres Herzens gewaltsam zu unterdrücken und ehelos zu bleiben. Nur irgend ein geheimer oder offenbarer Aberglaube könnte sie zu dem heroischen Entschlusse verleiten, eine Verbindung auszuschlagen, welche ihr Glück gemacht haben würde. Ihr Heroismus würde aber in diesem Falle bei allen verständigen Menschen allenfalls Mitleiden, aber nimmermehr Achtung und Bewunderung hervorbringen.

„Freilich — dürfte Jemand einwenden — „wenn es einmal so weit mit ihr gekommen ist, „wenn Liebe wieder Platz gefunden hat in ihrem „Herzen, so mag ihre Entsagung nicht gerechtfer-

„tigt

„tigt werden können. Aber mit unserer Heldin ist „es anders bestellt. Sie hat zwar ihren Schmerz „über den Verlust ihres Geliebten so weit bekämpft, „daß sie dadurch nicht mehr in der Erfüllung ihrer „Berufspflichten gestört wird; aber sie weiß dessen ungeachtet gewiß, daß keiner auf der Welt ihr „das wieder werden kann, was der Verstorbene „ihr war. Wenn sie das nun weiß, und in dieser „Voraussetzung den Entschluß faßt, der Welt zu „entsagen, und diesen Entschluß, trotz allen Hin„dernissen, durchsetzt, so kann ihr niemand seine „Achtung und Bewunderung versagen."

Ich antworte: Woher kann sie gewiß wissen, daß kein anderer Mann die Stelle des Verstorbenen zu ersetzen fähig ist? Ich lasse mir eine solche Behauptung in den ersten Tagen ihres Wittwenstandes gefallen; aber sie kann aus hundert Beispielen sehen, daß man mit der Zeit über diesen Punkt seine Meinung ändert. Woher weiß sie, daß das bei ihr nicht auch der Fall seyn wird? Faßt sie in dieser Ungewißheit dennoch den Entschluß, allem Um-

gange mit Männern auf immer zu entsagen, so ist mir das gerade ein Beweis, daß sie sich selber nicht recht trauet. Ganz dunkel fühlt sie gar wohl die Möglichkeit einer Veränderung ihres jetzigen Herzenszustandes. Da sie nun aber, Gott weiß aus welchen Gründen, etwas Verdienstliches darin findet, unverheirathet zu bleiben, so will sie sich lieber in die Unmöglichkeit setzen, ihre gegenwärtige Stimmung zu ändern. Daran thut sie aber sicher Unrecht. Ich gebe ihr zu: sie ist nicht verbunden, wieder zu heirathen, wenn sich die Liebe nicht einfindet. Ob sich die Liebe aber nicht einst wieder einfinden wird, das kann sie nimmermehr vorher wissen. Entschließt sie sich nun dessen ungeachtet zur Ehelosigkeit, und nimmt sich fest vor, diesem Entschlusse treu zu bleiben, so handelt sie nicht recht, und kann auf keines Menschen Achtung Ansprüche machen. Es ist die natürliche Bestimmung des Weibes, zu lieben, zu heirathen, nnd einen Mann durch ihre Liebe glücklich zu machen. Der deutlich gedachte Entschluß, sich nicht zu verehelichen, ist absolut unmoralisch nach der Behauptung eines

Phi-

Philosophen, in dessen Schriften überhaupt das Gründlichste und Lehrreichste zu finden ist, was jemals über die Geschlechtsverhältnisse unter den Menschen gesagt worden ist. *)

Man halte übrigens dergleichen genaue Untersuchungen ja nicht für Grillenfängereien. Dichter und Romanenschreiber haben über diesen und verwandte Gegenstände eine Menge falscher Begriffe in Umlauf gebracht, welche nur durch eine trockene Untersuchung geprüft und in ihr wahres Licht gestellet werden können.

Einer von ihren gewöhnlichen Tummelplätzen ist immer das menschliche Herz in einer heftigen Leidenschaft, und sie wissen nicht Worte genug zu finden, um die Stärke des Gefühls, besonders der Liebe, als etwas Großes und Achtungswürdiges darzustellen. Wie kann aber etwas groß und achtungswürdig am Menschen seyn, was er sich nicht selbst, sondern was die Natur ihm gegeben hat?

 Einen

*) Fichte's Naturrecht und Sittenlehre.

Einen Menschen deswegen hochschätzen, weil er eine heftige Neigung hat, ist ohngefähr eben so viel, als einen Menschen deswegen hochschätzen, weil er ein paar nervige Arme am Leibe trägt. Beides gab er sich nicht selbst, sein freier Wille hat an beiden gar keinen Theil, und nicht für den Besitz, sondern für den Gebrauch von beidem kann er verantwortlich gemacht werden.

Eine heftige Liebe ist gar nicht dasjenige, was sich der für seine Moralität besorgte Mensch zu wünschen Ursache hat. In der Gewalt dieser Leidenschaft, zu welchen Thorheiten, Ungerechtigkeiten und Abscheulichkeiten sind wir nicht fähig! Der Zustand der Leidenschaft ist das grade Gegentheil jener Besonnenheit und Selbstherrschaft, in welchen der Mensch allein den höchsten Grad der Tugend erringen kann. Freilich haben die Romanenschreiber große Ursache zu wünschen, daß doch ja ihr Publikum nicht zu dieser Einsicht gelangen möge. Wenn man sich einst gewöhnt haben wird, die Würde des Menschen nicht mehr in den Gaben der

Natur, sondern in den Aeußerungen der Selbstthätigkeit zu finden, so dürfte wohl der größte Theil der heutigen Lieblingsromane um allen Kredit gekommen seyn.

In dem folgenden Räsonnement des Verf. kommen die Worte vor: „Wäre ich ein Mann, „vielleicht wäre ich delikat genug, keine Wittwe zu „heirathen, aber tadeln würde ich die Heirath nie.“

Ich habe in der Beurtheilung dieser Schrift immer stillschweigend vorausgesetzt, daß ein Mann Verfasser derselben sey. Nach dieser Stelle zu urtheilen, wäre also meine Voraussetzung falsch gewesen. Aber ich bleibe dessen ungeachtet dabei, daß ich so wohl hier als in der Elisa (wenn nemlich beide Schriften aus einer Feder geflossen sind) mit einem verkappten Manne zu thun habe. Ich kann irren, aber es ist Zeit genug, meinen Irrthum zu bekennen, wenn die Verfasserin sich genannt haben wird. Bis dahin sey es mir erlaubt, noch an dem Glauben festzuhalten, daß gewisse Urtheile über die Weiber wohl aus dem

Kopfe eines oberflächlich beobachtenden Mannes kommen können, daß aber schwerlich ein Weib sich so weit vergessen werde, öffentlich nachzusagen, was die heimlichen Verächter ihres Geschlechts so geschäftig zu ihrem Nachtheile auszubreiten bemüht sind.

Was nun aber die obige Versicherung betrifft, so gestehe ich aufrichtig, daß ich nicht begreife, wie in der Abneigung gegen die Heirath mit einer Wittwe die geringste Delikatesse liegen kann. Doch bescheide ich mich, daß sich über Empfindungen nicht streiten läßt.

Der Verf. nennt es eine „traurige, aber wahre „Bemerkung, daß junge Wittwen, welche schön, „reich und, um der Vollkommenheit willen, auch „Kinderlos sind, gewöhnlich die schlechtesten Sub„jekte, das heißt, die größten Libertins zu ihren „Männern wählen." Nur ist er nicht recht mit sich einig, „ob dieß im Vertrauen auf herkuli„sche Kräfte oder aus Wohlgefallen an diesen „Verirrungen geschieht;" meint aber endlich, daß

solche Wittwen sich gewöhnlich „bloß nach ihrer „Eitelkeit, oder nach ihrem Sinnenbedürf„nisse“ bestimmen?

Dieß ist nun eine von den Stellen, bei denen ich fragen mögte: ob wohl ein nur mäßig gebildetes Weib die Stirn haben könne, sie niederzuschreiben, wenn sie auch unglücklicher Weise Wahrheiten enthielten? Aber zum Ueberflusse ist die Bemerkung ganz gewiß nicht richtig, und ich wollte Alles wetten, was jemand forderte, daß, wenn man die Stimmen der Leser sammelte, eine absolute Mehrheit gegen jene Behauptung entscheiden würde. Es mag wahr seyn, daß hie und da ein junges unbesonnenes Mädchen den gesetzten und züchtigen Mann stehen läßt, um dem liebenswürdigen Wüstlinge ihre Hand zu geben. Aber daß diejenigen, welche oft aus bitterer Erfahrung gelernt haben, worauf das Glück des Ehestandes beruhet und nicht beruhet, daß diese sich blindlings von neuem in ihr Unglück stürzen sollten, dieß ist eine zu ungeheure Verirrung von der Bahn der alltäglichsten Klugheit, als daß sie so ganz gewöhnlich seyn sollte.

Das achtzehnte Kapitel „über das Betragen alter Jungfern“ enthält einzelne gute Bemerkungen, bei welchen nur das zu erinnern ist, daß man nicht recht sieht, wie sie in ein Buch kommen, welches den Umgang der Weiber mit Männern zum Gegenstande hat.

Der Rath, den der Verf. den unverschuldet ehelosen Mädchen gibt, ist wieder recht in seiner gewöhnlichen Manier abgefaßt. „Soll euer Be„tragen recht schicklich seyn, so sucht stille, wür„devolle Ergebung hinein zu legen; keine Aengst„lichkeit, aber auch keine Prätensionen! Zeigt „ruhige natürliche Höflichkeit, und erhebt euch über „die kleinen Leidenschaften des Neides und der Ei„telkeit. Verspottet man euch, so scheint es „als Scherz zu nehmen, und gebt ihn ohne Bitter„keit zurück u. s. w.“ Ist wohl den armen Mädchen aus dieser Klasse mit suchen, zeigen und scheinen viel geholfen? Hätte er sie doch lieber gelehrt, wie sie, ungeachtet ihrer verfehlten Bestimmung, einen ehrenvollen Platz in der Gesell-

schaft

schaft einzunehmen, sich fähig machen könnten! Der äußere Anstand, diese Nebensache, fände sich ja wohl von selbst bei dem Bewußtseyn, daß auch die ungünstigsten Umstände sie nicht verhindert haben, in der großen Kette der Dinge nützliche Glieder zu seyn, und ihre Rolle auf dem Schauplatze des Lebens mit Würde und Ergebenheit zu spielen.

Nach allen diesen Bemerkungen glaube ich nicht nöthig zu haben, noch ein allgemeines Urtheil über das Buch zu fällen. Die Leser und Leserinnen mögen nun entscheiden, wie es mit dem Winke gehalten werden solle, den der Verf. zur weitern Ausführung seiner Ideen am Schlusse des ganzen Werkes erwartet.

Hat wirklich das Herz zum Herzen gesprochen, wie er sich schmeichelt, und lieben sich Verfasser und Leser schon, ohne sich zu kennen, wie er behauptet; so habe ich meines Theils auch nichts dagegen,

gegen, wenn die Lesewelt in der nächsten Messe noch einmal mit einem buntschäckigen Allerlei unrichtiger, halbwahrer und alltäglicher Behauptungen in einem zerhackten und pretiösen Vortrage, ohne Ordnung und Zusammenhang, heimgesucht wird.

II.

Robert,

oder

der Mann, wie er seyn sollte.

Bis zu seinem Eintritte
in das
eheliche und häusliche Leben
geschildert.

Erster Theil.

Ein Seitenstück
zu
Elisa, oder das Weib, wie es seyn sollte.

Robert Felser ist der einzige Sohn eines Kaufmanns in einer sehr deutlich bezeichneten Handelsstadt, Lusthofen genannt. In dem Hause eines Vaters, der durch Aufwand und Pracht viele Jahre die mißlichen Umstände seines Vermögens sehr geschickt zu verbergen weiß, und unter den Augen einer Mutter, die den Zweck ihres Lebens in der üppigsten Verschwendung des Geldes zu finden scheint, wächst unser Held mit einer jüngern Schwester im Glanze des Reichthums heran. Aber von Kindheit auf zeigt sich bei ihm Abneigung gegen die Lebensart in seinem väterlichen Hause, und Ungeschick zu allen den Talenten, mit welchen allein man heut zu Tage, nach der Meinung seiner Mutter, in der großen Welt zu etwas kommen kann, Sinn für das Einfache und Natürliche, Ernst und Gewissenhaftigkeit, vor allen aber eine eifrige Liebe

zu

zu den Wissenschaften zeichnen ihn schon im Knabenalter vor vielen seines Gleichen vortheilhaft aus. Der Vater, welcher den unvermeidlichen Bruch seines Hauses und also die künftige Hülflosigkeit seiner Familie voraussieht, ist sehr wohl mit Roberts Neigung zufrieden, und gibt gern seine Einwilligung, als dieser den Wunsch blicken läßt, sich der Heilkunde widmen zu dürfen. Die eitle Mutter hingegen, die ihn von jeher seiner Schwester Jeannette weit nachgesetzt hat, entzieht ihm wegen dieser Wahl auf immer ihre Gunst, und verschwendet von jetzt an ungetheilt ihre mütterliche Liebe auf das kleine Ebenbild ihrer Schönheit und ihrer Sinnesart.

Kaum hat Robert seine akademische Laufbahn angefangen, als die wahren Vermögensumstände seines Vaters an Tag kommen. Der stolze Kaufmann raubt sich, um der Schande zu entgehen, durch Gift das Leben. Zwar rettet Madam Felser ein mäßiges Kapital, welches sie ihrem Manne zugebracht hatte; aber dem armen Robert kommt davon nichts zu Gute. Theils aus Vorliebe zu ihrer Tochter, theils weil sie ihn in Verdacht hat,

daß

daß er sich wohl heimlich bedacht haben könne, zieht sie ihre Hand von ihm ab, und überläßt ihn von jetzt an gänzlich seinem Schicksale.

Robert erträgt den schnellen Wechsel seiner Umstände mit Muth und Ergebenheit. Jener ungegründete Verdacht seiner Mutter steht ihm auch bei Andern im Wege, und verhindert ihn besonders, Theil an den Benefizien zu nehmen, auf welche die armen Studirenden dieser Stadt gesetzmäßige Ansprüche haben. Er sucht sich den nothwendigsten Lebensunterhalt durch Notenschreiben zu erwerben, erträgt die mancherlei Demüthigungen seiner neuen Lage mit Geduld, und setzet seine angefangene wissenschaftliche Laufbahn, so gut es gehen will, muthig fort. Die Freundschaft seines wackern Meiers, der seine Armuth mit ihm theilt, das Bewußtseyn seines pflichtmäßigen Betragens, und zum Theil auch die Hoffnung einer bessern Zukunft halten ihn unter allen Widerwärtigkeiten seines Lebens aufrecht. Selbst dem Tode kann er mit Ruhe ins Auge sehen, als eine gefährliche Krankheit ihm diesen fürchterlichen Feind in der Nähe zeigt.

Unter den Bitterkeiten seines Schicksals ist die Aufführung seiner Mutter und Schwester keine der geringsten. Die eitle Frau kann sich zu keiner Lebensart entschließen, wie sie ihrem eingeschränkten Vermögen angemessen gewesen wäre. Sie nimmt an allen kostspieligen Vergnügungen Theil und tröstet sich damit, daß dieß unfehlbar ihre geliebte Jeannette zu einer glänzenden Heirath führen wird. Es fehlt auch nicht an jungen Herren, welche Jeannettens Schönheit zu schätzen wissen; aber freilich zu einer gesetzmäßigen Verbindung macht keiner Anstalt. Jeannette wird verführt, und sinkt binnen kurzer Zeit, mit Wissen der Mutter, deren kleines Vermögen geschmolzen ist, zur liederlichen Dirne herab. Robert hat zu verschiedenen Zeiten mancherlei Versuche gemacht, seine Schwester vom Rande des Verderbens zu retten, aber umsonst; die rasende Begierde zu dem Genusse der gewohnten Lustbarkeiten vereitelt seine Entwürfe, bei der Mutter, wie bei der Schwester. Er sieht sie von einer Stufe des Verderbens zur andern herabtaumeln, bis Jeannette als ein Opfer ihrer Ausschweifungen

stirbt,

stirbt, und die Mutter sich genöthigt sieht, die Stadt zu verlassen, um den Rest ihres Lebens in der Einsamkeit des Dorfs hinzubringen.

Ihm selbst ist unterdessen, wie es scheint, ein kleiner Glücksstern aufgegangen. Eine junge reiche Kaufmannsfrau hat sich seiner angenommen, und das Drückende seiner Lage durch ihre Freigebigkeit erleichtert. Er hat ihre Theilnahme an seinem Schicksale für Großmuth und Mitleiden gehalten: aber er hat sich betrogen. Mit Schrecken macht er bald die Entdeckung, daß gewisse unzüchtige Absichten der eigentliche Beweggrund ihrer Freundschaft waren. Kaum ist er darüber in einer heißen Stunde zur Gewißheit gekommen, so faßt er sich mit männlicher Entschlossenheit, und entreißt sich, wie ein zweiter Joseph, den süßen Lockungen dieser modernen Potiphar, trotz allen Regungen seiner Sinnlichkeit, und trotz den großen Vortheilen, die ihm ein wenig Gewissenlosigkeit eingebracht haben würde.

Eine bessere Aussicht belohnt ihn indessen bald nachher für das Opfer, welches er der Tugend ge-

bracht hat. Ein geschickter Arzt nimmt ihn am Ende seiner akademischen Laufbahn als Gehülfe in sein Haus. Bei diesem würdigen Manne findet er alles, was er vor der Hand bedarf: Befreiung von Nahrungssorgen, Gelegenheit, nützlich zu seyn, und Mittel, seine Kenntnisse zu vermehren. Ja, was noch mehr ist, die liebenswürdige Tochter dieses Mannes liebt ihn, und der Vater scheint ihre Neigung nicht ungern zu sehen. Aber noch darf er sein Herz den süßen Gefühlen, die ihm Karolinens Reize einflößten, nicht hingeben, denn noch ist er nicht in der Lage, in welcher ein Mann auf den Stand des Gatten und Vaters Ansprüche machen darf. Schade, daß auch diese Anhänglichkeit an seine Pflicht für sein Glück verloren geht. Seine Zurückhaltung löscht in Karolinens Busen die Flamme der Liebe aus, die für ihn brannte. Ihre Neigung fällt auf einen andern, und Robert duldet im Verborgenen. Ja, er thut noch mehr: er wendet seinen ganzen Einfluß auf ihren Vater dazu an, Karolinens Verbindung mit ihrem Geliebten zu bewirken. Alles geht nach Wunsch. Karoline und ihr Vater sprechen darauf von allerhand Entschädigungen

zungen und Belohnungen; aber es versteht sich, daß er alle dergleichen Vorschläge von der Hand weiset.

Sein Wohlthäter stirbt kurze Zeit nachher, und Robert wünscht nun ernstlich, die Doktorwürde zu erhalten, um seine ansehnliche Praxis auf eigene Hand fortsetzen zu können. Theils aber hindert ihn daran die Kabale einiger Neider in der Genossenschaft, theils fehlt ihm auch das nöthige Geld, welches er aus Gewissenhaftigkeit nicht borgen mag. Eine glückliche Kur, die er an einem reichen Grafen verrichtet, welchen die ganze Facultät aufgegeben hatte, reißt ihn indessen auf einmal aus aller seiner Verlegenheit. Der dankbare Graf beschenkt ihn nicht nur reichlich, sondern ruft ihn auch als Landarzt auf seine zahlreichen Güter.

Dieß ist nun eine Lage, die alles enthält, was er sich nur immer vom Schicksale zu erbitten gewagt hat. Aber auch hier verfolgt ihn von Neuem sein Unstern. Er hat wieder das Unglück, eine Neigung zu erregen, die er nicht erwiedern darf. Amalie, die junge unschuldige Tochter des Grafen,

hat ihn vom ersten Augenblicke ihrer Bekanntschaft an liebgewonnen, ob sie gleich schon früher an einen jungen Mann ihres Standes versprochen war. An dem festlichen Tage, an welchem die Wiederherstellung des Grafen von seinen Unterthanen gefeiert wird, als die ganze Nachbarschaft, und mit ihr Amaliens Bräutigam und dessen Familie auf dem Schlosse des Grafen versammelt sind, geht Robert im Garten einsam auf und nieder, ohne sich träumen zu lassen, was ihm so eben bevorsteht. Amalie nemlich, der man vor wenig Minuten angekündigt hat, daß auf den morgenden Tag ihre Hochzeitfeier mit dem Baron Gustav bestimmt ist, verläßt erschrocken die Gesellschaft, eilt in den Garten, findet unsern Robert, stürzt sich an seine Brust, klagt ihm das angekündigte Unglück, bittet um seine Hülfe und endigt mit einer vollständigen Liebeserklärung. Wie sich erwarten läßt, tritt Robert erschrocken zurück, und erinnert die Unbesonnene an ihre Pflicht. In dem Augenblicke entdeckt er hinter einem Gebüsche den Justizverwalter des Grafen, welcher die ganze Unterredung mit angehört hat. So weit der erste Theil. Die

Folgen dieser Begebenheit haben wir noch zu erwarten.

Bemerkungen.

Wenn der Mann, wie er seyn soll, um diesen Namen zu verdienen, weiter nichts zu seyn braucht, als rechtschaffen im Verkehr mit seinen Nebenmenschen, treu in seinen Berufsarbeiten, thätig für das Wohl seiner Brüder, siegend über die gewöhnlichen Versuchungen seines Alters, rastlos das Ziel seiner Bestimmung verfolgend, ein Feind des Unrechts und ein Freund der Gerechtigkeit, so ist Robert ohne Zweifel dieser Mann. Wollte aber jemand an den Mann, wie er seyn soll, noch andere Forderungen machen, etwa, daß er nicht bloß Gewissenhaftigkeit, sondern auch Klugheit und Gewandtheit zeigen, daß er in den Versuchungen, die ihn treffen, nicht allein mit festem, guten Willen, sondern auch mit Verstand und Ueberlegung zu handeln wissen, und die Schwierigkeiten seiner Laufbahn mit geschickter Hand aus dem Wege zu räumen verstehen solle, so möchte gegen

Roberts Ansprüche auf diesen Ehrennamen nicht wenig zu erinnern seyn.

Gegen seine Moral ist wenig einzuwenden. Vielleicht könnte man sein Betragen bei dem Tode seines Vaters für eine kleine Abweichung von der Strenge seiner Grundsätze ausgeben. Er ist nemlich überzeugt, daß sein Vater Gift genommen hat, und also eines gewaltsamen und unnatürlichen Todes gestorben ist. Dieß zu verschweigen, war allerdings seine Pflicht, denn niemand hatte ein Recht, das Geständniß seiner wirklichen Ueberzeugung über diesen Punkt zu verlangen. Zweifelhaft ist aber schon die Rechtmäßigkeit des Schrittes, den er thut, um bei den Domestiken des Hauses die Verheimlichung dessen, was sie über die Todesart des Verstorbenen wissen und vermuthen, zu bewirken. Er vertheilt unter sie das letzte Geschenk seines Vaters, welches er bei den vielen Schulden, die nun unbezahlt bleiben, nicht für ein rechtmäßiges Eigenthum halten zu dürfen glaubt. Ist das letzte richtig, so gehörte das Geld den rechtmäßigen Schuldnern, und durfte nicht zur Rettung der Ehre des Verstorbenen verwandt werden. Noch be-

bedenklicher ist es aber, wenn Robert selbst die augenscheinlichen Wirkungen des Giftes gegen die Hausgenossen einem apoplektischen Zufalle zuschreibt. Hatte er denn vergessen, daß nach der Lehre, zu welcher er sich bekannte, jede Lüge ohne Ausnahme verwerflich ist? daß es uns nicht erlaubt ist, das Gegentheil von dem zu sagen, was wir denken, und wenn wir dadurch das Heil der Welt erkaufen könnten?

Sein Betragen gegen Karoline, die Tochter des Doktor Bernhards, mag, seiner Ueberzeugung gemäß, rechtschaffen und gewissenhaft seyn; aber wie ganz anders würde sich ein eben so rechtschaffener Mann, dem der Himmel weniger Phlegma und mehr Verstand verliehen hätte, dabei benommen haben! Sie gibt ihm die unzweideutigsten Proben ihrer Zuneigung; er gestehet selbst, daß er sie liebt, und daß eine Verbindung mit ihr das Glück seines Lebens ausmachen würde; sie ist die einzige Tochter eines vermögenden Mannes, der dem Grabe nahe ist, er ein junger, geschickter, von seinem Wohlthäter geschätzter und geliebter Arzt, der nur ein paar hundert Thaler braucht, um in

seiner Tage ein ehrenvolles Brod für sich und einer Familie zu erwerben. Was hält ihn denn unter diesen Umständen zurück, einen höchstnatürlichen Schritt zu thun? Es klingt armselig, ein Vielleicht, eine bloße Möglichkeit, daß der Vater wohl irgend eine andere Absicht mit der Tochter haben könne! Aus dem Benehmen des klugen Vaters, der auch nicht die entfernteste Veranlassung zu einer solchen Vermuthung gegeben hat, und aus seiner anscheinenden Gleichgültigkeit bei dem möglichen Verhältnisse zwischen Robert und seiner Tochter, würde ein kluger Mann seine wahre Absicht, wie sie sich in der Folge nur leider zu spät entdeckt, gar bald entziffert haben. Ja, wenn auch das nicht möglich gewesen wäre, was verhinderte denn den jungen Mann, den Plan des Vaters bei Gelegenheit absichtlich zu erforschen? und fehlte es ihm dazu an Geschicklichkeit, wer konnte ihm wehren oder es ihm übel deuten, wenn er sich geradezu mit einer offenen Erklärung an den Vater wandte? In der That, eine Gewissenhaftigkeit, welche sich so schwerfällig bewegt und so einfältig gebehrdet, ist

wenig gemacht, unsere Achtung zu behaupten, geschweige denn etwas anders zu erregen.

Eben so scheint es wahre Thorheit zu seyn, daß er sich nicht entschließen kann, für seine treuen Dienste, die er dem Doktor Bernhard geleistet hat, ein Geschenk von dessen Tochter anzunehmen, daß er sogar Bedenken trägt, die Hälfte der ihm zugedachten Summe als ein bloßes Darlehn zu erbitten. Durch das Absterben seines Wohlthäters zur Unthätigkeit verdammt, kann er nur durch die Annehmung der Doktorwürde wieder in Thätigkeit kommen. Wie groß war also seine Pflicht, alles anzuwenden, was nöthig war, um diesen Schritt zu thun! Wie unbedeutend die Bedenklichkeit, daß Werner, Karolinens Gemahl, diesen Gebrauch ihres väterlichen Vermögens vielleicht in Geheim nicht gar gerne sehen möchte!

Nicht weniger muß ich es mißbilligen, daß er lieber in Unthätigkeit fortlebt, als daß er die nöthige Summe von irgend einem andern bemittelten Freunde, deren er mehrere in Lusthofen sich erworben hatte, aufnimmt. Bei seiner ausgebreiteten

Pra-

Praxis, wie leicht würde es ihm binnen wenig Jahren geworden seyn, eine solche Summe wieder zu bezahlen!

Es würde mich zu weit führen, sonst ließe sich leicht beweisen, daß das Borgen einer Geldsumme unter diesen Umständen mit der strengsten Gewissenhaftigkeit bestehen kann. Herr Robert Felser scheint aber bisweilen absichtlich in bedenkliche Lagen zu gerathen, damit er Gelegenheit habe, sich an der Reinigkeit und Uneigennützigkeit seiner Tugend zu ergötzen, und seine Standhaftigkeit unter den Stürmen eines feindseligen Verhängnisses im vollen Glanze zu zeigen.

So viel über die moralische Seite dieses Buchs; jetzt einige Worte über den Werth desselben, in so fern es ein Produkt der schönen Kunst seyn soll.

Zuvörderst ist es ein unglücklicher Einfall, den Mann, wie er seyn soll, zum Helden eines Romans zu machen. Die reine Tugend ist ein hohes Ideal, welches ganz außer den Grenzen der schönen Kunst liegt. Sie ist nichts Wirkliches, an keinem Sterblichen sichtbar, und über jede Abbildung,

Personifikation, sinnliche Darstellung und dergleichen hoch erhaben. Der Dichter, welcher sie durch Sprache und Ton darstellen will, handelt eben so klug, als der Maler, welcher sie durch Zeichnung und Farben anschaulich machen wollte. Sie wohnt nur tief im Heiligthum des guten Herzens, ist dem Auge der Vernunft nur durch die schaffende Einbildungskraft sichtbar, und verträgt keine Hülle und keine Bekleidung. Könnte sie auf Erden erscheinen, so würde sie keine Liebe, keine Bewunderung, kein Entzücken, sie würde nur Achtung, Verehrung und Anbetung bei den Menschen hervorbringen.

Die schöne Kunst und besonders der Romanendichter hat es mit ganz andern Dingen zu thun. Sein höchstes Gesetz ist, zu gefallen. Mag er die geheime Absicht haben, uns zu belehren, zu unterrichten, und unsern Willen zu bewegen, er muß seine Absicht verbergen, und vor allen Dingen unsere Theilnahme, unser Mitleiden, unsere Liebe, unsere Bewunderung rege zu machen wissen. Es gibt eine Tugend, welche gefällt, aber es ist nicht mehr die reine Tugend in ihrer ursprünglichen

Wür-

Würde; sie hat sich zu der menschlichen Schwäche herabgelassen, und erscheint im Gewande der Schönheit. Man nehme den ersten den besten schönen Karakter aus irgend einem Romane oder Schauspiele, etwa den so meisterhaft geschilderten jungen Piccolomini aus Schillers Wallenstein, und untersuche, wodurch er eigentlich interessirt; man wird immer finden, es ist noch etwas anders, als strenger Gehorsam gegen die Gebote des Sittengesetzes. Alle gute Dichter haben dieß von jeher dunkel gefühlt, wenn sie es auch nicht deutlich gedacht haben. Sie gingen deswegen niemals allein darauf aus, Achtung und Verehrung gegen die Handlungen ihrer Helden zu erregen, sondern wandten sich vor allen Dingen an das Mitleiden und die Bewunderung ihrer Leser und Zuhörer. So wie man zur Empfehlung eines Mannes, der gerne Mitglied einer unterhaltenden Abendgesellschaft werden möchte, sehr wenig gethan hat, wenn man ihn der Gesellschaft als einen rechtschaffenen Mann ankündigt, so darf sich auch der Dichter wenig Dank von seinen Lesern versprechen, wenn er von seinen Helden weiter nichts zu rühmen weiß,

als daß ihm die Stimme seines Gewissens theuer ist.

Hieraus ergibt sich also der erste Fehler unsers Romans. Robert interessirt nicht bei aller seiner Rechtschaffenheit, und würde nicht interessiren, wenn ihn auch eine geschicktere Hand aufgestutzt hätte. Die Idee des „Seynsollens" ist unverträglich mit der Poesie und vernichtet jeden Eindruck in der Geburt, den die Kunst sonst machen könnte. Die kalte Luft, die den Leser auf allen Seiten dieses Buchs anwehet, fällt daher der unglücklichen Wahl des Gegenstandes vorzüglich anheim, obgleich auch, wie sich sogleich ergeben wird, die mangelhaften Talente des Verfassers zum Romandichter nicht wenig Theil daran haben.

Es fehlt dem Verf. nemlich an zwei Hauptstücken, ohne welche keiner in diesem Fache der Dichtkunst etwas Vorzügliches leisten wird, an Erfindungskraft und an Kenntniß der Welt. Hier sind die Beweise:

Der Sohn reicher Aeltern, ohne seine Schuld in Dürftigkeit versetzt, gibt sich alle Mühe, die Schwierigkeiten seiner Lage durch rechtmäßige Mit-

tel

tel zu überwinden. Er bestrebt sich, etwas Nützliches zu lernen, besiegt die gewöhnlichen Versuchungen seines Alters, seiner Verhältnisse, und gelangt am Ende zwar nicht zu der Würde eines Doktors der Arzneigelahrtheit, wohl aber zu der Ehre eines Landarztes bei einem reichen Güterbesitzer, den er von einem gefährlichen Krebsschaden im Gesichte geheilt hat. Welch ein armseliger Gegenstand für einen Dichter! was läßt sich aus einem so dürftigen Stoffe selbst mit ungewöhnlichen Talenten wohl hervorbringen?

Das Geheimniß aller mittelmäßigen Köpfe, welche doch ganz unterhaltende Romane geschrieben haben, bestand von jeher darin, daß sie ihre Helden in eine Reihe wunderbarer Abentheuer verflochten und ihnen eine Menge seltsamer Begebenheiten zur Begleitung mitgaben. Durch ihre fruchtbare Einbildungskraft wußten sie den Mangel vieler andern Talente zu verdecken, und wenn sie gleich keine genießbare Speise für den ernsthaften und gebildeten Leser darbrachten, so konnten sie doch immer darauf rechnen, einer zahlreichen Klasse der Lesewelt willkommen zu seyn. Nicht bloß der große

Haufe liebt das Neue, Ungewöhnliche und Auffallende; selbst die künftigen Geschäftsmänner und Pfleger der höhern Wissenschaften haben ihr Romanenalter, und ergötzen sich, ehe sie mündig geworden sind, oft lange Zeit an den Riesengeschöpfen einer exaltirten Phantasie. Viele ältere und neuere französische Romane, die kein anderes Verdienst haben, liefern die Belege zu dieser Behauptung, und das große Glück, welches in Deutschland die Ritterromane gemacht haben, ist der neueste Beweis von der Wahrheit derselben.

Wer von diesem Hülfsmittel keinen Gebrauch machen und die Wirkung seiner Erzählung weder in die ungewöhnlichen Schicksale seines Helden, noch in die kunstvolle Verwickelung und Auflösung der Begebenheiten setzen will, der muß nun aber auch ganz andere Mittel in Bereitschaft haben, um die Aufmerksamkeit seiner Leser zu reizen und bis ans Ziel beim Leben zu erhalten. Wir haben sehr glänzende Beispiele von dieser Kunst, welche auf einer beschränkten Bühne durch eine kleine Zahl von Schauspielern eine Reihe einfacher Begebenheiten vor dem Auge des Zuschauers auf die unterhaltend-

ste Weise einzufädeln, fortzuführen und zu entwickeln versteht. Das glänzendste Beispiel von allem ist die neue Heloise von Rousseau. Der Schauplatz ist sehr klein; aber wer ist wohl jemals durch Vevay gereiset, ohne, von seiner Einbildungskraft verführt, nach dem Hause des Barons d'Etange zu suchen? Der Schauspieler sind wenige; aber welch ein bestimmter Gehalt in ihren Rollen! Die Begebenheiten sind einfach, aber wie anziehend hat sie der Künstler zu machen gewußt!

An alle diese Dinge darf man nun freilich bei unserm Robert nicht denken. Die Begebenheiten sind so gemein, daß jeder, der ein paar Jahre in Leipzig studirt und auf die gewöhnlichen Unterhaltungen des ärmern Theils der dort Studirenden gehorcht hat, sie eben so geschickt und reichhaltig zusammensetzen kann. Wie wenig dergleichen einen gebildeten Geist anziehen und beschäftigen kann, fällt in die Augen. Die Karaktere der handelnden Menschen haben in ästhetischer Hinsicht gar kein Gewicht und keine Haltung.

Robert der Held ist ein Wesen, das keine Art von Interesse einflößen kann, in dessen Nähe man in Gefahr ist, einzuschlafen oder gar zu erfrieren. Daß er ein guter Mensch ist, kann ihm vor dem Richterstuhle der Kritik gar nichts helfen. Jeder Gimpel kann ein guter Mensch seyn, aber welcher Mensch von Geist und Verstand hat deswegen gerne etwas mit ihm zu schaffen? Robert samt seinem Freunde Meier sind sehr beschränkte, kalte, schwerfällige, unbehülfliche, und also in jeder Hinsicht sehr langweilige Personagen, von denen man sich gerne recht bald wieder losmacht, wenn man durch ein Ungefähr mit ihnen zusammengekommen ist. Dieß sind übrigens die Einzigen, in deren Inneres der Verf. seine Leser bei Gelegenheit sehen läßt. Der übrige Troß von Menschengesichtern zeigt fast immer nur seine flache Außenseite, und unterhält daher noch weniger als jene; z. E. der Doktor Bernhard, der Graf Sonnenstern u. s. w., von denen keiner etwas Interessantes oder auch nur die geringste Eigenthümlichkeit seines Standes und seiner Lage zeigt. Am unglücklichsten sind die weiblichen Karaktere gerathen. Madam Felser und

ihre Tochter Jeannette, so wie die saubere Madam Blum sind ganz gemeine Nichtswürdige. Karoline, die Tochter des Doktor Bernhards, und Amalie, die Tochter des Grafen Sonnenstern sollen unschuldige, natürliche und liebenswürdige Mädchen seyn, erscheinen aber hier als einfältige Geschöpfe ohne Erziehung und ohne das mindeste Zartgefühl ihres Geschlechts. Beide scheinen nur darauf gewartet zu haben, in Roberts Nähe zu kommen. Kaum haben sie diesen Wunderheld erblickt, so sind sie auch schon sterblich in ihn verliebt. Nun pflegen, wie bekannt, rechtliche Weiber, zumal unschuldige Mädchen, wenn ihnen ja dergleichen begegnet, zurückhaltend zu werden, mit sich selbst zu kämpfen, und eine gute Weile anzustehen, ehe sie sich selbst etwas verrathen, geschweige denn ihrem Lieblinge etwas merken lassen. Aber so ist es nicht hier. Kaum haben die guten Geschöpfe Feuer gefangen, so gebehrden sie sich so ängstlich, zeigen, was sie empfinden, so unverhohlen, und legen es ihm so nahe, daß seine ganze Tugend dazu gehört, um ihnen auszuweichen. Von Karolinen schreibt er in dieser Hinsicht an seinen Freund Meier: „O wie

„glück-

„glücklich fühlte ich mich sonst, wenn sie, ihr Vater „und ich, nach vollbrachter Tagesarbeit in einem „engen Zirkel beisammen saßen, und Karoline mir „immer näher rückte, mir jedes Wort gleich„sam von den Lippen stahl, und wenn ich von mir „selbst sprach, oft darüber ihr Nähzeug vergaß, „und die Geschichte meines Lebens mit warmer „Theilnahme auffaßte; wenn bei der Erzählung „meiner Sorgen und Leiden sich eine Thräne über „ihre Wange schlich, die sie, als eine Verrätherin „ihrer Liebe, vor ihrem Vater sorgfältig zu verber„gen suchte; — oder wenn sie ans Klavier trat, „mich unvermerkt zu sich winkte, und mit „schmelzendem Ausdrucke mir vorsang:

„Sey es immer eine Hütte,
„die uns einst umschließt:
„Wenn nur Lieb' und Biedersitte
„drinn zu Hause ist.

„und wenn bei dem Doppelsange, wo ich mit ein„stimmte:

„Mag denn auch ein Hüttchen klein
„unsre stille Wohnung seyn:
„Wir sind reich darin.

„ihre Stimme sich erhob und ihre Wange höher „glühte, und ein schüchterner Seitenblick mir sag„te: so reich, so glücklich würde ich mit dir seyn; — „oder wenn sie, auf vertrauten Spatziergängen mit „ihrem Vater und mir, uns Blumen brachte, die „sie gepflückt hatte, und mir immer noch heim„lich ein vorzüglich schönes Vergißmeinnicht zu„steckte, und den stillen Dank, den ich ihr dafür „in die Hand drückte, so warm und herzlich er„wiederte." In der That, es war kein Wunder, daß diese Karoline, endlich des langen Zögerns überdrüßig, ihr der Liebe so bedürftiges Herz von diesem Eisklumpen losriß, und anderswo glücklichere Versuche damit machte.

Die Gräfin Amalie geht noch entschlossener auf ihr Ziel los. Gleich bei den ersten Besuchen, die Robert ihrem Vater macht, merkt man ihr an, daß sie kein Mißfallen an dem schönen jungen Mann findet. Als er bald nachher in die Wohnung des Grafen zieht, um seinem Patienten immer recht nahe zu seyn, führt ihn die liebenswürdige Amalie in sein Zimmer mit den Worten: „Sehen Sie, „mein Bester, das da ist mein Zimmer, und

„hier

„hier gleich nebenan sollen Sie wohnen. Ich „hab' es so angeordnet." (Mit einem zärtlichen Blicke.) „Malchen möchte Ihnen gern immer „recht nahe seyn." Wie naiv sich diese zweite Gurli ausdrückt! Als der Graf eines Abends, nachdem die Tafel aufgehoben war, und die Domestiken sich entfernt hatten, Felsern bat, sich zu ihm zu setzen, weil er mit ihm etwas sehr wichtiges zu sprechen habe, „ward Amalie ganz Ohr: „denn auch für sie gab es etwas überaus Wichtiges, „das ihr Vater, wie sie meinte, Felsern schon „längst hätte sagen sollen." Der Graf kündigt ihm an, daß er entschlossen sey, in vier Tagen abzureisen, und bittet ihn, 2000 Thaler als einen schwachen Beweis seiner Dankbarkeit anzunehmen. Amalie fällt dem Vater mit einiger Schüchternheit ein: „Ich dächte, lieber Vater, Herr Felser hätte weit „mehr um uns verdient; der Halsschmuck, den „Sie mir vorm Jahre zu meinem Geburtstage „schenkten, kostete ja eben so viel, und ich bin doch „nur ein einfältiges Mädchen," — (das weiß der Himmel!) — „das ihnen nichts helfen kann." Der Vater findet, daß sie Recht hat, und um den

guten Robert noch besser zu belohnen, thut er ihm den bekannten Antrag, daß er als Arzt mit auf die Güter gehen möchte. Robert erklärt sich dazu bereit, und nun kann sich Amalie nicht länger halten, „sie sprang auf — diese siebzehnjährige, schon an einen jungen Baron versprochene, Gräfin in Gegenwart ihres Vaters — schlang ihren Arm um „Roberts Nacken, und rief mit dem Ausdrucke des „innigsten Entzückens: Felser, sie kommen mit „uns!" Der Graf spricht weiter von den Bedingungen, unter welchen Robert dort angestellet werden soll, und verspricht unter andern, ihm in Hoheneichen, so heißt sein Gut, ein eigenes Haus einrichten zu lassen, wo er mit einer guten, seiner würdigen Gattin anständig wohnen könne. „Amaliens Wangen – heißt es bei dieser Gelegenheit – „glühten höher; sie wollte sprechen, aber die Worte starben ihr auf der Zunge. Beängstigt eilte sie „ans Fenster, um Luft zu schöpfen, und eine Thräne der Sehnsucht zitterte aus ihren Augen." Allen diesen Zärtlichkeiten, die an ein Wesen verschwendet werden, welches nicht einen Augenblick seine unbehülfliche Selbstständigkeit verliert, setzt

Amalie durch die Scene im Schloßgarten den Kranz auf. Sie fliegt ihm, wie gesagt, in die Arme, verbirgt ihr Gesicht an seinem Busen, und ruft unter strömenden Thränen: „Retten Sie mich. „Ich bin verloren!"

Robert (erstaunt). Gräfin; was ist Ihnen? Sprechen Sie!

Amalie. Mein Vater — o Gott! —

Robert. Ihr Vater? Welch neues Unglück? ...

Amalie. Ja wohl ein Unglück, aber nur für mich! Mein Vater will mich morgen mit dem Baron Gustav verheirathen.

Robert (noch erstaunter). Sie zittern vor dieser Verbindung, und lieben ihn doch, sind schon seit drei Jahren mit ihm verlobt?

Amalie. Ja, damals war ich ein Kind, und liebte ihn als den Gespielen meiner Kindheit; aber jetzt fühle ich, daß ich ihn als meinen Gatten nie lieben kann.

Robert. Den jungen, sanften, gefälligen Mann kann Amalie nicht lieben?

Amalie. Nein! nein! mein Herz hat nur für einen Raum. — Ihn oder keinen! Von ihm soll mich nichts als der Tod trennen.

Robert. Wie, Amalie? versteh' ich Sie recht? Ihr Herz hat einen andern gewählt? (O, der liebenswürdigen Einfalt! Wo mag dieß Phlegma bisher wohl seine Augen und Ohren gehabt haben?)

Amalie. Und Sie kennen ihn nicht? Sie verlangen von mir ein Geständniß, daß Sie schon längst in meinen Augen gelesen haben? (Mit inniger Wehmuth.) Ach, das habe ich nicht verdient, daß Sie so grausam mit mir umgehen.

Robert. Ich beschwöre Sie, Gräfin, (mit ausdrucksvollem, gehaltenen Tone) erklären Sie sich!

Amalie. Gräfin? O, die Liebe fragt nichts nach Geburt und Rang.

Robert (zurückbebend). Amalie, ich will nicht hoffen — —

Amalie. — daß ich Sie liebe, heiß und unaussprechlich liebe, das wollen Sie nicht hoffen?

Ro-

Robert (im größten Erstaunen). Mich lieben Sie? mich? (sich angstvoll die Stirn reibend) bei Gott! das ist zu viel!

Amalie. Ich armes Mädchen, das ich mir einbildete, Ihnen lieb zu seyn! (Heftig weinend.) Es war ein süßer Traum!

Robert (sie zärtlich bei der Hand fassend mit Ernst und Wärme). Wenn Sie mich lieben, Gräfin, so bekämpfen Sie diese Leidenschaft, die uns beide unglücklich macht!

Diese letzten Worte, welche wohl schwerlich jemand, ohne ein kleines Frösteln zu empfinden, lesen kann, sind zum Ueberfluß noch durch einen sehr ausdrucksvollen Kupferstich anschaulich gemacht worden. Robert steht in seiner ganzen korpulenten Würde da, und hält die feiste linke Hand der vor ihm stehenden Gräfin mit seiner rechten und linken befangen. Die Gegend, in welcher diese Vereinigung der Hände vor sich geht, ist eben nicht mit vieler Decenz gewählt. Bei der Gräfin hat der Künstler sichtlich daran gedacht, daß vornehme Leute täglich gut essen und trinken, denn die siebzehn-

jährige Schönheit ist ziemlich wohlbeleibt gerathen. Robert ist ein Arzt, deswegen macht er auch ein Gesicht, als wollte er sich auf den rechten Namen der Krankheit besinnen, von welcher sich in der Gesichtsfarbe der Gräfin, so wie in ihren Pulsschlägen, einige Symptome zeigen. Es ist übrigens gut, daß die bedeutungsvollen Worte als Commentar nicht unter dem Bilde fehlen; man könnte sonst in Gefahr kommen, die Scene ganz falsch zu deuten, und in dem nachdenkenden Gesichte des Herrn Landarztes etwa folgende Worte zu finden: „Gräfin, Gräfin, das Ding geht so „nicht! Sie dürfen wahrhaftig nicht so viel essen „und nicht so lange schlafen."

Der Verleger entschuldigt am Ende des Buchs den Mangel an mehr Kupfern, und gibt Hoffnung, daß Herr Jury in Berlin die vorzüglichsten malerischen Scenen daraus für das künftige Jahrbuch zur belehrenden Unterhaltung für Damen bearbeiten werde. Der arme Herr Jury! Er wird seine Noth gehabt haben, in diesem Buche malerische Scenen zu finden! — Da man in meiner Gegend von jenem Jahrbuche nichts weiß, so

so habe ich auch nicht erfahren können, ob das Versprechen des Herrn Verlegers durch Herrn Jury erfüllt ist, und noch weniger, wie die malerischen Scenen ausgefallen sind.

Der Mangel an Welt- und Menschenkenntniß leuchtet aus jeder Zeile dieses Büchleins hervor, und man merkt dem Verf. bald an, daß er auf unbekanntem Boden wandelt, sobald er sich aus der Studirstube seines Freundes Meier verloren hat. Die Lebensart der reichen Kaufleute, die Denk- und Handlungsart ihrer Frauen und Töchter kann er nur aus der Ferne gesehen haben. Was er von solchen Menschen, wie der Graf Sonnenstern und dessen Tochter Amalie, darzustellen versucht, ist offenbar nur aus Hörensagen geschöpft. Besanders ist der Ton in den Unterredungen der Menschen aus dieser Klasse gänzlich verfehlt. Schon aus den wenigen Proben, die ich von der Art, wie der Verf. solche Personen sprechen und handeln läßt, in den obigen Auszügen gegeben habe, leuchtet dieß hervor. Ich will aber noch ein Uebriges thun, und meine Behauptung noch überzeugender beweisen.

Ist es wohl in der Regel, daß eine Frau bürgerlichen Standes in unsern Zeiten so wegwerfend von Wissenschaft und Gelehrsamkeit sprechen kann, als Roberts Mutter thut, da sie erfährt, daß ihr Sohn studiren will? und das in einer Stadt, wo eine der angesehensten Universitäten Deutschlands blüht, wo die Pfleger der Wissenschaften von jeher so sehr geachtet wurden, und wo die gelehrte Laufbahn noch mehr, als an manchem andern Orte, zu Ansehn und Reichthum führt? Wenn man diese Dame dem Lehrer ihres Sohnes Vorwürfe darüber machen hört, daß er den Kopf des Jungen mit so vielen unnützen Dingen anfülle: wenn sie spottend in die Worte ausbricht: „Studiren? eine sonder„bare Laune meines Mannes," und „er taugt auch „wirklich zu weiter nichts, als zum Studiren. Mir „zu Gefallen können Sie aus ihm einen Dorfpfar„rer machen;" wenn wan dergleichen hört, sage ich, so könnte man eher auf eine Person aus der eigentlich so genannten großen Welt rathen; denn wir sind gewohnt, in allen Romanen von der Dachstube die Baronessen und Gräfinnen als gewaltige Verächterinnen der Gelehrsamkeit und der Wissen-

schaf-

schaften zu finden. Von einer Kaufmannsfrau ist das eben so lächerlich, als die Ohnmacht, in welche Madam Felser in der Folge mit der ihr eigenen Grazie fällt, und die Odeurs, welche ihr Jeannette appliciren will, und das Schnupftuch, womit sich die Mutter bei Roberts Abschied die trockenen Augen a tempo verhüllt, und das schmelzende Adieu, mon fils! womit sie ihn entläßt.

Ist es in der Regel, wenn diese Frau „um „ihre glänzende Lebensart fortsetzen zu können, ihre „eigene Tochter mißbraucht, sie in die Gesellschaft „junger Wüstlinge einführt, die keinen Aufwand „sparen, um die Rose ihrer Unschuld zu brechen, „und über die Gefallene zu triumphiren?“ Führt denn die Eitelkeit so schnell über alle Muttergefühle, über alle Begriffe von Ehre und Schande hinweg? Hat man wirklich in Leipzig der Beispiele mehrere, daß eine Frau der Art nicht nur ganz ruhig zusieht, sondern selbst dazu hilft, wenn ihre Tochter zur gemeinen Buhldirne herabsinkt?

Die schöne junge Frau des reichen Banqaiers, die sich in den armen Notenschreiber vergafft, ihm Geschenke über Geschenke zusteckt, und so schöne Vorbereitungen gemacht hat, die strenge Tugend unsers Helden in einer süßen Stunde zu übertäuben, zwar aus begreiflichen Gründen ein Lieblingsideal manches armen Notenschreibers, ist offenbar aus der produktiven Einbildungskraft irgend eines Glücksritters entsprungen, der damit eine Anzahl Musensöhne auf der Funkenburg oder in einer Dorfschenke bei Leipzig auf das angenehmste zu unterhalten wußte. Wenn es Weiber gibt, die sich an der Seite eines alten grämlichen Murrkopfes nach anderweitiger Unterhaltung sehnen, ist es denn gewöhnlich, daß ihre Neigung gerade auf einen Menschen fällt, den sie sonst durch den Bedienten oder die Junge-Magd im Vorzimmer abfertigen lassen? Fehlt es ihnen vielleicht in den Zirkeln ihrer täglichen Gesellschaft an Gelegenheit, Eroberungen zu machen, die sich besser mit ihrer Konvenienz vertragen?

Doch das Unwahrscheinliche soll einmal statt finden, und der Notenschreiber soll das Glück haben, die Aufmerksamkeit einer solchen Göttin auf sich zu ziehen. Muß denn die Ehrendame in diesem Falle sogleich alle Eindrücke der Erziehung vergessen, alle Gewohnheiten des Wohlstandes von sich werfen, und alle Rücksichten auf ihren Ruf, alle Zucht und Schaam mit Füßen treten? Man höre: Madam Blum läßt einige Klaviersonaten durch Robert abschreiben, wofür ihm etwa ein Thaler gebührt. Statt dieses Thalers drückt sie ihm aber zwei Friedrichsdor in die Hand und sagt ihm dabei mit bezauberndem Lächeln: „wie gern „möchte ich Ihnen thätig zeigen, wie theuer Sie „meinem Herzen sind!“ das war für das erste Mal schon stark. Einige Tage nachher heißt es bei neuen Geschenken: „Guter Felser, möchten Ihnen diese Kleinigkeiten sagen, wie gern ich Ihrem „Herzen ein wenig werth seyn möchte!“ Als er sie eine ganze Woche nicht gesehen hat, erhält er durch das Kammermädchen folgendes Billet:

„Lieber freundschaftlicher Mann!

„Wenn ich Ihrem Herzen nicht gleichgültig „bin, so besuchen Sie mich morgen Nachmittags „um vier Uhr, wo ich Sie ohne Zeugen sprechen „kann. Sie verdienen glücklich zu seyn, und Sie „sollen es werden durch

„Ihre

„ergebene

„Mariane Blum."

Es ist lustig anzusehen, wie sich der liebe Jüngling den Kopf über das ihm bevorstehende Glück zerbricht, und mit allem Scharfsinn doch das Wahre nicht treffen kann, ob ihm gleich von Rechtswegen „das heftigere Schlagen seines Herzens, und die höhere Gluth seiner Wangen" aufmerksam darauf hätten machen sollen, daß „sein sinnliches Ich" allerdings wohl mit im Spiele seyn könnte. Endlich schlägt die glückliche Stunde, und Robert eilt mit geflügelten Schritten zu seiner schönen Freundin.

In das reizende Gewand der Unschuld geklei-
det fliegt sie ihm entgegen, faßt ihn zärtlich bei der Hand, und führt ihn durch mehrere Zimmer hindurch in ein kleines abgelegenes Prunkzimmer, dessen herabgelassene Gardinen ein angenehmes Halbdunkel verbreiten, und zu Vertraulichkeiten einzuladen scheinen. Wer Lust hat, mag im Buche selbst nachlesen, was alles vorgeht, nachdem das Mädchen Chokolade und Backwerk gebracht und sich augenblicklich entfernt hat. Mit der Wuth einer Bachantin greift sie den armen Jungen an, und kommt so schnell über alle Mauern und Gräben der Schaamhaftigkeit, selbst über die Rosenhecken der Raffinerie hinweg, daß dem unbefangenen Zuschauer grün und gelb vor den Augen werden muß. „Wir sind allein — ruft sie „aus — kein verrätherisches Auge belauscht uns; „laß uns genießen und glücklich seyn!“ Die Gefahr war aufs Höchste gekommen, und es war Zeit, daß er sich mit stärkerer Gewalt von ihr losriß, als — — weiland Meister Schnaps im Stammbaume von der Herzogin in Paris, die sich

in ihn vergafft, ihm auch einen Liebesbrief, nur in französischen Versen, geschrieben, und mit einem Worte ihn am Ende richtig verführt hatte. Kein Wort mehr von dieser saubern Madam; sie wird unsern Verfasser nicht unsterblich machen.

Was den Grafen von Sonnenstern und seine Tochter Amalie betrifft, so würde sie wohl, ihren Reden nach, niemand für Personen dieses Standes halten können. Der Graf spricht ungefähr wie ein ehrlicher, gutmüthiger, thüringischer Pächter, und behandelt seinen Arzt, wie ein Mann, der zwar reicher, als dieser, aber auf keine Weise durch Stand und Geburt über ihn erhaben ist. Amalie hat die Miene eines wackern, fröhlichen und höchst unbefangenen Landmädchens aus dem mittleren Bürgerstande, die zu Hause einige hübsche Bücher gelesen, und ihrem Vater des Abends ein Stück auf dem Klaviere vorzuspielen gelernt hat. Da das gute Kind in ihrer ländlichen Eingezogenheit noch wenig von der Welt gesehen hat, so kann man sich leicht vorstellen, welch

eine

eine große Revolution mit ihr vorgehen mußte, da sie mit ihrem Vater zum ersten Male in ihrem Leben die oft gewünschte große Stadt zu sehen bekam. Auch erklärt sich daraus gar leicht die hohe Wichtigkeit, die in ihren Augen ein so geschickter, artiger und manierlicher Arzt, als Robert war, in aller Eile gewinnen konnte. Das arme Ding! wo mußte der Gespiele ihrer Jugend, der Baron Gustav, bleiben, als dieser glänzende Stern in den Gesichtskreis ihres Herzens trat! —

Nur noch eine kleine Probe von der Denkart dieser guten Leute erlaube man mir, ehe ich Abschied von ihnen nehme.

Der Graf hat unserm Robert den Antrag gethan, ihn unter den bekannten Bedingungen mit nach Hoheneichen zu nehmen; Robert hat eingewilliget, und ist dafür, wie ebenfalls bekannt, von der Gräfin Amalie huldvoll belohnet worden. Jetzt fährt der Graf in der Unterredung, wie folget, fort:

Graf. Sie werden hoffentlich finden, daß auf dem Lande mehr Zufriedenheit und ächter Frohsinn zu Hause ist, als in der geräuschvollen Stadt. (Ganz im Geiste eines Biedermanns, der dabei an seine guten Freunde, die Pächter und Prediger in der Nachbarschaft, denkt.)

Robert. O, davon war ich schon längst überzeugt. Die Natur war mir immer eine theure Freundin, in deren Umgange ich Erholung und Aufheiterung fand.

Graf. Nun, dann wird Ihnen mein Hoheneichen gewiß gefallen; die Natur hat ihre Schätze da verschwenderisch ausgegossen.

Amalie (die sich Roberten wieder genähert hatte). Ach! wenn wir nur schon dort wären! An alle meine Lieblingsörter will ich Sie führen. — Wissen Sie, Väterchen, den romantischen Wasserfall im Birkenwäldchen, und das dunkle Buchengewölbe, den heiligen Tempel der Natur, wie Sie ihn immer genannt haben, und die Ruinen der alten

ten Burg mit der herrlichen Aussicht, und meine kleine Einsiedelei auf der Insel; — Sie sollen sehen, Felser, es ist nirgends so schön, als bei uns. Es würde mir aber doch nicht mehr schön seyn, wenn Sie nicht mit uns kämen.

(Ich frage, ob die schuldlose Unbefangenheit eines unverdorbenen Landmädchens naiver sprechen kann?)

Graf. Nun, da hören Sie, wie gut Ihnen das Mädchen ist.

(Klingt das nicht, als wollte der gute Papa sagen: Dokterchen, wenn du noch nichts merkst, so bist du bei meiner Seele auf den Kopf gefallen.)

Robert (vermuthlich mit gravitätschem Anstande und etwas in die Höhe gehobener Nase). Diese Güte rührt mich unaussprechlich, und sie wird mir meinen künftigen Aufenthalt unendlich verschönern. —

Doch genug von einem Buche, welches in moralischer Hinsicht ganz gewiß keinen Schaden stiften wird, dessen ästhetischer Werth aber von der Art ist, daß eine so weitläuftige Kritik nur durch die Zeitumstände entschuldigt werden kann.

III.

Robert,

oder

der Mann, wie er nicht seyn sollte.

Ein Gegenstück

zu

Robert, oder der Mann, wie er seyn sollte.

Erstes Bändchen.

War schon die Idee des Mannes, wie er seyn sollte, kein schicklicher Gegenstand für einen Romandichter, so ist es noch weniger die Idee des Mannes, wie er nicht seyn sollte. Dort war doch ein bestimmtes Ziel; nur daß es freilich außer den Grenzen der schönen Darstellung lag. Hier aber sehen wir uns in eine unermeßliche Wüste verschlagen, wo unser Auge im leeren Raume umherblickt, und nirgends einen freundlichen Ruhepunkt findet. Der Mann, wie er nicht seyn sollte, ein entschlossener Bösewicht oder ein moralischer Schwächling, ein Marinelli oder ein Wallenstein, (denn beide gehören in diese Klasse) ist niemals dazu geeignet, der Held eines Schauspiels, einer Epopee, oder auch eines Romans zu seyn. Der Mann, wie er nicht seyn sollte, kann gewöhnlich nur unsere Verachtung, höchstens unser Mitleiden mit seiner Schwäche, und niemals unsere Theilnahme an seinem Schicksale rege machen.

Von

Von dem Gerichtshofe der Aesthetik werden alle diese Helden, die da seyn sollen und nicht seyn sollen, ab und an den Richterstuhl der Moral verwiesen.

Doch zu solchen Betrachtungen pflegt sich selten der große Haufe deutscher Romanenschreiber zu erheben, und am wenigsten ist es dem Verfasser dieses elenden Machwerks in Sinn gekommen, sich die Frage vorzulegen, was er denn eigentlich im Gemüthe des Lesers hervorzubringen gedenke.

Ich will die Zeit und das Papier nicht damit verderben, dieß ekelhafte Gewebe voll Schmutz, Armuth und Unwissenheit vor den Augen meiner Leser auseinander zu wirren. Wie groß auch immer die Geschmacklosigkeit eines beträchtlichen Theils der heutigen Lesewelt seyn mag; so weit ist es doch hoffentlich nicht gekommen, daß man nöthig hätte, gegen Produkte dieser Art zu warnen. Wer nur jemals ein einziges mittelmäßiges Buch aus der erzählenden Klasse mit Vergnügen durchgelesen hat, der ist auf ewig gegen die Ansteckung solcher Mißgeburten gesichert. Ein flüchtiger Abriß des Inhalts wird genug seyn, dieses Urtheil zu bewähren,

und

und der Leser, welcher die Geduld gehabt hat, diese paar Blätter durchzulesen, wird mir gern die übrigen Beweise schenken.

Dieser Mann, wie er nicht seyn sollte, genannt Robert Halbmann, ist der zweite Sohn eines armen Dorfpredigers. Durch die Fürsprache eines vermögenden Gönners erhält er einen Platz auf der Fürstenschule zu G.... In dem alten Klostergebäude dieser Schule phantasirt er sich oft in die Zeiten der Vorwelt zurück, von deren Rechtlichkeit und Biedersitte er, wie billig, sehr hohe Begriffe hat. Dieß geht so weit, daß er einst ein Loblied auf das vierzehnte Jahrhundert macht, und sich ernstlich vornimmt, ein Ritter nach verjüngtem Maaßstabe zu werden. Dabei benimmt er sich nun, wie folget: die Zöglinge dieser Schule haben jährlich nur einige Male die Erlaubniß, unter der Aufsicht eines Lehrers einen Spatziergang in das nahe gelegene Wäldchen zu machen. Man begreift, wie wichtig ihnen solche Tage sind, und wie lange vorher sie sich auf diese Tage freuen. Als zum ersten Male für ihn einer von diesen Tagen herannahet, entschließt er sich freiwillig, den Genuß

der freien Luft für dießmal aufzuopfern, und während die frohen Mitschüler sich draußen umhertreiben, in seiner dunkeln Zelle zu bleiben. Wie hängt das aber mit dem Ritterwesen zusammen? werden meine Leser fragen. Ganz natürlich; denn der Mann, dem so viel Mühseligkeiten in der Welt bevorstehen, thut sehr wohl, wenn er sich schon in der frühesten Jugend daran gewöhnt. Uebrigens muß ich die Leser bitten, der Ritteridee nicht weiter zu erwähnen, denn von nun an ist im Buche weiter keine Rede davon.

Dieser Mann, wie er nicht seyn sollte, wird nun ferner auf der Schule als ein fleißiger, sittsamer, gutgearteter Jüngling geschildert, der eben wegen dieser Vorzüge von seinen bösen und neidischen Mitschülern viel Trübsal und Ungemach zu ertragen hat. Der Verf. läßt uns bei dieser Gelegenheit einen Blick in das Innere dieser Schule werfen. Wir lernen die Art und Weise kennen, wie Schüler Freundschaftsbündnisse mit einander schließen, wie sie sich einander beneiden, necken, und bei ihren Lehrern anschwärzen, wie ihre Streitigkeiten von dem Herrn Rektor und Konrektor untersucht,

tersucht, wie die Schuldigen bestraft und die Unschuldigen freigesprochen werden, welches alles gar unerbaulich und langweilig zu lesen ist.

Endlich nach glücklich überstandenen Schuljahren nahet denn die selige Stunde heran, wo Robert, frei vom Zwange der Schulzucht, die schon bekannte Akademie Lusthofen bezieht, um die Rechtsgelahrtheit zu studiren. Mit den besten Vorsätzen fängt er seine Laufbahn an, und stärkt sich, zur treuen Erfüllung seiner Berufsgeschäfte, durch ein herzbrechendes Gebet, welches zum beliebigen Gebrauche für alle, die sich in ähnlichen Lagen befinden, im Buche selbst nachzulesen steht.

Anfangs geht es ihm ziemlich schlecht in Lusthofen. Seine dürftigen Aeltern können ihm nicht viel nachschicken, und die Hoffnung auf ein landesherrliches Stipendium schlägt fehl, weil er die Logik nicht bei dem Professor gehört hat, welcher die jungen Leute aus dieser Wissenschaft examinirt, und über ihre Geschicklichkeit höhern Orts Bericht abstattet. Doch bald ändert sich seine Lage sehr vortheilhaft, da er Gelegenheit findet, durch Unterricht im Klavierspielen und durch das Verfertigen

einiger Gelegenheitsgedichte Geld zu verdienen. Ja, das Schicksal sorgt noch besser für ihn. Die schöne reiche Dame, deren schöne Stieftochter er im Klavierspielen unterrichtet, faßt eine Art von Freundschaft für ihn, und unterstützt ihn so reichlich, daß er aus der drückendsten Dürftigkeit auf einmal in Wohlstand und Ueberfluß versetzt wird. Seine Freunde, welche die Welt kennen, vermuthen eine andere Ursache dieser Freigebigkeit. Nun benimmt sich freilich die gute Dame gegen Robert ein paar Mal so, daß man allerdings, wenn man argwöhnisch wäre, auf eine geheime Absicht schließen könnte; doch ist, die Wahrheit zu sagen, noch gar nichts vorgefallen, wodurch die Vermuthung jener neidischen Freunde bestätiget würde. Indessen schmeichelt ihm jener Verdacht so sehr, daß er ihm nie geradezu widerspricht, und von diesem Augenblicke an datirt sich die Periode seiner Verschlimmerung. Gott weiß, welcher arge Dämon auf einmal in sein Herz gefahren ist, und dort alles um und um gekehrt hat; denn er sieht sich jetzt gar nicht mehr ähnlich. Er vernachläßiget seine Studien; er macht Bekanntschaft mit liederlichen Dirnen; er ver-

verschwendet die Geschenke seiner Wohlthäterin in wüsten Saufgelagen, und treibt das alles so arg, daß seine Gesundheit darunter leidet, und daß die Spuren davon in seiner ganzen äußern Gestalt anfangen, sichtbar zu werden. Seine Gönnerin erhält auf ihre heimliche Erkundigung von dem allen vollständige Nachricht. Sie macht ihm liebevolle Vorwürfe. Er gesteht sein Verbrechen und bittet um Vergebung.

Unterdessen hat sein Vater durch einen Brief ohne Namensunterschrift Nachricht von der Verschlimmerung seines Sohnes erhalten, und ist vor Gram und Traurigkeit gestorben. Die Mutter folgt ihm bald nach, und Julius, der Bruder, lebt in guter Hoffnung, die Stelle seines verstorbenen Vaters wieder zu erhalten. Dadurch bewogen entschließt sich Robert, das väterliche Haus einmal wieder zu besuchen, und macht sich auf den Weg. Aus seinem ernsthaften Nachdenken auf dem Postwagen wird er durch eine Unterredung des Postknechts mit einer Reisegesellschafterin, die er bis dahin gar nicht bemerkt hatte, plötzlich gestört. Er vernimmt, daß diese Dame, die Frau eines Schul-

Schullehrers, ihrem Manne entlaufen, und jetzt im Begriff ist, zu ihrem Vater, einem Tanzmeister, zu gehen, um von da aus die Scheidung von ihrem Manne zu bewirken. Robert macht sich mit dieser saubern Dirne bekannt, hört ihre Lebensgeschichte, die ein Inbegriff von Plattheit und Unreinigkeit ist, und findet so viel Wohlgefallen an ihr, daß er alles vergißt, und sich auf der Stelle entschließt, mit ihr in die weite Welt zu gehen. Kein Vorschlag konnte für Nanntchen willkommener seyn, denn ihr Vater nennt sie bei ihrer Ankunft ein verlaufenes Weib, und will nichts von ihr wissen.

Die beiden Vagabonden reisen der böhmischen Grenze zu, und werden bald einig — aufs Theater zu gehen. In einer kleinen Landstadt treffen sie eine Bande an und werden aufgenommen. Nanntchens hübsche Figur und einnehmendes Wesen schafft ihr bald Freunde, und unter andern den Bürgermeister des Orts. Robert ärgert sich darüber, überführt sie von ihrer Treulosigkeit, prügelt sie durch und geht, da er ohnedem in Gefahr ist, Schulden halber in Arrest zu gerathen, von neuem

fort

fort in die weite Welt. Aber schon am Abend des ersten Tages, da er in einer Dorfschenke einkehrt, hält ihn ein glückliches Abentheuer auf. Er rettet ein Kind aus dem Wasser, und von dieser Heldenthat an wird, so Gott will, ein zweites Bändchen dieser lehrreichen Geschichte abgesponnen werden.

Hat der geneigte Leser an diesem Auszuge noch nicht genug, um über den Werth oder Unwerth dieses Mannes, wie er nicht seyn soll, mit sich einig zu werden, so lese er zum Ueberfluß noch folgende Probe des Tones und Styles. Die Stelle kommt Seite 186 in Nanntchens Lebensgeschichte vor. Es wird dort erzählt, daß der Rektor Renner, Nanntchens Ehemann, einstmals nach Haus gekommen sey und seine Frau mit einem seiner Schüler in sehr bedenklicher Vertraulichkeit angetroffen habe. „Er war“ — fährt die Erzählung fort — „über eine so pflichtwidrige Freigebigkeit „äußerst aufgebracht, und karbatschte das arme „Nanntchen, daß sie für Freuden die Wände „hinan hätte klettern mögen. Das war „nun das Ende vom Liede. Nanntchen hatte den „lieben heiligen Ehestand in allen Gliedern herz-

 „lich

„lich dicke. Ihr sehnlichster Wunsch war die „Scheidung, und diese hatte sie bereits eigenmäch„tig dadurch ins Werk gestellt, daß sie ihre Sie„bensachen — so gut sichs bei solcher Eile thun „ließ — zusammenpackte, und bei Nacht und Ne„bel auf und davon ging."

„Sie konnte jedoch zur Noth mit vier kran„ken Fingern begreifen, daß eine solche Eheschei„dung schlechterdings höhern Orts Genehmhaltung „bedürfe, indem sie zwar außerdem für den Mo„ment äußerst wirksam war, allein demunge„achtet ihrem fernern Fortkommen nicht sonder„lich zuträglich seyn konnte. Deshalb war sie nun „gewillensmeinet, nach Hause zu reisen, von „da aus die Sache förmlich anhängig zu machen „und hier bei ihren Aeltern den Prozeß abzuwarten."

„Daß sie unserm Robert die Geschichte so haar„klein hererzählt haben wird, wie ich sie erzähle, „läßt sich nicht vermuthen. Indeß weiß ich ge„wiß, daß ich meinem Leser keine Unwahrheit auf„hänge."

IV.

Das Weib,

wie es ist,

von

Gustav Schilling,

dem Verfasser

des

Gnido von Sohnsdom.

Die beiden Roberts blieben auch von Seiten der Kunst, wie wir gesehen haben, noch weit hinter ihrem fehlerhaften Urbilde, der Elisa, zurück. Hier ist denn endlich unter den Schriften, zu welchen Elisa Veranlassung gegeben hat, Eine, welche das Urbild nicht etwa blos erreicht, sondern als Kunstprodukt genommen, bei weitem übertrifft. Herr *Schilling*, der einen Roman, und keine personificirte Tugendlehre schreiben wollte, ging klüglich der Klippe aus dem Wege, an welcher seine Vorgänger scheiterten. Er wußte wohl, daß das *Seynsollen* kein Gegenstand der Kunst ist, und hielt sich daher lieber in dem Umkreise des *Seyns*, ohne sich dadurch zum bloßen Nachbildner der Wirklichkeit herabzuwürdigen. Dieß ist nemlich eine andere Klippe, an welcher das große Heer unserer Romanenschreiber gewöhnlich zu schei-

tern pflegt, welche sich einbilden, die Forderungen der Kunst erfüllt zu haben, wenn man ihnen zugestehen muß, daß sie treulich wiederzugeben wissen, was rund um sie her in der wirklichen Welt vorgegangen ist. Nur bei der Beurtheilung einer Schrift, wie die gegenwärtige, kann man an die Aufgabe, welche sich der Künstler geben soll, denken, an die Aufgabe: die Wirklichkeit zu idealisiren. Daß Herr Schilling diese Aufgabe gefaßt hat (schon ein großes Verdienst in der heutigen Welt), das hat er durch frühere Schriften bewiesen, und das leuchtet auch aus der gegenwärtigen hervor. Wie weit er übrigens hinter den Forderungen der Kunst zurückgeblieben sey, das wird die folgende Prüfung ins Klare zu setzen suchen. Ich fange mit einem Auszuge der Fabel an, und lasse, wie gewöhnlich, meine Bemerkungen darauf folgen.

Emma, die Tochter eines reichen Kaufmanns, ein schönes, liebenswürdiges, durch Erziehung ausgebildetes Mädchen wird von zwei Männern geliebt, welche durch Alter, Rang und Vermögen sehr weit von einander verschieden sind. Ewald, ein

ein würdiger Offizier, offen, gerade, biederherzig, und, troz seiner vierzig Jahre, voll Gefühl für Emma's aufblühende Reize, wohnt seit einiger Zeit mit ihr unter einem Dache, und hat sein Herz an sie verloren. Herold, ein junger, schöner, gewandter Kaufmann, als Diener auf dem Komtoir ihres Vaters, gleichfalls ihr Hausgenosse und täglicher Gesellschafter, ist der andere, den ihre Liebenswürdigkeit in Flammen gesetzt hat. Zwischen den Ansprüchen dieser beiden Bewerber steht Emma in der Mitte, und soll für Einen von beiden entscheiden. Wohin sich ihr Herz lenkt, ist wohl nicht schwer zu rathen. Sie läßt dem Werthe des ältern Liebhabers alle Gerechtigkeit wiederfahren; sie ist auch gar nicht gleichgültig gegen die Annehmlichkeiten des Reichthums und gegen die Vorzüge des Ranges; ja sie fühlt selbst gegen den würdigen Ewald eine Art von Achtung und Freundschaft, welche sich im weiblichen Herzen gar leicht in Liebe verwandelt: und dennoch hat nur der jüngere Herold ihr Herz. Auf Ewalds Seite tritt aber erstlich Emma's brave Mutter, nicht weil sie die Wahl ihrer Tochter an sich mißbilliget, sondern

weil sie gewiß weiß, daß der Vater ein Anderes beschlossen hat: zweitens die Tante Dorothee, weil sie so gern die Freude erleben möchte, ihre Nichte in den ersten Zirkeln glänzen zu sehen; drittens der Vater aus kaufmännischen Rücksichten, und zwar aus Rücksichten von der allerverächtlichsten Art. Der Hauptmann Ewald hat nemlich ein ansehnliches Kapital in seiner Handlung stehen, und dieses hofft er auf die eine oder die andere Art durch die Hand seiner Tochter auf Lebenszeit zu gewinnen.

So ist der Knoten geknüpft, und nun setzen sich alle Mitspieler in Bewegung, um ihn durch eine Reihe von Begebenheiten aufzulösen.

Der Hauptmann Ewald hat ein Gut gekauft, und kündigt seinem Wirthe das anvertrauete Kapital auf. Wilsen (der Name von Emmas Vater) erschrickt, und sieht seinen Plan vereitelt. Er glaubt indessen mit dem Hauptmanne etwas wagen zu dürfen, und erklärt sich gegen ihn insolvent, darauf rechnend, daß der Liebhaber gegen den Vater seiner Geliebten keine harten Maaßregeln brauchen werde. Der Plan gelingt. Ewald läßt mit sich handeln,

erhält, statt dreißigtausend, zehntausend Thaler und obendrein, was er noch nicht forderte, die Einwilligung des Vaters, wenn er mit seiner Bewerbung um Emma Ernst machen will. Der edle Mann ist zwar entschlossen, in seiner Bemühung, Emmas Herz zu gewinnen, eifrig fortzufahren, verlangt aber schlechterdings, daß der Vater von dem, was unter ihnen vorgefallen ist, keinen Gebrauch machen solle, um die Entschließung seiner Tochter zu bestimmen.

Unterdessen hat es Herold, nach erhaltener Erlaubniß seiner Geliebten, gewagt, bei ihrem Vater um sie anzuhalten. Sein Gesuch wird, wie sich erwarten ließ, mit Verachtung abgewiesen. Herold ist in Verzweiflung. Aber ein Unglück, welches der Wilsenschen Handlung droht, ändert die Gesinnung des Alten bald zu seinem Vortheile. Wilsen hat seinen geschickten Diener in diesem Augenblicke mehr wie jemals nöthig. Er gibt gute Worte, und verspricht ihm nicht nur die Hand seiner Tochter, sondern sogar Theilnahme an seiner Handlung, wenn er nur auf der Stelle abreisen, und das drohende Unglück abzuwehren suchen will.

Herold

Herold läßt sich nicht lange bitten, und reist so schnell ab, daß er seiner Emma nicht einmal ein Lebewohl sagen kann. Diesen Umstand benutzt der alte Schlaukopf auf das Beste. Er kündigt bei Tische die schnelle Abreise seines Dieners in gleichgültigem Tone an, läßt sich von weiten Reisen in fremde Länder etwas verlauten, und sagt kein Wort von der Verabredung, die er mit Herold wegen seiner Tochter getroffen hat, weil er gar nicht willens ist, das Mindeste von dem zu halten, was er dem jungen Manne versprochen hat.

Emma ist einige Tage traurig über die schnelle Entfernung des Geliebten, fängt aber bald an, sie erträglich zu finden. Der Hauptmann Ewald ist unterdessen Major geworden, und gewinnt von Stunde zu Stunde mehr Raum in ihrem Herzen. Sie wankt schon sichtbar zwischen ihm und Herold. Nur noch ein kleiner Stoß, und das Zünglein in der Wage ihres Herzens wird sich gewiß auf Ewalds Seite neigen. Zum Unglücke beider läßt dieser Stoß nicht lange auf sich warten. Herold ist zu spät gekommen. Das Haus, mit welchem Willen in Verbindung stand, ist gefallen, und der

Sturz

Sturz des seinigen scheint unvermeidlich zu seyn. Dieser Vorfall entscheidet in Emmas Herzen. Sie gibt dem vereinigten Bitten der Mutter und Tante nach, läßt ihren Herold fahren, und wird, halb aus Pflicht, ihre Familie zu retten, halb aus Neigung zu dem Major, in wenig Tagen erklärte Braut des wackern Mannes.

Man hat von allen Seiten große Ursache, nicht lange mit der Hochzeit zu warten. Abgerechnet, daß Herold bald zurückkommen konnte, den man vor der Hochzeit nicht gern in der Nähe sehen wollte, lag auch der Vater Wilsen dem Tode nahe auf dem Krankenbette, wohin ihn der Schrecken über sein Unglück geworfen hatte. Starb er vor der Hochzeit, so mußte die Feierlichkeit noch länger verschoben werden. Man eilte daher mit den Vorbereitungen, und wurde bald einig über den Tag, an welchem die Verbindung vollzogen werden sollte. Schon war der Morgen dieses wichtigen Tages da, und alles im Hause war mit Zubereitungen auf den Nachmittag beschäftigt, wo die Feierlichkeit vor sich gehen sollte, als plötzlich — Herold ankam. Mit Ahndungsvollem Erwarten tritt er in das Haus,

und

und die Geliebte seines Herzens ist der erste Gegenstand, den er erblickt. Aber wie wenig entspricht ihr Empfang seiner Erwartung! Kaum hat sie ihn gesehen, so entflieht sie schreiend in ihr Zimmer. Er folgt ihr nach und erfährt nach dem ersten Schrecken den traurigen Wechsel der Dinge, welcher sich während seiner Abwesenheit begeben hat. Wer kann sich seine Empfindung, seine Vorwürfe, seine Wuth nicht denken? Indessen, die Sache ist zu weit gediehen; er muß sich in sein hartes Schicksal finden. Das einzige, was er sich ausbedingt, ist, daß er Zeuge der Trauungsfeierlichkeit seyn darf, dann will er ihr nicht weiter beschwerlich fallen.

Ewald, der sich durch Zufall in einem Nebenzimmer befindet, hat die ganze Unterredung mit angehört, und auf der Stelle ist sein Plan entworfen. Sobald die Vorbereitungen zur Trauung vollendet und die zahlreichen Gäste des Festes versammlet sind, tritt er mit der geschmückten Braut vor den Traualtar. Der Prediger macht sich fertig, die Feierlichkeit anzufangen: auf einmal wendet sich der Major zur Seite, sucht und findet den

armen

armen Herold mit den Augen, geht auf ihn zu, holt ihn aus seinem Winkel hervor, stellt ihn neben der Braut auf seinen Platz, und fordert den Pfarrer auf, die beiden Verlobten zu trauen, indem er ihm den Erlaubnißschein darreicht, den er in der Stille bewirkt und eingelöset hatte. Man denke sich das Staunen der Gesellschaft und die Betäubung der Hauptpersonen. Herold faßt sich am ersten wieder. Voll Bewunderung über die Großmuth seines Rivalen trägt er doch Bedenken, auf der Stelle davon Gebrauch zu machen. Er erklärt Emma für frei, und fordert sie auf, zwischen ihm und dem Major zu entscheiden. Diese aber hat so sehr ihre Fassung verloren, daß man sie ohnmächtig forttragen muß. Herold und der Major verlassen ebenfalls das Zimmer. Die Schwester des letzten erklärt der Gesellschaft das Räthsel, und verspricht, Anstalten zu anderweitiger Unterhaltung zu treffen. Doch die Gesellschaft findet es den Umständen angemessener, sich gleichfalls zu entfernen und in die Oper zu fahren.

Um der verunglückten Braut nach diesem erschütternden Auftritte einige Erholung zu verschaffen,

sen, geht die Mutter mit ihr auf den Weinberg vor der Stadt, und Herold arbeitet unterdessen Tag und Nacht an der Erhaltung und Rettung des Hauses. Nach acht Tagen ist ihm alles gelungen. Er eilt auf den Weinberg, um dort anzukündigen, daß Wilsen und Kompagnie wieder fest stehen.

Das Verhältniß zwischen ihm und Emma ist nun höchst sonderbar. Sie hat nicht aufgehört, ihn zu lieben; aber sie ist schon sehr vertraut mit dem Gedanken, Gemahlin des edlen Majors zu werden, und in den ersten Zirkeln der Stadt eine glänzende Rolle zu spielen. Er kann es nicht vergessen, daß blos ein günstiger Zufall und die Großmuth seines Nebenbuhlers ihn wieder in den Besitz seiner vormaligen Rechte gesetzt haben. Untreu war sie nun einmal geworden, denkt er, freilich aus Pflicht, wie sie behauptet. Wird sie das Opfer, welches sie nun bringen soll, in Zukunft nicht zu hoch anrechnen? wird es ihr vielleicht nicht bald einfallen, zwischen der Stelle des bürgerlichen Lebens und dem Glanze der höhern Zirkel nachtheilige Vergleichungen anzustellen? So quält er sich

mit

mit allerhand ungünstigen Ahnungen, und kann es nicht verschmerzen, die Rolle eines Nothankers spielen zu müssen. Jedoch die Nähe der schönen Emma verscheucht alle diese trüben Wolken. Es kommt in den nächsten Tagen zur Trauung, und das junge Paar kehrt fröhlich in die Stadt zurück.

Das gute Vernehmen der beiden Eheleute wird aber gleich in den ersten Tagen wieder gestört. Bei der jungen Frau zeigt sich ziemlich deutlich die Begierde, sich über ihren Stand hinaus in die Gesellschaft des Adels zu erheben. Frau von Bothmar, die unwürdige Schwester des wackern Ewalds, eine junge intrigante Wittwe, die nicht leiden kann, daß irgend ein Weib in ihrer Nähe durch Tugend und Sittsamkeit sich auszeichnet, und gern ihre Hand dazu bietet, Züchtigkeit und eheliche Treue zu zerstören, diese saubere Dame nennt sich Emma's Freundin, und sucht die Neigung der jungen Frau, sich bewundern zu lassen, aus allen Kräften in Thätigkeit zu erhalten. Kaum hat sie bemerkt, daß der Graf Lorbersdorf, ihr Freund, der jungen Frau einige Aufmerksamkeit schenkt, so hat sie

nichts eifriger zu thun, als auf Mittel und Wege zu sinnen, um ihm Eingang bei ihrer Freundin zu verschaffen, und seine Absichten aus allen Kräften zu unterstützen. Sie findet nur halbe Arbeit bei Emma, denn der Graf Lorbersdorf hat alles, was einem jungen Weibe von Emmas Leichtsinn gefährlich werden kann, Figur, Welt, Gewandtheit, und besonders die Kunst, den Herzen der Weiber die schwache Seite abzumerken, ihren Lieblingston zu treffen, und sich durch tausend kleine Aufmerksamkeiten ihnen wichtig zu machen. Er macht, mit diesen Hülfsmitteln ausgerüstet, von Tage zu Tage bedeutendere Fortschritte in Emmas Gunst, und Herold tritt allmählig vor dieser neuen Sonne in Schatten zurück.

Jetzt ist von einer Reise die Rede, welche Herold nach der Residenz, wo er Geschäfte hat, in Gesellschaft der Frau von Bothmar machen will, welche dort ihren in das Gefolge des Fürsten versetzten Bruder zu besuchen denkt. Emma kennt ihre Freundin genug, um für die Treue ihres Mannes auf dieser Reise alles zu fürchten. Die Eifersucht erwacht. Sie verlangt, er solle sie mit-

neh-

nehmen oder die Reise unterlassen, oder wenigstens nicht in so gefährlicher Gesellschaft reisen. Ihr Verdacht beleidigt ihn. Er setzt ihren Bitten Festigkeit, ihren Drohungen Trotz entgegen, und reiset mit seiner Gefährtin ab.

Emma's Furcht ist nicht ohne Grund. Frau von Bothmar, obgleich heimliche Geliebte eines Prinzen, ist doch nicht gleichgültig gegen die Verdienste anderer Männer, und hat es unter andern schon lange auf einen kleinen Zeitvertreib mit dem jungen hübschen Herold angelegt. Bisher hat es ihr damit nicht recht gelingen wollen, indessen fehlt es ihr nicht an Muthe zu einem entscheidenden Versuche, und diese Reise ist von ihr blos in der Absicht angesponnen, um Gelegenheit dazu zu finden. Sophie kannte ihren Mann. Gleich im ersten Nachtaufenthalte wäre es zur Schäferstunde gekommen, wenn nicht die Ankunft des Prinzen in demselben Gasthofe, und bald nachher die unerwartete Erscheinung des biedern Ewalds eine unangenehme Störung verursacht hätte.

Während dieser Reise ist Held Lorbersdorf auch in seinen Angelegenheiten nicht müßig, und die

Mißhelligkeit, unter welcher Herold seine Frau verlassen hatte, war ein Ereigniß, welches seinen Entwürfen sehr zu statten kam. Er stand auch wahrlich nur noch wenige Schritte vom Ziele, und es war hohe Zeit, daß Emma's Mutter und der wackere Ewald dazwischen kamen. Dieser hat nemlich auch in der Entfernung nicht aufgehört, an Emma's Schicksale sehr großen, ja wahrhaft väterlichen Antheil zn nehmen. Ein kluger Freund hat von ihm den Auftrag übernommen, das junge Paar in der Stille zu beobachten, und besonders auf das Betragen der jungen Frau ein wachsames Auge zu haben. Durch diesen Freund erhält der wohlthätige Schutzgeist von Emma's Glück Nachrichten über Lorbersdorfs Pläne, und über den glücklichen Anfang in der Ausführung derselben. Er glaubt, daß es nöthig sey, selbst herüber zu kommen, und der Verblendeten die Augen zu öffnen. Er kommt und spricht so nachdrücklich, daß Emma in sich geht und den Grafen zu vergessen verspricht. Dieß war jetzt auch um so leichter, da der Krieg ausbrach, und Lorbersdorf seinem Regimente ins Feld folgen mußte. So ist vor der

Hand alles wieder ins Gleiche gebracht, und das Weib, wie es ist, hat sich zwar ein wenig eitel und leichtsinnig gezeigt, hat aber dadurch weder die Gunst der Leser verloren, noch ist sie dadurch zur Erfüllung ihrer Gatten- und Mutterpflichten in der Zukunft untüchtig geworden.

Mit Herolds Glücksumständen geht bald nachher eine traurige Veränderung vor. Ein Schiff, welches bei Helgeland scheitert, richtet ihn, nach vielen andern Unfällen, völlig zu Grunde. Auch dießmal wird wieder der wackere Ewald Retter der Familie. Er schlägt Herold vor, die Handlung aufzugeben, und mit seiner Frau auf die neuangekauften Güter zu ziehen. Herold muß dieß in seiner Lage für ein großes Glück ansehen. Er nimmt den Vorschlag an, wird mit einem ansehnlichen Gehalte Oekonomieinspektor und Administrator des Vermögens seines Wohlthäters in dessen Abwesenheit; denn auch ihn ruft der Krieg mit Frankreich ins Feld. Von nun an kommen die beiden jungen Eheleute erst in das wahre Verhältniß, lernen sich wirklich schätzen und werden glücklich. Emma wird eine gute Hausfrau und zärtliche Mutter; Herold

ein ordentlicher Haushalter und braver Ehemann. Zu ihren vollkommenen Glücke fehlt nichts, als die Gegenwart ihres Wohlthäters. Auch dieses Glück wird ihnen bald nachher gewährt. Ewald, in einem Treffen schwer verwundet, nimmt seinen Abschied, und kehrt, zwar mit einem Beine weniger, aber doch mit seiner ungeschwächten Anhänglichkeit an seine ehemalige Geliebte und ihren Mann, auf seine Güter zurück. Er findet sich hier sehr bald an seinem Platze, macht bei Emmas Kindern den Großvater, und lebt im Kreise der durch ihn glücklich gewordenen Familie, von allen geliebt und gepflegt, viele Jahre zufrieden und glücklich.

Bemerkungen.

Gebrechlichkeit, dein Name ist Weib! scheint der Text zu seyn, über welchen Emmas Geschichte den Kommentar enthält. Ganz gewiß würden sich auch diese Worte des großen Dichters weit besser an die Spitze dieser Schrift geschickt haben, als diejenigen, welche Herr Schil-

ling gewählt hat. „Man ergründet die Weiber „nicht, weil sie sich selbst nicht kennen lernen. Ge„legenheit weckt ihre Gefühle und entscheidet über „sie. Kleinigkeiten leiten ihre Entschlüsse in Hals„sachen, und das Auge ist immerdar der Rathgeber „ihres Verstandes." Drei Perioden, in deren jeder die erste Hälfte eine Wahrheit, und die zweite eine Unrichtigkeit enthält. Man ergründet die Weiber nicht; freilich wohl nicht: denn die Weiber sind Menschen und also freie Wesen, deren Thun und Lassen keinen mechanischen Regeln unterworfen ist. Der angegebene Grund: „weil sie sich selbst nicht kennen lernen," steht in gar keiner Verbindung mit ihrer Unergründlichkeit für uns Andere. Warum sollte es unmöglich seyn, Wesen zu ergründen, die sich selbst nicht kennen, wenn sie nur sonst ergründlich sind? — Ferner ist es Wahrheit, und zwar eine sehr alltägliche Wahrheit, daß Gelegenheit die Gefühle der Weiber weckt; aber keine Wahrheit ist es, daß die Gelegenheit über die Weiber entscheidet. Hören die Weiber jemals auf freie Wesen zu seyn? und können sie also jemals die Kraft verlieren, sich über die Gelegenheit

und über alle durch die Gelegenheit erweckten Gefühle zu erheben? — Endlich ist es nicht zu leugnen, daß Kleinigkeiten gar oft ihre Entschlüsse in Halssachen leiten; aber wer darf es wagen, zu behaupten, daß das Auge immerdar der Rathgeber ihres Verstandes sey? —

Dergleichen Kraftsprüche treten so keck und kühn einher, als trügen sie die Fülle der Weisheit in sich verschlossen. Hält man ihnen aber die Leuchte der Kritik unter die Augen, so entdeckt sich meistentheils Einseitigkeit oder sinnleerer Dunst. Auch die bessern Schriftsteller unserer Nation verfallen oft, aus Begierde kraftvoll und gedrungen zu schreiben, in schwere Sünden und Laster gegen die Logik.

Diese Emma steht zwischen den weiblichen Extremen, den Clarissen und Julien auf der einen, den Marwoods und Merteuils *) auf der andern Seite,

*) In liaison dangereuse kommt die Marquise Merteuil vor, ein abscheulicher, aber meisterhaft gezeichneter weiblicher Karakter.

Seite, in der Mitte. Sie ist ein gewöhnliches, aber darum nicht uninteressantes Weib; die Unbestimmtheit eines solchen Karakters, das Hin- und Herschwanken zwischen verschiedenartigen Gefühlen, die Abhängigkeit von äußern Umständen, der ewige Kampf zwischen Sollen und Wollen ist unserm Dichter im Allgemeinen recht gut gelungen. Nimmt man jeden Zug seines Gemäldes einzeln und fragt sich: konnte eine Emma unter diesen Umständen so handeln? so wird man sich diese Fragen fast immer mit ja beantworten müssen.

Es ist zum Beispiel höchst natürlich, daß der Tochter eines Kaufmanns ein junger Mann desselben Standes, der sich so sehr durch Artigkeit und feine Bildung auszeichnet, gefallen kann; daß dieses wohlerzogene und gefühlvolle Mädchen gegen den würdigen Ewald eine Art von Achtung empfindet, welche so nahe mit der Liebe verwandt ist; daß sie im Drange der Umstände, bestürmt von Verwandten und gereizt durch glänzende Aussichten, in der Abwesenheit des Geliebten diese Liebe jener Achtung ohne große Kämpfe aufzuopfern bereit ist. Ein Mädchen dieser Art konnte nicht anders. Das

gewöhnliche Weib ist auch eitel, sieht sich gern hervorgezogen und hört sich gern geschmeichelt. Die Tochter des reichen Kaufmanns kann allerdings den geheimen Wunsch nähren, in den Gesellschaften des Adels Zutritt zu haben. Sie wird es daher immer übel nehmen, wenn der vernünftige, weitersehende bürgerliche Mann in solche Wünsche einzustimmen nicht geneigt ist. Ein junger liebenswürdiger Mann von Stand und Geburt, mit allen Annehmlichkeiten der großen Welt ausgerüstet, besonders wenn er Uniform trägt, kann sich bei dem gewöhnlichen Weibe dieser Art, wenn sie nicht mit Leidenschaft an ihren Mann gefesselt ist, viel Glück versprechen. Wenn er sein Ziel nicht erreicht, so werden es äußere Umstände seyn, die ihm im Wege stehen, und nicht die unüberwindliche Tugend seiner Königin. Endlich liegt auch darin nichts Unnatürliches, daß ein Wesen dieser Art eben so leicht auf den rechten Weg zurückkehrt, als es davon abgewichen ist; denn es hat nun einmal keinen eigenen Karakter, und läßt sich in seiner Abhängigkeit von äußern Umständen immerdar die Richtung seiner Laufbahn von außen vorschreiben.

Alle diese Züge sind, einzeln genommen, natürlich und wahr.

Aber die Kunst, aus diesen Zügen ein wohlzusammenhängendes Ganze zu bilden, in der Gegenwart die Zukunft vorzubereiten, das Nachfolgende aus dem Vorhergehenden so zu entwickeln, daß nirgends eine Lücke oder ein Sprung, nirgends etwas Auffallendes oder Unerwartetes sichtbar werde; die Kunst, den Karakter so vor dem Auge des Lesers entstehen zu lassen, daß dieser urtheilen muß: unter diesen Umständen konnte und mußte sie so und nicht anders denken, empfinden und handeln, diese schwere Kunst hat der Verf. nur in einem sehr mäßigen Grade gezeigt. Hier sind die Beweise.

Die Erscheinung Emmas in den ersten Auftritten, ihr Betragen, ihre Sprache, bewirken eine viel zu hohe Idee von ihrer Unschuld, Milde und Anspruchlosigkeit. Man wird durch alles dieß auf ihre folgende Rolle gar nicht vorbereitet. Wer sollte glauben, daß dieser Engel sich so bald in menschlicher Gebrechlichkeit zeigen würde? wer sollte vermuthen, daß unter dieser lichten Hülle ein so

gemeines Herz schlagen könnte? Ein Mädchen, das fähig war, einem bejahrten Helden, wie Ewald, der Welt und Menschen kannte, eine solche Leidenschaft einzuflößen, läßt durchaus nichts Alltägliches vermuthen. Man lese in ihrer scherzhaften Beichte an den Hauptmann folgende Aeußerung: „So oft ein Mann mir schmeichelt — und „leider ist das sehr oft der Fall — fühlt sich mein „fehlervolles Herz versucht, für den Triumph meiner Vorzüge zu halten, was am Ende nur Erguß „seiner Laune, oder seines bösen Willens, oder „seiner Geistesarmuth und Verbildung ist.“ Wie viel Verstand, Ueberlegung und Gewissenhaftigkeit setzt eine solche Aeußerung bei einem jungen Mädchen voraus? — Wenn ein solches Mädchen einen Mann wählt, der von ihr sagt: „Immerhin „möchten Sie das schönste Mädchen der Stadt seyn; „daß Sie das beste, daß Sie das reinste sind, „ists, was mich elend macht:“ so ist es widrig zu lesen, daß sie schon nach den ersten vierzehn Tagen seiner Abwesenheit über ihn, den sie nach ihrem eigenen Geständnisse unaussprechlich liebte, ausgetrauert hat. Das Einerlei erschöpft, sagt

der

der Verf., und die ergiebigsten Thränenquellen vertrocknen. Wohl wahr, aber bei der ersten Liebe einer Emma, wie wir sie bisher kennen lernten, kommt diese Bemerkung zu früh.

Doch nein. Herr Schilling trägt Sorge, uns bald genug von der hohen Meinung zu befreien, die er uns eben erst einzuflößen bemüht war. Es kommt an den Tag, daß diese Emma, trotz ihrer Liebe zu dem auserwählten Herold, von jeher andern Götzen nachhing. „Vielleicht — sagt er — „war es nicht immer der blinde Zufall, der sie ehe„dem bald auf der Treppe, bald im Vorsaale, bald „im Garten mit dem verschmähten Ewald zusam„menführte; nicht das Ohngefähr, welches sie, so „oft er seine schöne Kompagnie vor dem Hause „stellte, ans Fenster lockte, wo Graf Incroyable, „der schmachtende Fähndrich, als regierender Mäd„chenplanet den probemäßigen Trabanten des Hau„ses verfinsterte, dessen begehrliche Augen, elektri„schen Funken gleich, von jedem visitirten Gewehre „zu dem Fenster der lauschenden Emma überspran„gen.“ Schüttelt etwa jemand den Kopf über diese unwillkommene Entzauberung, und kann es

nicht

nicht begreifen, wie sich diese holde Lichtgestalt so schnell vor seinen Augen in ein Alltagsgesicht verwandelt hat, so ist hier der Schlüssel: „So sind „die Mädchen. Sie wissen mit ihrem Herzen voll „unbestimmter Sehnsucht und Liebe nicht wohinaus; „setzen, dankbar gegen die Gabe der Grazien, ihr „Licht überall lieber auf, als unter den Scheffel, „neigen sich so weit das Band der Schüchternheit „nachgibt, gern zu den Männern hin, und ziehen „sich, wenn wir nun mit ungeschickter Hand die „zarten Tangenten berühren, schnell wieder in sich „selbst, oder hinter ein Erröthen, oder im schlimmeren Falle hinter den eifersüchtigen Vater zurück." In einer Lebensbeschreibung wäre diese Bemerkung an ihrer Stelle, vorausgesetzt, daß sie Wahrheit enthält, wogegen doch noch viel zu sagen seyn möchte. Aber in einem Romane, wo ich nicht belehrt worden, sondern anschauen, und in diesem Anschauen mich ergötzen will, steht sie sehr am unrechten Orte, und ersetzt gar schlecht den Abgang der Handlung und lebendigen Darstellung. Man erinnert sich dabei wohl unwillkührlich an gewisse erste Versuche in der Zeichenkunst, wo man nöthig fand,

unter

unter den Zeichnungen schriftlich zu bemerken, ob es ein Affe oder ein Mensch seyn sollte.

Zum Menschen und zwar zum Alltagsmenschen ist also der Engel plötzlich herabgefallen. Emma ist schon kein wahres Mädchen mehr, denn sie liebt nicht von Herzen. Aber sie ist noch etwas schlimmeres, sie ist rangsüchtig und sehnt sich nach Glanz und Titeln. Wie mag so etwas in die Seele eines unbefangenen Mädchens kommen, die nur einmal aus dem Zauberbecher der Liebe gekostet hat? Daß sie in dem Augenblicke, da der Untergang ihres Hauses unvermeidlich schien, von nahen Verwandten bestürmt, die Aufopferung ihrer Liebe für Pflicht halten, und dem Manne, den sie wenigstens hochschätzte, ihre Hand reichen konnte, mag hingehen; wiewohl ihr Benehmen dabei und besonders der Augenblick des Entschlusses immer etwas widriges mit sich führt. Daß aber „Reichthum, Rang, Ueberfluß und die Aussicht, auf „den Händen getragen zu werden," mit unter die Dinge gehören, welche „zwar leise, aber doch nicht „vergebens, den Ruf der Pflicht unterstützten." Das ist in der That sehr auffallend. Noch auffallender,

lender, ich möchte fast sagen empörend, erscheint ihr Betragen nach der sonderbaren Wendung, die ihr Schicksal durch die Großmuth des Majors Ewald genommen hat. Der erste Geliebte ist wieder da; das feindselige Verhängniß, welches ihrer Liebe in den Weg trat, ist versöhnt; nichts verhindert das Wiedererwachen aller frohen Bilder der Vergangenheit; alles vereinigt sich, ihr eine liebliche Zukunft zu prophezeihen. Wer kann es aushalten, sie am zweiten Morgen nach der Katastrophe auf ihrem Weinberge in folgender Selbstbetrachtung zu finden: „Heute würde ich präsentirt, „dachte sie, ließ die Arbeit in ihren Schooß fallen, „und sah sich im Geiste in des Majors neuem Wa„gen von einem Hause zum andern rollen, sah in „weit offenem Fenster die langen Hälse der neidi„schen Freundinnen, welche über den prächtigen „Anzug sie selbst vergaßen; sah, wie der Prinz „den ihr zu Ehren angestellten Ball mit der jungen, „wunderschönen Majorin eröffnete, wie der dichte „Kreis der Subalternen sie huldigend umgab, wie „Ewald mit bänglicher Freude die schöne Tänzerin „bewachte, hörte, wie er sich das Walzen verbat,

fühl-

„fühlte, wie sie mitten in der Freude durch die weh„müthige Erinnerung an Herolds Zustand für einen „Augenblick gestört ward" u. s. w. Wenn der Dichter beim ersten Entwurfe seiner Emma den Gedanken hatte, irgend einmal solche Betrachtungen von ihr laut werden zu lassen, so hätte er ihr erstlich keine bürgerliche Abkunft geben, sie zweitens nicht unter, sondern hoch über zwanzig Jahre Lebensalter setzen, und vor allen Dingen ihr drittens nicht einen einzigen Strahl jenes Heiligenscheins leihen müssen, mit welchem er sie im Anfange unserer Bekanntschaft bekleidet hat.

Kaum dürfen wir uns nun noch wundern, daß es der jungen Frau am Morgen nach der Hochzeit so wohl that, in Ewalds Wagen neben seiner Schwester durch die Straßen zu fliegen; daß sie so leicht in die Pläne dieses gefährlichen Weibes eingeht, so willig ihren verderblichen Rath über die künftige Behandlung des Mannes anhört, und so viel Begierde zeigt, sich gegen den Willen ihres Mannes und gegen den Rath ihrer vernünftigen Mutter der Noblesse präsentiren zu lassen. Sie

ist nun schon so tief gesunken, daß uns dergleichen ganz natürlich vorkommen muß.

Und doch scheint immer auch jetzt noch die Geschichte mit dem Grafen Lorbersdorf zu früh zu kommen. Freilich der Umgang mit einem Weibe, wie Frau von Bothmar, und die Rathschläge eines so verderbten Geschöpfes sind sehr gefährlich für eine junge Frau von Emma's jetzigem Karakter. Aber das Bedürfniß zu erobern entwickelt sich doch schwerlich, auch selbst bei ganz gemeinen Weibern, schon in den ersten Monaten nach der Hochzeit mit einem jungen liebenswürdigen Manne. Was soll man also von dieser Emma denken, die schon am Tage nach der Hochzeit die Artigkeiten mit Begierde einsaugt, die ihr der Graf Lorbersdorf zu kosten gibt; die bald nachher auf einem Balle ihm durch einen verlornen Schawl sehr verständlich merken läßt, daß er Gnade vor ihren Augen gefunden hat, und sich überhaupt so gebehrdet, daß man unter Voraussetzung günstiger Gelegenheit, die Stunde berechnen kann, in welcher sie ihm in die Arme fallen wird. Wie weit es schon mit ihr gekommen ist, lehrt uns ein Monolog über ihr Verhältniß ge=

gegen den Grafen, aus welchem ich folgende Stellen auszeichne: „Es liegt am Tage, daß er mir „wohl will. Wohl? o das ganze Offizierskorps „hängt mir an. Er liebt dich, Emma! Wer „kann ihm das wehren? Die Küsse freilich waren „vom Uebel; aber wie leicht wird ein schwaches „Weib überrascht.“ Ferner: „Reichlich hat dieser „verdient, was er empfing, das sind Kleinigkeiten, „und recht kindisch ist meine Angst. Um den Hals „wäre ihm Sophie gefallen, hätte einen Scherz „aus der kleinen Verwirrung gemacht, die mich um „alle Besinnung brachte. Gewiß, es ist nicht gut, „wenn Mädchen so ganz zu Heiligen erzogen wer„den! Die Schüchternheit, zu der sie das ver„dammt, hängt ihnen dann Zeitlebens an und „kompromittirt sie. Nur vor funfzig Jahren ge„fiel man, als ein Bild mit der ewigen Schaam„röthe auf den Wangen, dem noch ungehobelten „Geschlechte; jetzt macht das lächerlich. Wir dür„fen nur darauf sinnen, mit Anstand keck zu seyn. „Das nennen die Männer naiv, natürlich, for„mirt. Das soll Verstand und Welt bezeichnen, „soll die Tugend in uns verlieblichen, soll dieser

„Alpenrose das lachende Kolorit unserer Blüthe ge„ben und dem Genius der Zeit schmeicheln.“ Welche Aussichten gibt ein solches Räsonnement den Lorbersdorfs und Konsorten!

In der Unterredung mit ihrem Manne über dessen beschlossene Reise nach der Hauptstadt zeigt sich Emma wieder von einer neuen Seite, nemlich ungezogen, auffahrend, auf eine alberne Weise eifersüchtig, ja selbst ein paarmal gemein und platt. Auch begreift man nicht, wie sie auf einmal zu solch einer genauen Kenntniß der Sophie von Bothmar gekommen ist, die auf einmal falsch, kokett, gefallsüchtig, ein buhlerisches Weib genannt wird. Die Frage Herolds: „Weißt du das, warum hängst „du ihr immer am Halse?“ war daher sehr natürlich, und Emma's Antwort ist nicht dazu geeignet, den Schatten wegzuthun, der dadurch auf ihre Denkungsart fällt. „Wir sind schwach — „sagt sie — aus Empfänglichkeit, und das Spiel des augenblicklichen Eindrucks. Welche uns wohl „will, die hat uns, und welche uns wehe thut, „über die schreien wir. Das ist menschlich.“ Dessen ungeachtet hat das Sprichwort viel für sich:

Sage

Sage mir, mit wem du umgehest, und ich will dir sagen, wer du bist.

Daß übrigens aus einer bis so weit gekommenen Emma noch wieder eine treue zärtliche Gattin, eine wackere Hausfrau und brave Mutter hat werden können, möchte wohl den meisten Lesern ein wenig unglaublich scheinen. Indessen die Grenzen der Wahrscheinlichkeit lassen sich auf diesem Gebiete so genau nicht abstecken.

Das Resultat der bisherigen Untersuchungen über Emma's Karakter ist also folgendes: Im Einzeln ist sie getroffen; aber dem Ganzen fehlt es an Haltung und Consequenz. Es war eine Linie möglich, auf welcher alle Züge ihres Karakters als Punkte in ihrer natürlichen Ordnung lagen. Diese Linie hat aber Schilling nicht gezogen, denn seine Emma schwebt Anfangs über derselben, sinkt in der Mitte tief unter dieselbe, und steht erst gegen das Ende auf derselben.

Die übrigen weiblichen Karaktere verdienen wenig Aufmerksamkeit. Emma's Mutter ist ein gut getroffenes Bild einer verständigen, geduldigen, rechtschaffenen Frau, der es nur hin und wieder an der gehörigen Lebensklugheit fehlt. Das fromme

eitle Tanntchen ist ebenfalls nicht aus der Luft gegriffen. Es fehlt nicht an Originalen dieser Art. Aber um aller Grazien willen, wozu nützt uns die Bekanntschaft mit einer so verächtlichen Figur, als die Frau Sophie von Bethmar ist? Geliebte eines Prinzen, wie es scheint, nicht aus ökonomischen Bedürfnissen oder aus Ehrgeiz und Herrschsucht, macht sie nicht nur auf die unverschämteste Weise auf alle hübsche Männer Jagd, die ihr vor die Augen kommen; setzt sich nicht nur mit Heldenmuthe über alle weibliche Dezenz hinweg, und reißt alles, was ihr nahe kommt, mit einer Art von Gewalt auf das letzte Ziel los; sondern sie kann auch gar nichts in ihrer Nähe vertragen, was auf die natürliche Sittsamkeit ihres Geschlechts, geschweige denn auf Tugend Anspruch macht. Man sehe zum Beispiel nur die plumpe Art, wie sie die Verführung der jungen Frau durch den Grafen Lorbersdorf einfädelt und befördert. Kein Mitleiden, keine Freundschaft, kein Interesse ist dabei im Spiel. Emma soll nicht besser seyn, wie sie selbst ist, weiter hat sie keinen Grund. Abgerechnet, daß solch' eine moralische Mißgeburt in ihrer Nackt-

heit

heit nichts, als ein Gefühl von Verachtung bewirken, und also darum schon niemals auf ästhetisches Interesse Ansprüche machen kann, ist ihr Karakter auch in dem Grundzuge verfehlt. Sophie verräth keine Spur ihrer Herkunft, ihres Standes, und ihrer Verhältnisse mit Personen aus der großen Welt. Von jener äußern Dezenz, welche die verdorbensten Weiber aus dieser Klasse zu behaupten wissen, und welche man von Sophiens Verstande in der Nähe eines solchen Bruders am ersten erwarten mußte, zeigt sich bei ihr kein Schatten. Ein Weib, der es willkommen ist, einem Manne dieselbe Nacht zu verschönern, die er, wie sie weiß, einer andern zugedacht hat; ein Weib, die sich ihm zur Entschädigung anbieten kann, da er ihr selber erzählt, daß seine süßen Hoffnungen dort fehlgeschlagen sind; ein solches Weib ist über die Schranken der Weiblichkeit und des Wohlstandes zu weit hinausgeschritten, als daß man sie noch zu diesem Geschlechte oder nur zu den Personen ihres Standes zählen könnte.

Unter den Männern ragt der Held Ewald vor allen hervor, und sein Karakter ist bis auf wenige

Abschweifungen gut gefaßt. Die Hauptzüge desselben sind: Offenheit, Edelmuth, Biedersinn und hohe Consequenz im Denken und Handeln. Interessant aber wird er dem Leser vorzüglich durch seine ziemlich leidenschaftliche Liebe zu Emma. Die alten Herrn von fünf und vierzig Jahren, welche sich in junge Mädchen vergaffen, stehen sonst nicht in dem besten Rufe. Es macht daher dem Künstler Ehre, daß sein wackerer Ewald durch seine zärtliche Liebe nichts in unsern Augen verliert. Wir fühlen uns nicht ein einziges mal versucht, über ihn zu lächeln, wenn er seiner Königin Artigkeiten sagt, und so wenig er seiner Würde etwas vergibt, so wenig können wir den Respekt vergessen, den uns sein rechtliches, gerades Wesen eingeflößt hat. Tadeln möchten ihn vielleicht einige darüber, daß er den schändlichen Karakter seiner unwürdigen Schwester so wenig zu kennen scheint, oder doch keine Notiz davon nimmt. Aber ist es nicht den Menschen dieser Art eigen, lieber Gutes als Böses von ihren Nebenchristen zu denken? Uebt nicht die Gewohnheit, nichts Arges von denen zu erwarten, an welche wir durch Bande des Bluts gekettet

sind,

sind, eine große Gewalt über uns aus? Ueberdieß war Sophie klug genug, um ihre Intriguen vor ihm zu verbergen, und er unbefangen und arglos genug, um nicht darnach zu forschen. Der Verf. hat mit diesem Zuge gewiß die Erfahrung auf seiner Seite, welches bei einem andern Zuge, nemlich bei der Bereitwilligkeit des Majors, zum Vortheil des Betrügers Wilsen große Geldsummen aufzuopfern, nicht der Fall ist. Man muß aber bedenken, daß dieses Opfer nicht dem Kaufmanne Wilsen, sondern dem Vater seiner angebeteten Emma gilt. Was auch die tägliche Erfahrung in der Welt, wie sie ist, dagegen sagen mag, eine solche Freigebigkeit wird auf dem Theater und in der Romanenwelt immer an ihrem Platze seyn, aus Gründen, zu deren Entwickelung sich wohl künftig einmal eine schickliche Gelegenheit findet.

Aber einen Zug in diesem wohlgetroffenen Gemälde kann ich doch nicht ungetadelt lassen, weil er mir wirklich ganz fremdartig zu seyn scheint. Wie konnte doch ein so schlichter, gerader Mann, als dieser Ewald ist, an der sonderbaren Rolle Geschmack finden, die er am Hochzeitstage spielt?

 Auf-

Aufgeben mußte er das Mädchen, so bald sich der frühere Bräutigam wieder einfand, und sobald er die früheren Rechte desselben auf Emma's Hand eingesehen hatte, das versteht sich. Allen seinen Einfluß mußte er aufbieten, um das durch seine Dazwischenkunft entzweiete Paar wieder zu vereinigen, das lag in seiner Rolle. Aber wozu die Entwickelung des Knotens so lange verschieben, bis der Trauungsakt vor sich gehen sollte? Warum so wenig Schonung gegen die leicht vorher zu sehende Verlegenheit des armen Mädchens und ihrer Verwandten? Warum eine große Gesellschaft zu Zeugen seiner großmüthigen Entsagung machen? Das alles ist viel zu romantisch für einen treuherzigen fünf und vierzigjährigen Kriegsmann, der, trotz seines französisch geschriebenen Namens, din ächter Deutscher ist, und ernsthafte Dinge wie ein Spiel zu behandeln nicht gelernt hat. Hätte er doch lieber in der Eile die nöthigen Vorkehrungen getroffen, sich in seinen Wagen geworfen und wäre auf sein Gut gefahren, das würde ihn besser gekleidet haben.

Was den Todtenmarsch betrifft, den er gern in kritischen Augenblicken pfeift, so wie die Ausdrücke: "Gewehr in Arm," auch wohl „Schlag ab, Tambour," die er bisweilen zum besten gibt, so sind das Eigenheiten origineller Menschen, an welche die Lesewelt aus englischen und deutschen Mustern gewöhnt ist. Eigentlich passen sie aber doch mehr auf die vormaligen als jetzigen Sitten. Uebrigens sind sie in neueren Zeiten zu oft der Nothbehelf der schlechten Schriftsteller gewesen, als daß sich die guten nicht allmählig davon frei zu machen suchen sollten. Herr Schilling findet in seiner fruchtbaren Einbildungskraft Hülfsmittel genug, seine Helden interessant zu machen, als daß er nöthig hätte, zu solchen halbverbrauchten Kunstgriffen seine Zuflucht zu nehmen. Auf gleiche Weise wollten wir seinem Ewalde gern den „höllischen, himmlischen Geist" schenken, womit er einst seine geliebte Emma begrüßt, so wie den Wunsch, die Apfelsine zu seyn, welche Emma eben verspeist. Dergleichen Querstriche verunstalten immer einen Theil des Gemäldes, und erinnern an eine Periode des deutschen Geschmacks, welche lange vorüber ist.

Herold

Herold hat alle Eigenthümlichkeiten der gebildeten Leute seines Standes. Nur freilich sticht die Gewandtheit, der kalte Ernst und der richtige Blick auf seine Lage, den er nach seiner Heirath zeigt, ein wenig zu stark gegen die kleinen Anfälle von Leidenschaft und Schwärmerei ab, denen er vor seiner Heirath hin und wieder unterliegt. Es steht nur da zu lesen, daß sich der empfindsame Jüngling in einen entschlossenen Ehemann verwandelt hat; aber wie es mit dieser Veränderung zugegangen ist, das läßt uns der Dichter nur rathen. Auch bei ihm wird man durch das Vorhergehende auf das Nachfolgende nicht genug vorbereitet. In seiner Unterredung mit Emma über die beschlossene Reise nach der Hauptstadt scheint der männliche Ernst in despotischen Eigensinn überzugehen, ja gar ein paar Mal ins Platte und Unanständige zu fallen.

Der alte Wilsen mußte sich von der Schaubühne verlieren. Aber daß keiner sich weiter um ihn zu bekümmern scheint, seitdem ihn der Schlagfluß getroffen hat, und daß jeder seinen Geschäften und Plänen nachgeht, während er auf dem Weinberge

langsam dahin stirbt, das ist doch auch wohl ein wenig gegen den guten Anstand.

Der Graf Lorbersdorf ist nur eine Nebenrolle; aber ich stehe dafür, er hat keine geringen Ansprüche auf die poetische Gunst der Leser. Er ist die personifizirte Sinnlichkeit im Modegewande, kennt den Lauf der Welt, versteht aufs beste die Kunst, die Schwächen der Weiber auszuspähen, weiß in ihre Launen und Grillen einzugehen, benutzt die Gelegenheit, geht jedesmal, so weit er gehen darf, zieht sich mit Anstand zurück, sobald er merkt, daß die Stunde noch nicht geschlagen hat, und behält sich immer das Feld für die Zukunft offen. Man gebe ihm nur Zeit, und jede Emma wird unfehlbar seine Beute. Die Zeichnung von ihm ist dem Dichter ganz vorzüglich gelungen.

Schon in der obigen Uebersicht der Fabel dieses Romans wird man den Reichthum der Begebenheiten und Situazionen bemerkt haben. Da nun das alles auf nicht völlig vier und zwanzig Bogen abgehandelt werden sollte, so mußte sich der Verf. sehr zur Unzeit der edlen Kürze befleißigen, und durfte

sich

sich nicht Zeit nehmen, alles fein umständlich und befriedigend auszumalen. Seine Hast und Eile ist so groß, daß er alles nur flüchtig andeuten kann. Der Gang der Begebenheiten ist so rasch, daß der Leser gar nicht zu Athem kommt. Die Uebergänge von Einem zum Andern sind so plötzlich und unerwartet, daß der Leser oft rufen möchte: Halt! halt! so weit sind wir noch nicht. Gewiß würden sich die Schriften des Herrn Verf. noch weit angenehmer lesen lassen, wenn er sich bei einzelnen interessanten Auftritten etwas länger verweilen, und hin und wieder mehr ins Einzelne gehen wollte. Seine Menschen sind immer in Bewegung, und fliegen, wie in einer Zauberlaterne, unsern Augen vorüber. Man wird nie recht mit ihnen bekannt, und muß das meiste von ihnen errathen. Besonders stände ihm zu rathen, seine schnellen Uebergänge, in denen er sich besonders zu gefallen scheint, etwas besser vorzubereiten, damit man nicht so oft auf eine unwillkommene Weise überrascht würde. So thut zum Beispiel die Nachricht von dem Bruche ihres Hauses, welche Tante Dorothea zu einer Zeit heraufbringt, in welcher Emma mit dem Major

jor eben in einer wichtigen Unterredung war, die ganz etwas anders erwarten ließ, eine sehr üble Wirkung. Wir waren neugierig, ob sie sich ihm übergeben würde oder nicht. Wir mußten das wissen; denn wir wären dadurch über einen Hauptzug ihres Karakters, nemlich die Eitelkeit, aufs Reine gekommen. Aber siehe da, wir werden durch Tantens Hiobspost auf eine widrige Weise in unserer Aufmerksamkeit unterbrochen; unsere gespannte Neugier wird getäuscht, und wir werden nun zu ganz andern Betrachtungen fortgerissen, auf welche wir gar nicht vorbereitet waren. Dergleichen Sprünge kommen noch überdem so häufig vor, daß es kein Wunder ist, wenn die Einbildungskraft endlich erschlafft.

Unrecht wäre es, dem Verf. darüber Vorwürfe zu machen, daß er nicht dem Modetone in dieser Art Schriften gemäß, seinen Lesern mit allerhand rührenden und erschütternden Auftritten ans Herz greift. Dergleichen gehört gar nicht nothwendig in den Roman. Jeder Dichter muß am besten wissen, wie er sein Ziel, der gebildeten Lesewelt zu gefallen, am sichersten zu erreichen hoffen

darf,

darf, und es gibt ja nicht blos einen Weg dahin. Solche anmuthige und fröhliche Gemälde des menschlichen Lebens und Wirkens, wie Herr Schilling geben kann und zum Theil schon gibt, werden immer ein zahlreiches Publikum finden, und ihm würde selbst der Beifall derjenigen nicht fehlen, die sich an den Meisterstücken des Auslandes ergötzt haben, wenn es ihm nicht gar zu oft begegnete, von der Höhe wieder herunter zu fallen, auf welche er sich so eben gehoben hatte. So hat zum Beispiel die Scene zwischen Lorbersdorf und Emma auf dem Zimmer der Frau von Bothmar alles Anziehende dadurch verloren, daß der Graf mit der Kaffeekanne übergossen wird. So verdirbt uns die unweibliche Frechheit jenes gierigen Weibes in dem Nachtstücke des Posthauses alles Interesse an der Schwäche und dem Wankelmuthe des jungen Ehemannes. So verliert jener Auftritt am Traualtare alles Natürliche dadurch, daß wir hier plötzlich einen rauhen Krieger in einen Theaterheld umgewandelt sehen müssen.

Der Hauptfehler dieses Buches aber, der allein schon die volle Wirkung desselben auf das Gemüth

müth aller Leser von Geschmack zerstören muß, ist der Vortrag und die Sprache, die in demselben vom Anfange bis zu Ende herrscht. Herr Schilling kann richtig, angenehm, schicklich, und mit Nachdrucke schreiben; seine Schreibart nähert sich wirklich hin und wieder den Musterschriften unserer Nation: aber er fällt auch alle Augenblicke ins Pretiöse, Witzelnde, Gesuchte, und nicht selten ins Niedrige und Platte. Belege dazu sind auf allen Blättern zu finden; ich will einige der auffallendsten ausheben.

Schon der künstliche und geschraubte Anfang verspricht nichts Gutes, und man spricht da, als hätte man sich das Wort gegeben, nichts Natürliches hören zu lassen. Seite 6 steht folgende Beschreibung der Emma: „Ein Cherubskopf! sprach „sein (Herolds) Genius, und verglich diesen gold„nen Lockenschwarm dem Lichtkranz der Ma„donna, diese milden himmelblauen Augen, den „Wahrzeichen der Unschuld und des Seelenadels, „(heißt das vergleichen?) dem Frühroth, das reine „Blut dieser Wangen, ihren jungen gedeihenden „Busen — den Zwillingsquellen Aga„nip-

„nippens." Wie weit hergeholt ist die letzte Vergleichung, wenn man sie auch nicht platt finden will!

S. 14 spricht Ewald von den Einrichtungen, die er auf seinem neuangekauften Gute machen will: „Ein Paradies wird etablirt, und in der Mitte po„stire ich den Baum der Erkenntniß. Einen Apfel„baum, comme il faut, auf meine Ehre! Besu„chen mich dann gewisse Leute, so führe ich ein ge„wisses Mädchen unter den Baum und mache die „Schlange.

„Emma. Ganz unbedenklich würde wohl „dieser gegenüber, die Versuchte nach den Vorstor„fern langen.

„Ewald. Eh bien! so will ich Adam seyn „und meine Eva selbst um Gottes willen bitten, „mich anzuführen."

Wie gesucht ist das alles? und wie wenig Leser und Leserinnen mögen sich wohl die Mühe nehmen, den wahren Sinn dieser verunglückten Allegorie auszustudiren?

S. 37 nimmt Emma duldsam den feurigen Kuß hin, den er ihren rosigten Lippen vermält.

S. 70 hält die Tante Dorothea die Ehe für den Himmel auf Erden, aber wohl gemerkt, zwischen gesetzten Leuten. „Art mit Art — fährt sie „läppisch fort — wie Noah thät, als er die Thier„lein paarte in der Arche."

S. 110 will Ewald seine besten Kameraden zu seiner Hochzeit mit Emma einladen. „Sie sahen — „rief er mit funkelnden Augen — wie ich noch als „ein loser Fähndrich Anno 62 die feindliche Flügel„redoute stürmte, es ist billig, daß sie sehen, was „ich vor diesem fort leisten werde." Welch eine platte Zweideutigkeit!

S. 128 sprechen die Damen vom Stande, wenn man ein paar französische Worte wegnimmt, wie gemeine Weiber. Es ist die Gesellschaft auf dem Hochzeitssaale. Emma ist weggebracht, Ewald und Herold haben gleichfalls den Saal verlassen.

„quelle impertinence! rief die adeliche Ober„stin überlaut, fuchteln sollte ihn der Major.

„O, dem geschieht recht, fiel die Kammer„herrin ein, warum melirte er sich mit der misere.

„Ein göttlicher Junge! seufzte sehn„suchtsvoll die junge Gattin des alten Hofpredigers.

 „Wär'

„Wär' ich doch seine Emma! wisperte eine be-
„gehrliche Stiftsdame der Freundin ins Ohr.

„Sie hat für ihn sterben wollen! erwiederte
„diese mit der Miene, womit sie einst die Fabeln
„der ma bonne rezitirte.

„Das möchte ich nicht! fiel jene ein, doch mit
„ihm leben."

S. 135 ruft Ewald im Zorne darüber, daß er in jenem oft erwähnten Auftritte mißverstanden und verkannt wurde, aus: „Ei, da schlage doch das
„Donnerwetter hinein und die höllische
„Pestilenz! — Fort, guter Kerl! fort, du
„alter ehrlicher Narr, ärgere dich, kränke dich,
„gräme dich und stirb! — Was? Nein! Ge-
„wehr in Arm! Weiber winseln! Zieh auf dein
„Gut. — Säe Undank, nach wie vor — laß
„dir ein schönes Weib in den Alkoven malen, und
„ficht dich in einsamen Stunden die Lust an, es le-
„bendig zu sehen, so nimm die Kohle und schreib
„flugs Satan über das Bild."

In der That ein heroischer Entschluß, und ausgedrückt so kräftig und verständlich, daß er noth-

wen-

wendig große Wirkung im Gemüthe des Lesers hervorbringen muß!

S. 146 freuen sich die Damen und Fräulein, die Weiber und Jungfern über das Unglück der Emma, und die Majorität beider Klassen vereint sich in dem christlichen Wunsche: „daß doch der „schöne und angenehme Buchhalter, der eigentlich „allen sehr wohl gefiel, dieses eitle, treulose, über„müthige Ding zur gerechten Strafe seines Wan„kelmuthes sitzen lassen, und die großen durchschau„enden Augen auf ihre verkannten Paradies„äpfel richten möchte.“

S. 153 sitzt Emma wie ein personifizirter Mädchenseufzer im Sopha.

S. 206 tadelt die fromme züchtige Dorothea die Bekleidung ihrer Nichte. „Aber du verbauest „dich auch gar zu sehr, Herzchen, und jetzt heißt „es ja — Oeffnet die Thore weit. —“

S. 218 heißt Minerva „die reinste Kantianerinn des hohen Olympus!“ Ich wette, daß Herr Schilling selbst nicht weiß, was er dabei gedacht haben will.

S. 294 wird das bekannte Lied: Mich fliehen alle Freuden ꝛc. elend genannt. Vermuthlich geht dieses Beiwort nur auf den deutschen Text; denn wer die Composition elend nennen wollte, der müßte gar kein Gefühl für das wahrhaft Schöne in der Musik haben.

S. 302 kommt in der Unterredung Herolds mit Sophie im Posthause folgende Witzelei vor:

Er. Die Damen sind alle mehr oder minder sybillinische Bücher, jedes Blatt voll Räthsel und in Chiffern geschrieben, die den Entzifferer wohl öfterer betrüben als befriedigen.

Sie. Ich bin eine Geßnersche Idylle!

Er. Das wolle Gott!

Sie. Und sie mein Titelkupfer, ein schläfriger Schäfer.

Ein gebratner vielmehr! rief er lachend und wendete sich von dem schmälenden Ofen.

S. 348 sieht das kranke Dorchen „eine Glorie „von lieben lachenden Englein im Betthimmel, „scharmirt mit ihnen in tiefster Devotion, und „bittet sie, veranlaßt von Schmerzen der Gicht,

„um

„um Gotteswillen, ihr armes Seelchen auf eine „sanfte Weise in Abrahams Schooß zu tragen."

S. 355 spricht das Gewissen des Grafen Lorbersdorf bei den Vorwürfen, die ihm Emma's Mutter macht: „Packe dich!"

Herr Schilling liebt eine sonderbare Art von Inversionen, welche offenbar fehlerhaft sind und seinem Style ein krauses und buntschäckiges Ansehn geben. Statt zu sagen, wie wir Andern: „Emma trat jetzt vor ihren Spiegel, um sich anzukleiden," wirft er die Worte durch einander und sagt: „vor ihren Spiegel trat, um sich anzukleiden, Emma jetzt." Was liegt denn in den Worten „vor den Spiegel" so Bedeutendes, daß sie aus ihrer Stelle in der natürlichen Wortfolge herausgerissen und an die Stelle des Subjekts gesetzt werden mußten?

S. 188 „eintrat die Mutter" derselbe Fehler. S. 145: „Dutzende von Einladungen empfing in „den folgenden Tagen jede, die bei Ewalds versteinerter Hochzeit assedirt hatte."

An Schwulst und Künsteleien mancherlei Art, welche das Verstehen absichtlich zu erschweren scheinen, fehlt es auch nicht. Man lese:

„Liebe ist die vollziehende Gewalt des Schicksals, das die Zwergin so oft zur Mutter des Riesen macht, und sich in der Entwickelung des Bedeutenden und Gigantischen aus dem Bedeutungslosen und Nichtigen zu gefallen scheint; das so oft den unbändigen Geist des Jünglings mit einem Mädchenwimper, den Willen des Weisen mit dem Busenbande einer Thörin, und unsern Buchhalter mit einem Faden von Emma's Stückseide an die Marterkammer des Seelenverkäufers band, welchen ihr dieß Schicksal zum Vater gab."

Man bringt freilich am Ende wohl einen Sinn hinein, wenn man sich die Mühe geben will, solche Stellen mehrmals mit Aufmerksamkeit durchzulesen; aber das erste Gesetz der guten Schreibart, Deutlichkeit und Bestimmtheit ist schon verletzt, wenn der aufmerksame Leser nöthig findet, zwei-, dreimal zu lesen, um zu verstehen, was der Schriftsteller eigentlich haben will.

Un-

Unedel, und wenigstens nicht für jeden Leser auf den ersten Blick verständlich, ist folgendes Gleichniß: „Ihr (nemlich die Weiber) gleicht den „Zauberflaschen, aus denen der Künstler nach Ge„fallen bald Essig, bald Wein schenkt. Uns (den „Männern) fehlt die Fähigkeit, sie zu handhaben, „und darum fließt so viel Essig in unser Leben."

Ein wahres Muster von Schwerfälligkeit, Ueberladung und Bilderjagd ist folgende Stelle: „So „viel hat bei seiner Sinnlichkeit, seinem Wankel„muthe, seiner Selbstsucht und Plattheit das war„me, anmuthige, geistlose, vor dem kalten, geist„reichen Weibe zum voraus, daß es ohne den Auf„wand von Sentenzen durch die Magie einer ge„lösten Schleife, durch die Musik eines mahnenden „Seufzers, durch kaum sichtbare Nuancen des lieb„lichen Gliederspiels, Herzen entzündet, Geister „betäubt, und da ein Elysium aufthut, wo die hei„lige Fackel unserer Cynthien nicht selten nur einen „Grasgarten beleuchtet, in welchem sie als Herma„phroditen und spröde Schäferinnen die fromme „Heerde der Kategorien, der Grundsätze und „Gemeinsprüche weiden." Welch ein unnützer

Schwall von Worten und Bildern! welche Mühe und Zeit hat nicht selbst der geübte Leser nöthig, um das monströse Ganze dieser Periode zu fassen! wie viel Anstrengung ist nöthig, um den Faden durch dieses verschlungene Gewebe nicht zu verlieren! Aber, als wenn der Schwulst, die Ueberladung, und besonders die gesuchte Einmischung ganz fremdartiger Dinge noch nicht vollständig wäre, fährt der Verf. in seiner Arbeit fort: „Kraft „ihrer kalten Zone mit schwachen Stunden unbe„kannt, begreifen diese nicht, wie wir in solchen, „die gemeine, höchstens mit List gepaarte Seichtig„keit ihrer sinnlichern Geschwister, als ein will„kommenes, das weibliche im Weibe vollendendes „Defizit entschuldigen können, welches uns doch „außer mancher Phrase, manches Erröthen erspart, „und dienstfertig Pfade ebnen hilft, die in der „Regel durch die Fleschen des Anstandes gedeckt „sind."

Kaum darf man es übrigens wagen, dergleichen zu tadeln, da es heut zu Tage ganze Bücher in diesem Tone geschrieben gibt, welche gelesen und bewundert werden. Gutmüthiges deutsches Pu-

blikum,

blikum, nur dir darf man solche Kraftsuppen vorsetzen, und nur dir darf man zumuthen, daran Gefallen zu finden; in Frankreich, England und Italien würden deine bewunderten Modeköche ausgepfiffen werden. Freilich fehlt es dir so wenig als jenen an Geschmack und Unterscheidungsgabe, und der erste Löffel voll dieser losen Speise erregt gewiß auch bei dir nur Ekel und Widerwillen; aber man schreiet dir zu: „schön, kräftig, neu, erhaben;“ du wirst irre, hältst es für möglich, daß dein Geschmack noch nicht geläutert genug sey, nimmst dir ein Herz, würgst tapfer die vorgelegte Portion hinunter, und bist gar so gefällig, nicht einmal laut zu sagen, daß Leibweh und Ueblichkeit der Lohn deines frommen Glaubens gewesen sey.

Es war eine Zeit, wo jeder, der gefallen wollte, im Tone des Götz von Berlichingen, oder gar des Wandsbecker Boten schreiben mußte. Diese Zeit ist nicht mehr, und viele, die damals hoch oben standen, sind schon lange ins tiefe Meer der Vergessenheit gestürzt. Das nemliche Schicksal erwartet die blinden Nachahmer von Jean Paul. Ja, er selbst wird, trotz aller seiner Originalität!

schon

schon lange nicht mehr verständlich seyn, wenn die weniger glänzenden Schriften dieser Zeit, welche nach Leichtigkeit, Klarheit und Deutlichkeit strebten, noch immer die Unterhaltung der Lesewelt theilen werden.

Nach dieser kleinen Abschweifung bin ich den Lesern noch ein paar Proben schuldig, die beweisen, daß Herr Schilling, wenn er nur will, verständlich, wohlklingend, nachdrücklich und schön schreiben kann.

In einer Unterredung zwischen Emma's Mutter und Herold kommt unter vielen andern treflich Gesagten auch folgende schöne Stelle vor: „Ich „stehe mit schwerem Herzen vor Ihnen, Herold. „Die Mutter lebt in der Tochter wieder auf, und „der Tochter Unglück macht die Mutter elend. Beherzigen Sie das, junger Mann! Meine Forderungen sind bescheiden. Ich kenne die Ehe und „rechne daher nur auf Erträglichkeit. Aber wenn „die schöne Blume an Ihrer Brust verduftet ist, so „ehren sie wenigstens in ihr ein Pfand der Erinnerung, die Wahl ihrer Jugend, oder die Mutter „ihrer Kinder. Wir Weiber sind als Mütter die

„Quel-

„Quellen eurer reinsten, wie eurer höchsten Ge„nüsse. Unsere Liebe ist ein milder, sanfter Früh„lingswind, der dem Manne schmeichelt, die „männliche ein Sturm, der unsere Blüthen pflückt, „und uns nicht selten ins Grab wehet. O! lernt „Schonung, ihr Undankbaren."

Ferner: „Ehren Sie die Unschuld Ihrer Gat„tin! Ein Weib ist keine Maitresse, und leicht „dürften sie an der sittlichen Frau die Gluth vermis„sen, welche Buhlerinnen gesucht macht. Nur „an früh verdorbenen Mädchen haftet rohe Sinn„lichkeit, und unter allen Plagen des Mannes ist „ein wollüstiges Weib vielleicht die seltenste, gewiß „die schwerste."

S. 190 nach der wirklichen Trauung zieht Ewald, der dabei gegenwärtig gewesen ist, die schöne Emma ans Fenster, faßt ihre beiden Hände, drückt sie gegen seine Augen und spricht: „Zwei „Thränen, Kind, zwei schwere Thränen! Da „nimm sie hin zum Angebinde. Sie kommen vom „Herzen; ich habe nichts Besseres!"

„Großer, guter Mann, erwiederte die Ge„rührte, das sind Juwelen, die noch in jenem

„Leben

„Leben glänzen. Möge die Edelste meines Ge„schlechts durch Sie belohnt werden. Ewig, ewig „werd' ich Sie verehren."

Dergleichen Stellen, in welchen Wahrheit und Natur herrscht, gibt es nicht wenige in diesem Buche. Wie viel könnten Männer, wie Herr Schilling, dazu beitragen, unser Publikum auf einen bessern Ton zu stimmen, wenn sie immer in diesem Geiste arbeiten wollten!

V.

Der Mann,

wie er ist,

von

Gustav Schilling.

Ein Seitenstück des Vorigen nach der Absicht des Verf., aber am innern Werthe demselben schwerlich gleich zu setzen.

Moritz von Zonendorf, ein wackerer, kraftvoller gebildeter Jüngling verläßt die Universität, um im Dienste seines Vaterlandes alle die schönen Ideen auszuführen, die er sich in den Hörsälen seiner Lehrer und auf der Studierstube entworfen hatte. Mit schwerem Herzen trennt er sich von Blandinen, der Tochter eines Professors, mit welcher er sich in jugendlichem Leichtsinne versprochen hatte, und mit welcher er sich, trotz aller leicht vorherzusehenden Hindernisse, so bald sein Schicksal es verstatten wird, auf immer zu verbinden, fest entschlossen ist. Er hat aber die Residenz, wo seine Mutter wohnt, noch nicht erreicht, als dieser Entschluß bereits eine harte Probe ausgestanden, und im Gefolge desselben eine heftige Erschütterung erlitten hat.

Nahe an der Villa des mächtigsten Mannes in seinem Vaterlande, des Ministers Grafen von Doll, hatte er das Unglück, daß sein Wagen umgeworfen wurde. Zufällig fand sich die junge Gemahlin desselben auf einer Spatzierfahrt in der Gegend, wo dieses vorging. Sie hatte nicht so bald von ihrem Bedienten, welcher, um zu helfen, herbeigelaufen war, den Namen des Fremdlings, den dieser Unfall betraf, vernommen, als sie sogleich selbst näher kam, unsern Moritz als ihren Verwandten begrüßte, und ihn gütig zu sich einlud.

Moritz, der in ihr die Gespielin seiner frühesten Jugend wiederfand, ließ sich gern ihre Einladung gefallen, und folgte ihr willig in die Wohnung, wo Fröhlichkeit und Wohlwollen ihn empfingen. Der Minister war nicht selbst da, wurde aber des andern Tages erwartet, und die reizende Aurora hatte nicht viel Künste nöthig, ihren Gast zu bereden, daß er bis morgen bei ihr verweilen möchte, wo sie sich selbst die Freude machen wollte, ihn vorzustellen. Moritz war entzückt über die gütige Theilnahme dieser liebenswürdigen Frau an seinem Schicksale, und die Zukunft erschien ihm im

glän=

glänzendsten Lichte, wenn er sich unter dem Schutze einer solchen Huldgöttinn an den Hof und in die große Welt dachte.

In Aurorens Freundinn, Amalia von Holm, fand er gleichfalls eine interessante Bekanntschaft, und wenn die fröhlichen Scherze der Gräfinn ihn entzückten, so zog die stille Liebenswürdigkeit ihrer Freundinn sein Herz nur sanfter und unwidersteh- licher an sich. An Blandinen allein wurde in die- sem Zauberschlosse nicht gedacht, oder sie trat we- nigstens in seiner Phantasie vor diesen neuen Son- nen wie ein Nebelstern in Schatten zurück.

Der Tag seiner Ankunft, so wie die Hälfte des folgenden Tages flog unter Scherz und Muth- willen dahin. Der Minister ließ durch einen sei- ner Freunde ankündigen, daß eine kleine Unpäßlich- keit ihn verhindere, aufs Land zu kommen. Es wurde also beschlossen, sogleich in die Stadt zu fah- ren und Moritz mitzunehmen. Des folgenden Morgens hatte er das Glück, Sr. Excellenz durch dessen Gemahlin vorgestellt zu werden. Er gefiel, wie sich erwarten ließ, und erhielt die Versiche- rung, daß seiner mit nächstem gedacht werden solle.

Seine Aufnahme bei Hof entsprach im vollen Maaße der Erwartung, zu welcher ihn der mächtige Einfluß berechtigte, unter welchem er hier auftrat. Kurz, alles ging nach Wunsch, und er sah die glänzendste Laufbahn unter den glücklichsten Vorbedeutungen vor seinen trunkenen Augen geöffnet.

Der Sprung von der Universität und aus dem stillen Hause eines Professors in den Mittelpunkt der rauschendsten Ergötzlichkeiten war ein wenig zu rasch, als daß der schüchterne Zögling der Musen nicht auf einen Augenblick dadurch hätte betäubt werden sollen. Die Lebensart der Menschen aus der großen Welt, ihre schimmernde Außenseite, seine eigene Begränztheit, seine Geneigtheit, alles im besten Lichte zu sehen, sein Glaube an Wahrheit, Schönheit und Tugend, vor allen aber seine hohe Meinung von der weiblichen Hälfte jener höheren Regionen führte ihn oft irre, und verrückte ihm alle Augenblicke den richtigen Gesichtspunkt. Doch die tägliche Erfahrung und besonders die eifrige Belehrung seines Freundes Alberts, eines Mannes, der in dieser Sphäre zu Hause war, halfen

ihm

ihm bald weiter. Er machte in kurzer Zeit sehr bedeutende Fortschritte sowohl in der Kenntniß seiner Welt, als auch in der Kunst, sich mit Geschicklichkeit in ihr zu benehmen. Es dauert nicht lange, so wird er zum Hofrath beim Kabinette ernannt, und so hart es ihm auch angeht, so muß er doch lernen, sich zu der hier allein seligmachenden Lehre zu bekennen, „daß schöne Gefühle hier nicht angebracht sind, und daß Klugheit die einzige Tugend „ist, die empor hilft.“

Durch das Absterben seiner Mutter wird er jetzt der unabhängige Besitzer eines ansehnlichen Vermögens; aber die Begierde, in einem höhern Wirkungskreise thätig zu seyn, so wie die schmeichelhafte Auszeichnung, die er als Günstling und Verwandter des Ministers genießt, halten ihn doch in einer Geschäftsbahn zurück, welche schon oft angefangen hat, ihm lästig zu werden.

Unter allen Weibern, die er der Reihe nach kennen gelernt hat, sind ihm zeither seine beiden ersten Bekanntschaften immer die liebsten geblieben; aber Aurorens Zuneigung ist ihm ein wenig ver-

dächtig geworden. Sobald sie daher wegen einer Reise mit der Fürstinn den Hof auf einige Zeit verlassen hat, widmet er alle seine Sorgfalt ausschließlich der liebenswürdigen Amalie von Holm, welche bei einer Freundinn zurückgeblieben ist. Je näher er sie kennen lernt, desto mehr Vorzüge entdeckt er an ihr, und desto mehr überzeugt er sich, daß eine ewige Verbindung mit ihr die leeren Seiten seines Herzens ausfüllen und seine süßesten Wünsche befriedigen werde. Er sucht und findet Gelegenheit, ihr seine Neigung merken zu lassen. Was er in ihrem Herzen entdeckt, entspricht seinen Wünschen auf das vollkommenste, und zum Ueberflusse erfährt er auch noch von ihr selbst, daß diese Verbindung schon seit lange der Plan seiner verstorbenen Mutter gewesen ist. Nur an einem Punkte stößt sich die Unterhandlung. Amalie will den Mann, dem sie sich ergeben soll, auch ungetheilt besitzen; sie verlangt, er soll die Dienste das Staats und den Hof verlassen. Das liegt nun gar nicht in dem Plane, den er sich entworfen hatte; doch welcher Plan kann gegen die Gewalt der Liebe bestehen? Er nimmt seinen Abschied, verbindet sich mit Amalien, und

geht

geht als glücklicher Ehemann mit ihr auf sein schönes Gut Walsen.

Und was ist aus Blandinen geworden? Er hat sie nicht so ganz vergessen, daß er nicht ihre Entsagung und Einwilligung für nothwendig gehalten hätte. Freund Albert übernimmt es, die Sache auszugleichen, und kommt sehr bald damit zu Stande. Blandine entledigt ihn durch einen Brief aller Verbindlichkeit gegen sie, und weint im Stillen. Aber sie wird gerächt, und selbst ihr Brief ist in der Hand des Zufalls ein Mittel, sie an dem Treulosen zu rächen. Einige Stücke des zerrissenen Briefes fallen nemlich der jungen Frau von Zonendorf in die Hände. Sie liest aus Neugierde, und liest genug, um den ganzen Inhalt zu errathen. Vielleicht hätte sie klüger gethan, zu schweigen; aber sie nimmt die Sache auf der schlimmsten Seite, und bestürmt ihn mit Vorwürfen, Klagen und traurigen Ahnungen der Zukunft. Dieß ist der erste Regentag ihrer Ehe, und ihm folgen leider bald mehrere. Moritz findet nach den Flitterwochen in dieser Amalie nicht, was er gesucht hatte und was er bedarf; sie ist ihm zu kalt, zu

vernünftig, zu tugendhaft. Je näher die Zeit ihrer ersten Entbindung heranrückt, desto trüber und mißmuthiger wird sie, und desto mehr fühlt er sich an ihrer Seite gedrückt und geängstigt.

Mitten in dieser Periode der Verstimmung wird er auf einmal durch einen Besuch der reizenden Aurora überrascht, welche indessen durch das Absterben ihres alten Gemahls, des Ministers, Wittwe geworden war. Blühender, lockender und unwiderstehlicher, als er sie jemals gesehen hatte, kam sie jetzt auf sein einsames Gut und hauchte neues Leben in die halberstorbene Brust des jungen Mannes.

Daß in Aurorens Herzen von dem Augenblicke an, da sie ihn vom Postwagen auf ihre Villa führte, etwas mehr als Freundschaft, selbst mehr als die gewöhnliche Theilnahme geistvoller Weiber an den Schicksalen vielversprechender junger Männer, für unsern Moritz wirkte, ist dem aufmerksamen Leser kein Geheimniß geblieben. Nur Umstände und besonders die Abwesenheit der Gräfinn waren Schuld, daß dieses Etwas sich bisher nicht weiter entwickelte. Leicht ließ sich daher voraus sehen, wohin

wohin es zwischen beiden in der jetzigen Lage kommen mußte. Moritz selber kennt die Gefahr, die ihm droht; aber leider ist es schon so weit mit ihm gekommen, daß es ihm an festem Willen fehlt, ihr zu entfliehen. Nach wenig Tagen hat Aurorens leichtfertiger Reiz über seine schwache Bedenklichkeit gesiegt, und seine Untreue an Amalien ist vollständig geworden.

Aus den Selbstbetrachtungen über seinen Zustand, in welchem die Vorwürfe eines noch nicht völlig betäubten Gewissens mit den Zauberbildern einer glühenden Phantasie häufig genug abwechseln, reißt ihn die Nachricht von der glücklichen Niederkunft seiner Amalie. Er fliegt an ihr Bette, und grüßt ein holdes Mädchen als Vater.

Diese frohe Begebenheit würde vielleicht die erstorbenen Gefühle seines Herzens von neuem belebt, und ihn mit erneuerter Liebe zu seiner Gattin zurückgeführt haben, wenn nicht Umstände eingetreten wären, wodurch diese Hoffnung vor der Hand völlig vereitelt wurde. Seine Vertraulichkeit mit Auroren hat Folgen gehabt, welche anfan-

gen sichtbar zu werden. Während seiner Abwesenheit in der Residenz, wohin ihn Geschäfte riefen, und wo ihn die Sucht, sich zu zerstreuen, einige Wochen festhält, erfährt Amalie, vermuthlich durch unberufene Kundschafter, den Zustand Aurorens, welche unter dem Vorwande, ihr Gesellschaft zu leisten, noch immer bei ihr geblieben war. Man denke sich die so hoch beleidigte Amalie, und man wird errathen, mit welchem Gesichte er bei seiner Rückkunft aus der Stadt empfangen wurde. Er, der sich nicht einbilden kann, daß sie etwas Gewisses erfahren haben könne, nimmt einen Ton gegen sie an, welcher nur den Schuldlosen kleidet. Aufs äußerste dadurch beleidigt hält ihn Amalie für verloren und spricht von Scheidung. Sobald er allein ist, fühlt er sein Unrecht und kehrt zu ihr zurück, um durch ein offenes Geständniß Vergebung zu verdienen. Umsonst; Amalie ist zu sehr gegen ihn aufgebracht; sie will nichts von ihm hören. Jetzt wird er bitter, und die glühende Leidenschaft Aurorens vollendet in ihm den Entschluß, sich von Amalien zu trennen, und mit Auroren an den Hof und in die große Welt zurückzukehren.

Unverzüglich wird dieser Entschluß ins Werk gesetzt, und schon des andern Morgens reisen die beiden Berauschten ab. Amalien wird durch ein zurückgelassenes Schreiben gesagt, was sie wissen muß. Sie bleibt als Besitzerinn von Walsen mit ihrem Kinde daselbst zurück, und erhält die Vollmacht, nach Gefallen über die Hälfte von Moritzens Vermögen zu disponiren.

Die Reisenden sind kaum in der Stadt angekommen, so entwickelt sich sogleich die Ursache des Uebelbefindens, von welcher die Gräfinn unterwegs befallen war: sie hat nemlich in den ersten Tagen eine unzeitige Niederkunft. Doch nach bald überstandener Schwäche erscheint sie wieder mit neuem Glanze in allen Gesellschaften. Moritz findet bei Hofe und in den ersten Häusern überall eine günstige Aufnahme. Sein Leben ist ein ununterbrochener Freudenrausch, und seine schlaue Aurora weiß dafür zu sorgen, daß er nie zu sich selbst kommt, und lange nicht daran denken darf, sich an seine verlassene Gemahlinn zu erinnern. Doch selbst der anziehendste Rausch kann nicht immer dauern. Moritz erwacht, und die Gelegenheit, bei welcher er erwacht,

erwacht, ist für ihn eben so bitter in der Gegenwart, als schrecklich in der Zukunft, welche darauf folgt. Er muß lernen, mit demselben Maaße gemessen zu werden, womit er andere gemessen hat, und seine angebetete Aurora ist es selbst, die ihm diesen Denkspruch versinnlicht. Er findet sie nemlich eines Abends, da er unerwartet in ihr Zimmer tritt, in den Armen — seines Freundes Alberts.

So viel Erfahrungen er auch schon unter den Menschen gemacht hatte, mit welchen er lebte, so tief er auch schon in ihre Mysterien eingeweihet zu seyn glaubte; so war er doch so weit noch nicht gekommen, die Undankbarkeit eines Mannes, den er erst kürzlich aus den Händen seiner zahlreichen Gläubiger gerettet hatte, und die Treulosigkeit eines Weibes, für die er seine Amalie aufgegeben hatte, erträglich zu finden. Beide Verbrecher suchen, nach der ersten Bestürzung, die Sache im scherzenden Tone zu behandeln; aber Moritz ist an der empfindlichsten Stelle verwundet. Die Gräfinn, welche um Vergebung bitten will, wird ins Sopha geschleudert, und Freund Albert auf ein paar Pistolen

stolen an die Grenze gefodert. Der Zweikampf geht vor sich. Moritz wird verwundet vom Platze getragen, und Alberts Kinnlade ist zerschmettert.

Als Moritz zu sich selbst kommt, findet er sich im Hause eines Dorfpredigers, zu welchem man ihn in der Ohnmacht gebracht hatte. Das Erste, was er thut, so bald er seiner Sinne wieder mächtig geworden, ist, daß er seinen Secundanten, einen alten Kriegsmann, nach Walsen schickt, wo, wie er weiß, sein kleines Mädchen krank liegt, und wo die Mutter sehnlichst auf seine Ankunft hofft. Bald kommt die Gattinn des Pfarrers zum Vorschein; es ist — seine erste Geliebte Blandine. Beide erkennen sich sogleich, und die Ueberraschung ist von beiden Seiten gleich groß.

Nach und nach finden sich nun alle Hauptpersonen der Geschichte hier an seinem Krankenbette zusammen. Amalie hat nicht sobald Nachricht von seinem Zustande erhalten, als sie alles Vorhergegangene vergißt und zu ihm eilt. Auch Aurora erscheint, um ihre Rolle zu spielen, wird aber von Amalien sehr unsanft empfangen, und von Moritz

mit

der schriftlichen Versicherung abgefunden, daß er ihr alles vergeben habe, sie aber niemals wieder sehen wolle.

Sobald Moritz im Stande war, die Reise nach Walsen auszuhalten, kehrte er, mehr wie jemals von dem Werthe seiner Amalie überzeugt, mit ihr dahin zurück. Der physische Theil seines Körpers war geheilt; aber der moralische lange noch nicht. Blandine hatte ihn von neuem interessirt, und er machte Pläne, sie in der Nähe zu haben. Er dachte sie sich als Gesellschafterin seiner Frau, höchstens als seine Freundinn, verbarg sich aber geflissentlich die geheime Absicht seines Herzens bei diesem Plane. Bald nachher starb der alte Prediger seines Dorfs, und jetzt rückte er gegen Amalien mit seinem Entschlusse, den er lange schon gefaßt hatte, hervor, den Pastor Engel, Blandinens Mann, zu sich zu berufen. Es war natürlich, daß Amalie, die ihn kannte, seinen Plan errieth und große Augen machte. Er bestand auf seinem Kopfe, und es kam zwischen ihnen wieder zu Heftigkeiten. Doch endigte sich dieser Auftritt besser, wie alle ähnlichen, die vorhergegangen waren.

Moritz

Moritz konnte nicht leugnen, daß Amalie bei ihrer Furcht wenigstens die Erfahrung auf ihrer Seite hatte. Dieß machte ihn schon ein wenig milder. Noch mehr aber wirkte auf ihn die Bitte seiner kleinen Tochter, sie nicht wieder zu verlassen, wie er drohte. Kurz er gab aus Liebe zum Frieden den Plan auf, und von nun an erst lernten beide Eheleute sich schätzen und durch einander glücklich werden. Einige Versuchungen, durch welche Moritz zum Abfalle von seiner jetzigen Denk- und Handelsweise gereizet wird, und in welchen er als Sieger besteht, zeigen, daß seine Bekehrung vom Scheine zur Wirklichkeit ernstlich und dauerhaft ist. Albert, das Opfer seiner eigenen Lasterhaftigkeit, geräth in die größte Dürftigkeit und macht seinem Leben ein gewaltsames Ende. Die Gräfinn geht in einem entfernten Lande ins Kloster.

Bemerkungen.

„Wäre der Mann nur standhaft, so wäre er „vollkommen! Dieser einzige Fehler“ (welcher? daß

daß er standhaft ist? Nein, sondern wohl verstanden: daß er es nicht ist!) „zeugt tausend andere, „und stürzt ihn in alle Sünden."

Dieses Motto, angeblich aus Shakespear, ist nicht glücklicher gewählt, als jenes an der Spitze der vorher geprüften Schrift desselben Verfassers. Erstlich ist der zum Grunde liegende Gedanke sehr schief ausgedrückt, wie der Augenschein lehrt. Zweitens enthält der Gedanke auch, nachdem man ihm das rechte Kleid geliehen hat, dennoch eine handgreifliche Unwahrheit. Ist denn wirklich Standhaftigkeit alles, was der Mann braucht, um vollkommen zu seyn? Dann sind ja Alexander, Cromwell und Robespierre wohl recht vollkommene Männer gewesen! Und ist Mangel an Standhaftigkeit wirklich die Quelle aller Sünden des Mannes? wie geht es denn zu, daß man solche Menschen verabscheuungswürdige Bösewichter nennt, die ihre Standhaftigkeit so weit trieben, daß sie wie jene Urheber der Pulververschwörung in England, und wie der Mörder Heinrichs des Vierten in Frankreich Haabe, Gut und Leben für nichts achteten, wenn sie nur ihre Rachsucht befrie-

digen

digen konnten? Also abermals ein Denkspruch, der etwas Tiefgedachtes zu enthalten scheint, und nicht einmal etwas Richtiggedachtes enthält.

Alle Fehler, die sich der Verf. in der vorhin beurtheilten Schrift zu Schulden kommen ließ, finden wir hier in der vorliegenden doppelt wieder, und das Gute, was wir in jener zu rühmen fanden, sehen wir in dieser nicht vermehrt, sondern leider um ein Bedeutendes vermindert. Dieselbe Flüchtigkeit und Inkonsequenz in der Zeichnung der Karaktere; derselbe Reichthum, aber auch dieselbe Uebereilung der Begebenheiten; dieselbe Nachläßigkeit des Vortrags; derselbe Pomp und die nemliche Unnatürlichkeit der Sprache und des Styls.

Unter den Karakteren ist dießmal nicht ein Einziger, der einigen ästhetischen Werth hätte; sie sind entweder aus einer andern Welt genommen, oder was noch öfterer der Fall ist, sie sind schaale Nachbildungen der gemeinsten Menschen in der wirklichen Welt.

Moritz der Held erscheint zu Anfange, wie ein so genannter ächter Natursohn, der mit einem vollen

len Herzen, mit unverdorbenen Sitten, und mit warmer Liebe zu allem Guten aus der Einsamkeit in die Welt tritt. Er kommt uns vor, wie ein junger Mann, der fern von den Verhältnissen des gesellschaftlichen Lebens, vielleicht in der Abgeschiedenheit des Landlebens, unter der Aufsicht sorgfältiger Erzieher herangewachsen ist. Aus den Händen eines treuen Wentzels kam er, ein zweiter Karlsberg, auf die Akademie, wo er in dem Hause eines würdigen Professors durch die Lebhaftigkeit einer ersten Liebe zu der tugendhaften Tochter desselben, vor den gewöhnlichen Thorheiten und Ausschweifungen junger Leute bewahret wurde. So können wir uns die Gedankenreihe erklären, die ihn nach dem zärtlichen Abschiede von der geliebten Blandine auf dem Postwagen beschäftigt. „War „sie nicht, seufzte er, und zerdrückte eine große „Thräne im Auge, war sie nicht der Engel, wel„cher im Faulfieber dein Siechbett zum Blumenla„ger umschuf, der Ansteckung Trotz bot, die fal„sche Schaam der Menschlichkeit aufopferte, und „mit dem starken Arme der Liebe dein fliehendes Le„ben festhielt? Ich will vergelten. Edel sey der

„Edel-

„Edelmann! die Unschuld ist ja von so reinem „Adel, von einem so seltnen Geschlechte, daß selbst „Könige um sie werben."

„Freier athmete er nach dem Entschlusse. Die „Zukunft lag wie ein duftendes, blumenvolles Ei„land vor seinen Augen. Er fühlte sich in seiner „Jugendkraft, gelobte sich den Genien der Tugend „und der Selbstbeherrschung, freuete sich der Rolle, „die ihm zugedacht war, der Seligkeit zu schaffen, „zu wirken, und zu verbessern." —

Was ließ sich alles von einem jungen Manne mit dieser Denkungsart erwarten! Nun aber folge man ihm in Gedanken, wie er in dem Augenblicke, da er in seinen patriotischen Phantasien den bösartigen Günstling des Fürsten, den allesgeltenden Minister, dessen Villa am Wege lag, entlarvt, gestürzt und entfernt hatte, von der reizenden Gemahlin des Gewaltigen aufgefunden und eingeladen wurde: wie er der Zauberinn in ihr Fernschloß folgte, dort ihre Freundin Amalie kennen lernte, von beiden begeistert noch an demselben Tage Blandinen vergessen zu können wünschte, und

nach wenig Tagen sie wirklich vergaß. Eine solche schnelle Umänderung der ganzen bisherigen zur Gewohnheit gewordenen Denkart ist doch offenbar zu rasch und unnatürlich. Es fehlt durchaus an Haltung.

Gegen die ganze übrige Rolle, die er spielt, ist von dieser Seite nichts weiter einzuwenden. Aber wenn mich mein Gefühl nicht trügt, (und beweisen läßt sich hier nichts) so ist der Verf. in einen andern, dem vorigen gerade entgegengesetzten, Fehler verfallen, und hat die Wirklichkeit gar zu treu kopirt. Er wird Menschen aufzeigen können, die so gehandelt haben, wie sein Moritz, denn es gibt der karakterlosen Geschöpfe dieses Schlages, die nicht wissen, was sie wollen, genug in der Welt.

Aber ich frage, was sollen sie uns hier? ist der Romanendichter ein Geschichtschreiber? Wäre Moritz ein Mann von meiner Bekanntschaft, so würde ich seine Lebensgeschichte mit Vergnügen lesen und nur bedauern, daß sie so kurz und flüchtig geschrieben ist. Als Held eines Romans zieht mich dieser Moritz gar nicht mehr an. In allen seinen Hand-

lun-

lungen und Schicksalen finde ich nur die gemeine Wirklichkeit wieder, der ich an der Hand des Dichters gerade entfliehen wollte. Noch einmal: ich kann es nicht beweisen, ich kann nicht sagen, warum? aber es ist dennoch wahr, daß mich dieser Moritz weder als Liebhaber noch als Ehegatte, weder mit seinen Fehlern, noch mit seinen Tugenden weiter interessirt.

Wenn die Gleichgültigkeit gegen alles, was außer der Sphäre des Eigennutzes liegt; wenn die Frechheit mit schändlichen Grundsätzen zu prahlen; wenn Treulosigkeit und Undankbarkeit allein gefallen könnte, so würde Moritzens Freund Albert auch Ansprüche machen können. So aber, da seine Verächtlichkeit weder durch Verstand und Klugheit, noch durch sonst irgend eine auffallende Eigenschaft vergütet wird; da sich weiter nichts von ihm sagen läßt, als daß er ein Taugenichts nach Grundsätzen ist, der weder in seinen Schicksalen, noch in seinen Verhältnissen die mindeste Entschuldigung erblicken läßt, so kann er vor dem Richterstuhle des Geschmacks eben so wenig Gnade finden, als vor dem Gerichtshofe der Moral. Sol-

len die Menschen dieses Schlages gefallen, so müssen es Marinellis, Lovelaces und Valmonts seyn, nicht aber so gemeine und nackte Bösewichter, als dieser elende Albert.

Der vormalige Erzieher Moritzens, der alte Kandidat Herrmann, ist einer von den nichtsbedeutenden und unbestimmten Wesen, welche in der Schöpfung des Herrn Verf. oft vorkommen. Sie treten auf, spannen die Erwartung des Lesers, sprechen einige geheimnißvolle Worte, verschwinden, kommen wieder und treten ab, ohne den geringsten Einfluß in die Entwickelung der Geschichte gehabt zu haben. Dieser Magister Hermann hätte dreist wegbleiben können, und niemand würde ihn vermißt haben. Uebrigens ist er ganz und gar verfehlt. Er soll ein vergessener Kandidat des vorigen Jahrfunfzigs seyn, der in einem Dachstübchen der Vorstadt in Armuth und Dürftigkeit lebt. Seine Dürftigkeit soll ihn zum Cyniker, seine Belesenheit zum Phrasenkrämer, sein Unglück zum Menschenfeinde gemacht haben. Nun, dergleichen bedaurenswerthe Opfer ihres Eigensinnes, ihrer Kränklichkeit oder auch ihrer Einfalt gibt es ja

wohl hin und wieder. Aber so ein Mann fragt gewiß nicht: „sind wir auch in der Mythologie zu „Hause? sie enthält einen Schatz von Philosophie, „von Schönheit und Consequenz, den man in uns„sern Mythen leider vergebens sucht.“ So ein Mann hat nicht eins ums andere Rainald, Champford, Shakesspear, Sander, Zimmermann und Plinius im Munde. Ein solcher sagt nicht: Leda fuit nigra, wenn von einem schönen, stolzen, geistreichen Weibe vom höchsten Range die Rede ist, und führt gewiß nicht den Rath Montaignes an: die Neigung, die zu mächtig ist, unter viele zu vertheilen. Das alles riecht nicht nach der dürftigen Beschäftigung eines alten Kandidaten aus der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts.

Von dem bösartigen Günstlinge, dem Minister, erfahren wir weiter nichts, als daß er außer seiner schönen Frau noch eine schöne Geliebte hat, daß er sich viel mit seinem Papagai beschäftigt, und ein abgesagter Feind von allen Gedanken, Gefühlen und Worten ist, welche den Geist der Zeit ankündigen.

Der alte Kapitain thut weiter nichts, als daß er bei Moritzens Zweikampfe sekundirt, im Tone eines alten Eisenfressers viel radotirt, die Aussöhnung mit Amalien befördert, und statt des verstorbenen Hermanns auf Walsen das Gnadenbrod empfängt.

Der Kammerherr Velten, welcher nur einmal bei der Aurora, und zwar als Bote von ihrem Gemahle auftritt, soll ein geistloser Hofmann seyn, ist aber eine von den verunglückten Karrikaturen, wie man sie nur in deutschen Romanen und Schauspielen findet, deren Verfasser die Menschen, welche sie schildern wollen, höchstens unter ihrem Fenster haben vorbei fahren sehen.

Eben so sehr als die männlichen Karaktere sind unserm Verfasser dießmal auch die Weiber mißlungen.

Amalie ist ein flaches, gehaltloses, inkonsequentes Geschöpf, ohne Geist und Liebe, ohne Feinheit und Würde. Sie erregt, wie alle Wesen der Art aus des Verfassers Händen, im Anfange große Erwartung. In der Unterredung im Garten

ten der Villa, am ersten Tage ihrer Bekanntschaft mit Moritz, sagt sie viel Schönes; z. E. da er den Wunsch merken läßt, aus dem Strome der Vergessenheit trinken zu können: „Ohnmöglich! „Sie wollten alle Freuden ihres Lebens vergessen? „jede That, die uns zu den Engeln erhebt, jeden „Sieg über sich selbst? die seligen Genüsse alle, die „uns die Liebe, die Freundschaft, die Tugend ge„währte? die guten Menschen alle, welche uns „pflegten und bildeten, oder retteten und erfreuten?" Am Abend nach dem Balle, auf welchem Moritz so sehr gefallen und die Aufmerksamkeit der Weiber auf sich gezogen hatte, verräth sie schon einen großen Mangel an Zartgefühl durch den Vorwurf, den sie ihm macht: „Gestern durft' ich vielleicht „auf Ihr Wohlwollen stolz seyn, heute „ward ich kaum erträglich gefunden." Sehr altklug ist in dem Munde eines jungen Mädchens, welcher ein artiger Mann so eben eine Liebeserklärung gemacht hat, die Bemerkung: „Ich erschrecke „oft über den Leichtsinn, mit welchem man Jugend „und Alter, Unschuld und Sünde vermählt. Die „Verwilderung der Sitten und die Entartung der

„folgenden Geschlechter entspringt aus die-
„sen Mißbündnissen.“ Sehr unerwartet ist die Bedingung, die sie ihrer Einwilligung beifügt, daß Moritz nemlich die Dienste verlassen und sein eigener Herr werden soll. Eine Person, die verlangen kann, einen jungen ehrgeizigen und aufstrebenden Mann ungetheilt zu besitzen, muß auch wissen, daß sie fähig ist, ihm alles zu ersetzen, was er fahren lassen soll. Daß aber Amalie diese Fähigkeit nicht besitzt, davon gibt sie sehr bald auffallende Proben. Was würde wohl eine kluge Frau gethan haben, wenn sie, wie diese Amalie, durch Zufall entdeckt hätte, daß ihr Mann schon vor der Verbindung, ja vor der Bekanntschaft mit ihr ein Mädchen geliebt und um ihrentwillen aufgegeben hätte? Bange mag ihr werden vor der Zukunft, das ist natürlich; aber wird sie wohl mit Klagen und Vorwürfen losbrechen, da die Sache nicht mehr zu ändern steht? Fesselt man die Liebe eines solchen Mannes dadurch, daß man ihm seine Fehler vorrückt? Nicht ein Funke weiblicher Klugheit leuchtet aus ihrem Benehmen hervor; keine Spur jener Erfahrung, die sie in den Zirkeln, in

wel-

welchen sie bisher gelebt hatte, gemacht haben mußte, ist in ihrer Unbesonnenheit sichtbar. In der That, man braucht eben kein Moritz zu seyn, um einen solchen Mangel an weiblicher Feinheit unerträglich zu finden. Auch ist ihre kindische Strenge durchaus unnatürlich, denn gegen keine Art von Fehler sind gewöhnlich die Weiber nachsichtiger, als gegen denjenigen, von welchem hier die Rede ist. In der Regel vergeben sie nichts leichter, als Liebeshändel vor der Ehe, und selbst eine entschiedene Untreue, denen sich der geliebte Mann um ihrentwillen schuldig gemacht hat, wird gemeiniglich von ihnen nur gar zu gelinde beurtheilt. In den folgenden Auftritten spielt Amalie ihre Rolle zwar natürlich genug; aber das ist auch alles, was man von ihr rühmen kann. Aufmerksamkeit, Theilnahme oder sonst irgend ein Mitgefühl in der Seele des Lesers zu erregen, will ihr auf keine Weise gelingen.

Aurora, wie es scheint, der Lieblingskarakter unsers Verf., (denn sie ist eine zweite Sophie von Bothmar) würde noch am meisten interessiren, wenn wir uns nur von dem Ekel losmachen könnten,

ten, den uns ihre sittliche Häßlichkeit einflößt. Sie ist zwar nicht so leer an allen ästhetischen Vorzügen, als ihre ältere Schwester Sophie oder ihr Gegenbild Albert, aber sie hat doch bei weitem nicht genug solcher Vorzüge, daß man ihre moralische Schwärze zu übersehen sich geneigt fühlen könnte. Ein Weib, in deren Handelsweise nicht Liebe, nicht Eroberungssucht, nicht Hang zu intriguiren, nicht einmal bloße Schwäche, sondern rohe Wollust prädominirt, wie bei Auroren offenbar der Fall ist, da sie sich in Verbindung mit Moritz dem elenden Albert Preis geben kann, ein solches widernatürliches Geschöpf flößt zu viel Verachtung ein, als daß man an ihren übrigen Eigenschaften viel Gefallen finden könnte. Sehr lächerlich ist es, wenn sie durch ein offenherziges Geständniß ihres unweiblichen Hanges sich zu entschuldigen und in der Gunst des Lesers zu heben denkt. Man lese mit Aufmerksamkeit eine solche Stelle und urtheile. „Buhlerinn? — mit diesem Ausdrucke hat die aufgebrachte Amalie sie bezeichnet — das Wort war „von jeher dein Stichblatt, und doch sind wir „alle nichts mehr. Ein Wort für tausende,

„Ama-

„Amalie! Mit diesen Nerven, diesem Blute, „diesem Herzen wärest du ich, und die Heiligkeit, „mit der du prahlst, ist nur ein leidiger Kraftman= „gel, der spielend in den Himmel hilft, nach dem „ich oft vergebens strebte. Und dieß ich müßtest „du seyn, um gerecht zu richten. Ihr Frommen „schreit nur immer über das Ende vom Liede, über „die Schwärze des Verbrechens, das euch empört, „und kennt die blumigen Irrwege nicht, welche „arglose, heftige, glühende Herzen unmerkbar da= „hin führen." Man erinnere sich, daß diese Au= rora, die noch eben groß damit that, vor dem Jüngling Moritz entflohen zu seyn, als sie der Lei= denschaft zu ihm nicht widerstehen konnte, daß diese Aurora nachher, da er verheirathet war und auf seinem Gute lebte, zu ihm kam, und in der Absicht kam, ihn zu verführen, welches ihr auch nur zu gut gelang, und man wird die blumigen Irr= wege zu schätzen wissen, auf welchen sich dieses arglose Herz verlor. Nein, solche Sünderin= nen dürfen nicht pochen und nicht frech seyn, dieß benimmt ihnen vollends alle Ansprüche auf unsere

Gunst und auf unser Mitleid. Weg mit ihr ins Kloster, dort mag sie büßen!

Blandine interessirt anfangs allerdings, wie jedes unbefangen liebende Mädchen; aber gegen das Ende der Geschichte erscheint sie in einem gewissen zweideutigen Lichte, welches ihr nicht sonderlich gut steht. Doch sie ist nur eine unbedeutende Nebenrolle, und wir kennen sie zu wenig, um über sie zu urtheilen.

Daß die einzelnen Begebenheiten hier wieder Schlag auf Schlag einander verdrängen und verjagen, habe ich schon oben angedeutet. Dieß ist aber nicht der einzige Fehler, den man Herrn Sch. von dieser Seite vorzuwerfen hat. Die Flüchtigkeit, mit welcher er arbeitet, verleitet ihn bisweilen, den Zusammenhang und die Zeitrechnungen zu vergessen; dadurch sieht er sich denn genöthigt, Unwahrscheinlichkeiten vorauszusetzen, welche wohl gar an Unmöglichkeiten grenzen. Als Moritz z. E. auf der Villa Aurorens angekommen ist, wird ihm angedeutet, daß er bis morgen bleiben und alsdenn dem Minister vorgestellet werden solle, welchen die

Grä-

Gräfinn erwartet. Als er des andern Morgens nach seinem Koffer fragt, erfährt er, daß dieser bereits gestern, dem Befehle der Gräfinn gemäß, auf den Küchenwagen nach der Stadt geschafft sey. Die Gräfinn sah also nicht, daß er in ledernen Beinkleidern und Stiefeln war? oder sie kannte den Gebrauch der Welt und ihren Gemahl so wenig, daß sie glauben konnte, es sey ihm einerlei, in welchem Anzuge ihm ein junger Mann vorgestellt werde? Wir kennen Se. Excellenz genug, um zu wissen, daß eine solche Gleichgültigkeit gegen das Ceremoniell eben nicht von demselben zu erwarten steht. Und überhaupt, wer schickt denn wohl den Koffer eines Gastes fort, ohne diesen zu fragen, ob er nicht etwa wenigstens sein Geld oder andere unentbehrliche Dinge herausnehmen will? Doch Herr Schilling sah sich in der Nothwendigkeit, den Koffer fortzuschaffen, damit sein Held Moritz des andern Morgens wegen der Beinkleider in Verlegenheit seyn mußte, welches zu einer Verkleidung und einigen losen Schwänken Anlaß geben sollte. Noch auffallender ist folgende Probe: Etwa im Oktober oder November kömmt Aurora nach

Wal-

Walsen, denn „der Sturm drehte Haufen welker Blätter in Kreisen" und „das Gastzimmer war ungeheizt." An einem der erträglichen Herbsttage führt Moritz die Gräfinn in Garten, um ihr seine Herrlichkeiten zu zeigen. Sie kommen an eine Cabane, und hier ist der Ort, wo Moritz vergißt, daß er Gatte ist und nächstens Vater zu werden Hoffnung hat. Sie kommen in das Haus zurück, und noch an eben dem Tage macht ihn Amalie zum Vater eines Mädchens. Während man sich über den Namen streitet, welchen man der Kleinen geben will, bringt Lolo einen Brief, der ihn nach der Residenz ruft. Er geht dahin und wird mehrere Wochen daselbst aufgehalten. Als er nach Walsen zurückkommt und von seiner Amalie frostig empfangen wird, eilt er in den Garten hinab „durch die Bilder seiner Ehe, durch beschneiete „Gänge und entblätterte Lauben," der Decembersturm treibt ihn aber, kühler als er herkam, nach seinem Zimmer zurück. Er versucht noch einmal, ihre Verzeihung zu erlangen; umsonst, sie stößt ihn zurück. Erbittert geht er nach dem Zimmer Aurorens, welche eben von einer kleinen

Reise

Reise in die Nachbarschaft zurück gekommen ist. Hier wird der Beschluß gefaßt, morgen in die Stadt gemeinschaftlich zurückzukehren, und dieser Entschluß wird ausgeführt. Der Zeitraum von der Begebenheit in der Cabane, etwa von dem Ende des Oktobers bis jetzt, etwa in die Mitte des Decembers, beträgt sechs, höchstens acht Wochen. Wie kann die Gräfinn nun von ihrem Zustande sprechen, den ihr Mädchen gemerkt und verrathen haben soll? Aber noch nicht genug, die Gräfinn wird unterwegs einsylbig, blässer und blässer, und klagt über Kopfschmerzen. Als der Wagen vor ihrem Pallaste angekommen ist, trägt man sie ohnmächtig in ihr Zimmer, und Moritz drückt dem Mädchen seine Börse und der Kindermutter eine Rolle Gold in die Hand. Im Gefolge dieser Opfer spricht die Stadt nur leise von der unzeitigen Niederkunft der schönen Ministerswittwe. Das alles erzählt nun Herr Schilling so unbefangen, als könnte er gewiß darauf rechnen, daß keiner seiner Leser den geringsten Anstoß an diesen sechs bis acht Wochen nehmen würde. Er hätte

bedenken sollen, daß heut zu Tage keine Wunder mehr geschehen dürfen.

Was den Schauplatz betrifft, auf welchem Herr Schilling dießmal seine Begebenheiten aufzuführen für gut gefunden hat, so ist seine Wahl nicht glücklich ausgefallen. Daß ihm die große Welt völlig fremd ist, daß er weder die gute noch böse Seite der Menschen in derselben kennt, daß er ihre Art zu denken, zu empfinden, zu handeln und zu reden auf keine Weise begriffen, und in allem, was er von ihnen erzählt, jedesmal den rechten Ton verfehlt hat, das muß Jedem in die Augen springen, der jene Welt und jene Menschen nur einigermaßen in der Nähe zu beobachten Gelegenheit gefunden hat. Die Männer, die hier vorkommen, der Minister, der Kammerherr Velten, der Hauptmann Albert, sind entweder Bösewichte oder Narren, oder beides zugleich. Die Weiber, Aurora, das Fräulein Guthow, Amalie, die Kammerherrinn Velten sind entweder liederliche Dirnen, die mit Unverschämtheit über einen jungen hübschen

Mann

Mann herfallen, der sich in ihrer Nähe zeigt, oder geistlose kalte Alltagsgeschöpfe. Und alle diese werthen Vorzüge wissen diese Menschen nicht etwa, wie man wohl erwarten könnte, durch eine gefallende Außenseite, durch Anmuth und Dezenz zu verbergen; nein, sie tragen sie überall öffentlich zur Schau, und gestehen es, wie Albert und Aurora, geradezu, daß sie nichts werth sind. „Ich bin ein „schwaches verdorbenes Weib," sagt die letzte, und der erste macht ein Gemälde seines Lebens, worüber man erschrickt und endigt mit den Worten: „Genug davon! du siehst, daß ich den Kunstgriff „verachte, besser scheinen zu wollen, als ich bin." Vor Zeiten war einmal viel Redens von der Verstellungskunst der Höfleute, von ihrer Geschicklichkeit, alle ihre Fehler mit dem Mantel des Anstands zu bedecken u. s. w. Das hat sich jetzt alles geändert. Sie sind, wie wir sehen, so offenherzig, daß ein Kind sie ausholen kann. Gar drollig ist es unter andern auch zu lesen, wenn ein Kammerherr sich von dem Minister als Bote auf sein Gut schicken läßt, um seiner Gemahlinn anzukündigen,

 daß

daß Sr. Excellenz sich nicht wohl befänden, und heute nicht kommen könnten; wenn dieser Kammerherr nicht weiß, wer Heloise und Abailard gewesen sind; wenn er sich einen verkleideten Mann für eine griechische Schönheit gefallen läßt; und wenn er endlich, da Moritz in ein schallendes Gelächter ausbricht, eine Intrigne wittert, und den ihm unbekannten Günstling der Gräfinn um dessen Protektion bittet. Uebrigens scheint diese Karrikatur nicht einmal ein Original, sondern nur die Kopie einer andern Karrikatur zu seyn. Wenigstens fiel mir während des Lesens unwillkührlich der Hofmarschall aus Kabale und Liebe ein, welcher in diesem Augenblicke vor dem gereiften Geschmacke seines Schöpfers schwerlich noch bestehen möchte.

Die geschraubte, künstelnde, nach Neuheit und Witz ängstlich ringende Sprache, die ich dem Verf. vorgeworfen habe, findet sich auch hier wieder, und thut um so üblere Wirkung, da sie fast immer Personen in den Mund gelegt wird, denen in der wirklichen Welt unter allen Fehlern gerade die-

dieser am wenigsten vorgeworfen werden kann. Zur Probe des Styls will ich hier den Anfang des Buchs hersetzen, und mit einigen Bemerkungen begleiten. Der Schluß, welchen der Leser von dieser Probe auf das Ganze machen wird, möchte der Wahrheit wohl ziemlich nahe kommen.

„Wehmüthig drückte der selten geküßte Profes„sor den starken Bart in die Wangen seines schei„denden Jüngers, übergab ihn dem Schutze der „Dioskuren, verglich ihn irgend einem Göttersohne „der Vorwelt, und folgte nun dem Rufe des Fa„mulus, welcher ihn in den Hörsaal abrief." Was soll durch das „selten geküßte" gesagt werden? ich sinne nach, und finde nichts Bedeutendes in diesem Beisatze. Ein alter Mann, der seinen starken Bart in die Wangen eines Jünglings drückt, ist kein schönes Bild des Abschiednehmens. Wer, wenn er kein Gelehrter ist, versteht auf den ersten Blick, was das heißt: Jemanden dem Schutze der Dioskuren übergeben? und wer, wenn er nicht auf einer Universität gelebt hat, weiß, was ein

Famulus für ein Mensch ist? Freilich kann sich Herr Schilling, was die beiden letzten Vorwürfe betrifft, auf das Beispiel der besten deutschen Schriftsteller berufen. Es ist leider eine Unart der Deutschen, selbst in solchen Schriften ihre Gelehrsamkeit auszukramen, welche doch nicht bloß für die Zunftgenossen, sondern auch für die ungelehrte Lesewelt, und also auch für die Weiber geschrieben sind. Die guten Schriftsteller des Auslands sind von dieser Schwachheit frei. Auch ein Sprachfehler verunstaltet die erste Periode, wenn ich nicht irre. Mir scheint es wenigstens nicht gebräuchlich, zu sagen: er verglich ihn einem Göttersohne der Vorwelt; sondern: er verglich ihn mit rc.

„Moritz blieb mit seiner schönen Tochter allein. „Zitternd bot ihm Blandine spanischen Sekt, den „er versagte.“ Versagte steht hier wohl nicht richtig. Er versagte ihr keinen Sekt, denn sie verlangte keinen von ihm; er versagte es, oder vielmehr, er schlug es ab, welchen zu trinken. Kürze ist eine Eigenschaft des guten Styles vom

zwei-

zweiten Range, und darf niemals der Richtigkeit und Deutlichkeit Eintrag thun.

„Der Erinnerung! lispelte sie, nippte erröthend, und drückte das Glas tiefbewegt an seine „Lippen. Moritz sah' bald in den Sekt, bald auf „die Perlen, welche in den wenigen Blatternarben „ihrer rosigten Wangen hafteten, nahm die weinende Blandine in den Arm, und nannte sie seine „Braut." Diese Zeilen sind ohne Tadel, und das letzte ist wirklich schön gesagt. Statt: nippte, möchte man sagen: nippte in das Glas, und statt: rosigte, lieber rosige Wangen.

„Sie sprach von Blumen der Vergangenheit, „er von Blüthen der Zukunft; sie von Furcht und „bangen Ahndungen, er von Hoffnungen und ewiger Treue; (schön!) sie von dem großen Bernhard seines Stammbaums, er von dem Mayland „ihrer Zukunft; (wer versteht das?) sie schob ihm „ein emaillirtes Vergißmeinnicht, die Frucht ihrer „Ersparnisse an den Finger, er eine goldne Nadel „mit dem prangenden M in ihr Busentuch, und

 „der

„der Postillion blies, des Wartens müde, wie „ein Gletscherwind in sein Schreckhorn." Das Schreckhorn ist bekanntlich ein Berg in der Schweiz, an den man durch den Gletscherwind veranlaßt zuerst denken muß. Wie kann aber, fragt der Verstand, ein Postillon in einen Berg blasen? Schreckhorn, antwortet Herr Schilling, soll hier das schreckende Horn des Postillons bedeuten. So; nun versteh ich zwar, finde aber die Spielerei sehr unwitzig.

Lebe wohl!" rief sie mit den Worten der vergötterten Molly:

„Lebe wohl, du Mann der Lust und Schmerzen,
„Mann der Liebe, meines Lebens Stab!"

Das vergötterte hat einen Nebenbegriff, der ins Spöttelnde fällt, und dadurch geht die ganze Wirkung der schönen Stelle, so weit sie Herrn Schilling angeht, verloren. Er hat seinen Vortheil sehr schlecht verstanden. Von allen süßen Erinnerungen, die der Name Molly erweckt, würde

de ein großer Theil auf seine Rechnung gekommen seyn; wenigstens hätten wir ihm doch dafür danken müssen, daß er eine Menge reizender Bilder in unserm Gedächtnisse aufgerufen hätte. Aber es kann ihm nicht verziehen werden, daß er einen Blumenstrauß darreicht, mit einer so vornehmen spottenden Miene, als wollte er sagen: ich verlange keinen Theil an eurer Freude zu haben. Er mag nur nicht böse darüber werden, wenn wir ihm sagen: die Blumen aus einem fremden Garten sind schön; aber deine Miene, Freund — ist ein Beweis, daß du sie nicht zu schätzen verstehst.

Wer mir etwa Schuld geben wollte, ich thäte Herrn Schilling zu viel, und setzte eine Stimmung bei ihm voraus, welche noch nicht erwiesen sey, der lese noch einmal Bürgers Worte durch und höre weiter:

„Lebe wohl! seufzte der Stab." Ich frage: kann man das lesen, ohne in eine Gemüthsstimmung versetzt zu werden, welche das gerade Gegentheil von derjenigen ist, welche der Dichter so eben

in uns hervorgebracht hatte? Nein, es ist nur leider zu gewiß, daß es der Lieblingsfehler unsers Verfassers ist, keinen Ton zu halten. Aus dem Rührenden fällt er ins Komische, und wenn er eben etwas Schönes gesagt hat, so bestraft er uns auf der Stelle dafür durch eine ausgesuchte Plattheit.

„Lebe wohl! seufzte der Stab, bedeckt von „ihren Thränen und Küssen, gelobte noch zwischen „Thür und Angel ewige Liebe, und die blaßblaue „Busenschleife blieb, als er sich nun endlich von „ihr losriß, an einem Hafte seines Fracks hängen." Den Stab abgerechnet ist hier eben nichts zu tadeln, aber freilich auch nichts sonderlich zu loben. Man läßt sich die ewige Liebe zwischen Thür und Angel, so wie das Hängenbleiben der blaßblauen Busenschleife zur Noth gefallen, ohnerachtet man nicht recht sieht, wozu das letzte besonders dienen soll. Haft des Fracks muß wohl ein Provinzialismus seyn; mir ist das Wort nicht bekannt.

„Erst

„Erst jenseit des Weichbilds der hohen Schule „nahm Zonendorf das ihm zugewachsne Ordensband „wahr, drückte das Ehrenzeichen, in dessen Nähe „ein reines Mädchenherz geschlagen hatte, einge„denk der Schätze, die es hütete, an den Mund, „und zog es dann, wie reisende Granden das „Band des Vließes, durchs Knopfloch.“ Das blaue Band konnte wohl im Scherz ein Ordensband, aber nicht gut ein Ehrenzeichen genannt werden. Die Worte: eingedenk der Schätze, die es hütete — machen da, wo sie stehen, eine kleine Zweideutigkeit, man muß erst weiter lesen, um zu sehen, ob sie auf ihn oder auf das Mädchenherz zu beziehen sind. Tragen denn bloß reisende Granden ein Ordensband im Knopfloche?

„Tendimus in patriam! sang der Schwager, „ein verdorbener Theolog, und Moritz warf von „der Höhe manchen Blick auf den eben verlassenen „Bethesda hinab, an welchem die Eigensucht und „die Hoffahrt, der Dünkel und die Kleinlichkeit „großer Geister, die bleierne Rustizität hochfliegen„der

„der Aesthetiker und der Dunstkreis gepriesener Mo„ralisten, seinen jugendlichen Glauben an das „Gute bei dem Großen zum Senfkorn herab„gebracht hatte." Ich erinnere mich nicht, gelesen zu haben, daß irgend ein Kunstrichter, außer Campe, den Unfug der Schriftsteller gerügt hätte, lateinische Floskeln in solche Schriften einzustreuen, welche nicht nur von ungelehrten Männern, sondern auch von Weibern gelesen zu werden verlangen. Es ist das wieder eine ächte Nationalpedanterie, die voraussetzt, daß alle Menschen, welche lesen, Latein verstehen, oder doch irgend einen der glücklichen Erdensöhne in der Nähe haben, den sie demüthig fragen können: was heißt tendimus in patriam auf deutsch? In der Folge kommt Herr Schilling gar mit ein paar griechischen Worten zum Vorschein. Die Bemerkung, daß der Schwager (wie die Studenten den Postillon nennen) ein verdorbener Theolog war, gehört nicht hierher und zerstreuet die Aufmerksamkeit. Die Vergleichung einer Akademie mit einem Gesundbrunnen oder Bade, denn das war doch Bethesda, ist zwar neu, aber

aber gewiß nicht treffend. Das Folgende dieser Periode versteht sicher niemand auf den ersten Blick, und man wird sich besonders Zeit nehmen müssen, um aus der bleiernen Rustizität hochfliegender Aesthetiker einen passenden Sinn herauszuklauben. Offenbar fehlerhaft ist die Verbindung des bleiern mit hochfliegend. Noch mehr aber, daß ein Dunstkreis mitten unter solchen Eigenschaften steht, als Dünkel, Kleinlichkeit und Rustizität. Von solchen Eigenschaften gelehrter Männer kann man unbedenklich sagen, daß sie den Glauben eines jungen Mannes zum Senfkorn herabgebracht haben; aber nicht eben so unbedenklich kann man dasselbe von einem Dunstkreise sagen, von welchem ein gepriesener Moralist vielleicht ohne seine Schuld umgeben ist.

„Fernher glänzte noch im Anflug der Morgen„röthe des Professors einsame Wohnung, und aus „jedem brennenden Fenster winkte ihm eine Remi„niszenz;" (Erinnerung, oder etwa süße Erinnerung, wäre wohl eben so gut gewesen,) „durch das

„nie=

„niedrige dort, das der Weinstock umrankt, warf „er die erste Handgrenade, den ersten Kuß nach „Blandinen;“ Handgrenade ist ein sehr unpassendes und der gegenwärtigen feierlichen Stimmung gar nicht angemessenes Bild. „Durch diese grünen „Jalousien des nachbarlichen schob er ihr sein Geständniß in die Hand; aus dem Gipfel des Nußbaums, welcher die Mädchenkammer umrauschte, „beschoß er einst mit Rosen die Schlummernde;“ das geht ganz gut, wenn der Verf. doch in diesem Tone bliebe! „und dieser dampfende Schornstein „führte ihn in die reinliche Küche hinab, wo er „ihr an Sonnabenden Klößchen zur Potage kugeln „half;“ der liebliche Sommerwind, der eben wehte, fängt an sich zu verlieren, und allmählig erhebt sich der rauhe Nord; „wo sie so lieblich schalt, „wenn er von dem Kaliber abging; ihm bald Brühen und Suppen, bald den Rosenhonig ihrer Lippen zu kosten gab, und mit den gefüllten Krebsnasen in der kleinen Hand, das hohe Lied von der „Einzigen deklamirte.“ Da haben wirs. Das rechte Kaliber der Klöße; die Brühen und Suppen

pen und Blandinens Küsse; die gefüllten Krebsnasen und das hohe Lied von der Einzigen — weg ist aller Zauber. Wer so etwas schön finden kann, mit dem habe ich in Sachen des Geschmacks kein Wort weiter zu reden.

Aber genug für dießmal. Herr Schilling und seine Leser müssen, denke ich, überzeugt seyn, daß ich ehrlich mit ihm zu Werke gehe. Ich habe freilich in dieser letzten Schrift sehr vieles zu tadeln gefunden; aber ich habe den Verf. meines Wissens nirgends Unrecht gethan. Uebrigens würde ich mich gewiß nicht so lange bei der Beurtheilung dieser Schriften aufgehalten haben, wenn ich nicht wahre Achtung gegen Herrn Schillings Geist und Talente hätte. Er kann, ich bin fest davon überzeugt, etwas Vorzügliches liefern, wenn er die Meisterstücke der Engländer und Franzosen so wie das Wenige, was unsere Nation in diesem Fache aufzuzeigen hat, studiren und sich mehr Zeit nehmen will, seine Arbeiten auszufeilen und zu verbessern. Ihm, in Verbindung mit manchem aufblü-

blühenden Kopfe unsers Vaterlandes, ist, wie ich hoffe und wünsche, die Ehre beschieden, jene Legion von geist- und sittenlosen Ungeheuern zu bekämpfen, welche zur Schande des eben geschlossenen Jahrzehends in der deutschen Lesewelt gewüthet haben. Schon zeigen sich einige Symptome, welche diese Hoffnung rechtfertigen; möge sie doch bald in Gewißheit übergehen!

VI.

Henriette,

oder

das Weib, wie es seyn kann.

Aus der Familie Hohenstam gezogen

von

Ch. Sophie Ludewig, geb. Fritsche.

Die Erzählung einer erdichteten Geschichte hat entweder die Absicht zu gefallen, oder sie geht darauf aus, zu nutzen; ein drittes gibt es nicht.

Ist das Erste der Fall, so gehört der Schriftsteller unter die Dichter, und seine Schrift ist ein Produkt der schönen Kunst, ein Gedicht. Sein Zweck ist alsdenn kein andrer, als durch die Darstellung der schönen Wirklichkeit ein freies ergötzendes Spiel der Einbildungskraft im Gemüthe des Lesers hervorzubringen. Er will gefallen, und so gewiß er ein schöner Künstler ist, hat er seinen ganzen Zweck erreicht, wenn er nur zu gefallen gewußt hat. Es kann seyn, daß er durch sein Produkt zugleich Nutzen stiftet, daß er zum Beispiel auch dadurch belehrt und bessert; ja, wenn er ein guter und sittlicher Mensch ist, so wird er von seinen Talenten immer einen solchen Gebrauch machen,

welcher mit den höchsten Zwecken der Menschheit in näherer oder entfernterer Beziehung steht, und seine sittliche Gemüthsstimmung wird überall durch seine Produkte hervorschimmern. Aber diesen Zweck kann er nur als Mensch, und nicht als Künstler haben. Als solcher hat er es mit nichts anderem zu thun, als mit schönen Darstellungen, und kann verlangen, daß nur darauf allein von jedem, der ihn beurtheilen will, Rücksicht genommen werde.

Ganz andere Forderungen ist man berechtiget an den Verfasser einer erdichteten Geschichte zu machen, wenn sein nächster Zweck nicht ist, zu gefallen, sondern zu nutzen. Er mag nun belehren und unterrichten, oder warnen und rathen wollen, so gehört er zunächst nicht vor den Richterstuhl der schönen Kunst, sondern vor den Gerichtshof derjenigen Wissenschaft, in deren Dienst er sich begeben hat. Ist es zum Beispiel sein Zweck gewesen, über gewisse Pflichten in diesem oder jenem Verhältnisse richtige Begriffe zu verbreiten, so wird vor allen Dingen die Frage seyn: ob die aufgestellten Begriffe wirklich die richtigen sind oder nicht? und

und alsdenn erst, wenn diese Frage beantwortet ist, wird man weiter untersuchen können, wie die Darstellung derselben ausgefallen sey? ob sie hinlänglich deutlich vorgetragen sind, und ob ihre mannigfaltige Anwendung im Leben vollkommen anschaulich gemacht worden ist? Es ist von selbst klar, daß Schriften dieser Art nicht unter die reinen Produkte der schönen Kunst gehören, da sie einem fremden Zwecke huldigen; daß sie vielmehr, troß ihrer geborgten Kleidung, unter die Lehrschriften gehören, indem sie zunächst nicht auf die Befriedigung des ästhetischen Gefühls, sondern auf die Billigung des Verstandes Ansprüche machen.

Henriette gibt schon durch den Beisatz auf dem Titel, „das Weib, wie es seyn kann," zu verstehen, unter welche von den beiden angegebenen Klassen sie gezählt zu werden verlangt. Die Verfasserinn nahm sich vor, wenn ich sie anders recht gefaßt habe, an Henrietten ein Beispiel der Lehre aufzustellen; daß ein Weib, durch treue Erfüllung ihrer oft schweren Pflichten, sich und andere sehr glücklich machen kann. Sie will, scheint es mir, den vernünftigen Glauben befördern, daß

 die

die Tugend sehr oft schon hier auf der Welt ihren Lohn findet; sie will die jüngern Personen ihres Geschlechts zu der Ueberzeugung bringen, daß sie Kraft genug in sich selbst haben, ihre guten Entschlüsse unter den mannichfaltigen Hindernissen dieses Lebens auszuführen, sobald ihnen nur der feste Wille dazu nicht mangelt; sie will ihnen endlich auch zeigen, wie sie in den eigenthümlichen Verhältnissen ihres Geschlechts, besonders in der Ehe, mit einem Manne, dessen Denkungs- und Handlungsart gar oft nicht zu billigen ist, ihre Tugend aufrecht erhalten, und sich überall mit Würde und Klugheit benehmen können. Diese und andere damit verwandte schätzbare Wahrheiten in einer Geschichte anschaulich zu machen, war der Zweck der Verfasserinn, und mein Geschäft wird also seyn, zu untersuchen, in wie ferne sie diesen Zweck erreicht hat.

Daß dieses Buch, wenn man von jenem Zwecke absieht, gar keinen Werth hat, und uninteressant gefunden werden muß, kann der Verfasserinn noch nicht zum Vorwurfe gereichen, denn sie hat auf die Ehre der Kunst, durch bloße Darstellung

zu

zugefallen, Verzicht gethan. Die Frage ist nun hier, ob das Buch so geschrieben ist, daß es die Erkenntniß jener Wahrheiten in den Gemüthern der Leser leicht bewirken kann. Können wir diese Frage bejahen, so ist die Verf. gerechtfertiget. Wonicht, so — muß unser Urtheil verwerfend ausfallen.

Um gewiß zu seyn, daß wir ihr nicht Unrecht thun, wollen wir uns erst deutlich machen, was wir denn eigentlich von einer Schrift dieser Art zu erwarten berechtigt sind.

Zugegeben, daß gegen die Wahrheit jener angeführten Sätze im Allgemeinen nichts einzuwenden ist, so versteht es sich ferner von selbst, daß sie auch überall in der Darstellung nach ihrem wahren Sinne anschaulich gemacht werden müssen; daß sie sich in den Reden und Handlungen der Hauptperson unvermischt wieder finden lassen, und daß sie dem Verstande des Lesers so oft nahe gebracht werden, als es ohne lästige Wiederholungen geschehen kann. Ob der Plan der Geschichte einfach oder künstlich angelegt werden soll, darüber gibt es keine unbedingten Vorschriften. Die größte Einfachheit des-

 selben

selben ist kein Fehler, wenn das Genie der Verfasserinn dafür zu sorgen weiß, daß die Aufmerksamkeit des Lesers überall gehörige Nahrung findet. Der Karakter der Hauptperson wird überall hervorgeschoben werden müssen, und auf die Rollen der Nebenpersonen darf nirgends ein so helles Licht fallen, daß jene dadurch in Schatten zu kommen scheint. Die Begebenheiten müssen sich natürlich entwickeln, müssen anziehend genug seyn, um das Herz und den Verstand der Leser zu beschäftigen, ohne jedoch ein höheres Interesse einzuflößen, als der Hauptzweck verstattet, und vor allen Dingen muß das kleinste wie das größte, in näherer oder entfernter, nur immer in nothwendiger Beziehung auf die Hauptsache stehen. Niemals darf dem Leser einfallen zu fragen, wie kommt diese Person, diese Begebenheit, dieser Umstand hierher? Ob die Unterhaltung der Leser durch einen leichten, anmuthigen und fließenden Vortrag, oder durch Ernst und Würde, oder gar durch Ironie und Satyre bewirkt werden solle, darüber läßt sich im Allgemeinen nichts bestimmen. Die Hauptbedingungen jeder guten Schreibart, Verständlichkeit, Deut-

lich-

lichkeit, Bestimmtheit, dürfen, wie sich von selbst versteht, auch hier nicht fehlen, und alles, was zum Schmucke des schönen Styls gehört, als Ründe und Wohlklang im Periodenbau, treffende Gleichnisse, lebhafte Bilder u. s. w. ist in Schriften dieser Art, welche abstrakte Wahrheiten versinnlichen wollen, besonders nothwendig, ja unentbehrlich.

Nach diesen Grundsätzen, welche gewiß nichts Unbilliges verlangen, will ich die vor mir liegende Schrift prüfen, und aufrichtig den Eindruck wieder geben, den sie auf mich gemacht hat. Ich will der Verfasserinn Schritt vor Schritt in ihrer Geschichte folgen, meine Bemerkungen einstreuen, wo ich sie schicklich finde, und am Ende vielleicht noch einige Herzenserleichterungen über das Ganze hinzufügen.

Henriette ist die einzige Tochter eines verständigen, rechtschaffenen, aber dabei nicht sehr bemittelten Landedelmanns, der in Verbindung mit einer ihm ähnlichen Frau sehr eifrig und glücklich daran arbeitet, seine Kinder (Henriette und zwei Söhne) zu nützlichen und guten Menschen zu bilden. Kaum hat er sie so weit gebracht, daß es

 nöthig

nöthig wird, sie aus dem Hause zu schicken; kaum sind die beiden Söhne auf das königliche Kadettenhaus und Henriette zu einer Freundinn der Aeltern gebracht, wo sie Gelegenheit findet, ihre Bildung für die Welt zu vollenden, als den guten Greis ein Unglück betrifft, durch welches er in das tiefste Elend gestürzt wird. Eine Feuersbrunst legt die Gebäude seines kleinen Gutes in die Asche; der Schrecken wirft die Gefährtinn seines Lebens auf das Krankenbette, und bald nachher ins Grab; ein hartherziger Gläubiger benutzt seine Unglücksfälle, und vertreibt ihn aus dem Besitze seines väterlichen Erbes in eine dürftige Hütte des Dorfes, wo Mangel und Noth ihn erwarten. Henriette hat nicht sobald Nachricht von dem ersten Unglücke erhalten, welches ihre Aeltern betraf, als sie schon eilt, den Schmerz derselben zu theilen, und ihnen durch ihre Gegenwart so viel Erleichterung zu verschaffen, als der gute Wille in ihrem Alter und bei ihren Kräften möglich machen kann. Sie kam gerade noch zu rechter Zeit, um den Segen einer sterbenden Mutter zu empfangen, und die letzten Augenblicke derselben durch das feierliche Versprechen

zu

zu erleichtern, daß sie immer eingedenk des schönen Beispiels, welches ihr die Treffliche gegeben hatte, nie den Weg der Tugend und Unschuld verlassen wolle.

Henriette ist nun, wie sich von einer so guten Tochter erwarten ließ, entschlossen, ihren Vater in seinen dürftigen Umständen nicht wieder zu verlassen, sondern ihm sein Alter durch Handarbeit und liebreiche Pflege zu erleichtern. Es wird ihr gar nicht schwer, allen den Annehmlichkeiten zu entsagen, welche sie seit einiger Zeit bei ihrer Wohlthäterinn genossen hatte, und alle die Opfer zu bringen, welche nunmehr in der beschränkten Lage ihres Vaters unvermeidlich wurden. Die Liebe dieses ehrwürdigen Greises und das Bewußtseyn, daß sie hier auf dem Wege ihrer Berufspflicht wandle, geben ihr Muth, und erheben sie über Mißmuth und Unzufriedenheit. Aber das neidische Geschick stört sie bald wieder in ihrer friedlichen Thätigkeit. Ein Freund ihres Vaters, Herr von Mitau, verlangt sie zur Freundinn und Gesellschafterinn seiner einzigen Tochter Auguste. Dieses Mädchen ist bei vielen schönen Naturgaben, bei

bei Schönheit, Verstand und Reichthum, ein leichtsinniges, eitles, gefallsüchtiges, dem Vergnügen äußerst ergebenes, und im hohen Grade verwildertes Geschöpf. Herr von Mitau macht sich nun Hoffnung, daß der tägliche Umgang seiner Tochter mit der sanften, bescheidenen, liebenswürdigen Henriette einen wohlthätigen Einfluß auf seine Auguste hervorbringen, und sie zur Nachfolge in allem Guten entflammen werde. So schmeichelhaft auch dieser Vorschlag für Henriettens Vorzüge war, so war sie doch gar nicht geneigt, ihn anzunehmen. Allein der Vater hält dafür, daß die Zufriedenheit mit ihrer beschränkten Lage so wenig, als ihre vorgeschützte Schuldigkeit, ihm in seinem Alter beizustehen, sie abhalten dürfe, dem Rufe zu folgen, durch welchen ihr die Erfüllung einer höhern und wichtigern Pflicht, nemlich die Besserung eines verirrten Menschen aufgetragen würde. Dieser Bewegungsgrund bestimmt Henrietten, den Vorschlag anzunehmen. Sie verläßt mit Thränen ihren alten Vater, und reiset auf Mitau's Gut mit dem festen Vorsatze, alles aufzubieten, was in ihren Kräften steht, um das

Vertrauen zu verdienen, welches man auf ihre Geschicklichkeit und auf ihre Tugend gesetzt hat.

Bemerkungen.

Dieses ist der Inhalt der ersten zwei und vierzig sehr enge gedruckten Seiten des Buchs. Ob nun gleich die Geschichte bis hieher nicht ganz ohne Interesse ist, so fürchte ich doch gar sehr, daß die Aufmerksamkeit aller Leser von Geschmack bereits ermüdet seyn wird, wenn sie bis hieher ausgehalten haben. Der leere und kraftlose Vortrag, die matte Einförmigkeit des Erzählungstons, und vor allem die krause Weitschweifigkeit des Styls, machen es bei dem besten Willen unmöglich, mit Liebe und Vertrauen weiter zu lesen. Ich bin nicht um Beweise dieser Beschuldigungen verlegen, denn ich darf nur dreist die erste die beste Seite abschreiben, und man wird aus dem, was man vor Augen hat, leicht auf alles Uebrige schließen können. Ich will aber, um selbst den Schein der Ungerechtigkeit zu vermeiden, „aus diesem ersten Abschnitte so hin-

reichende Belege meiner Anklage ausziehen und darlegen, daß ich hoffen darf, aller weitern Beweise auf immer überhoben zu seyn, und ein für allemal meine Pflicht über diesen Punkt erfüllt zu haben. Ich werde meine Vorwürfe noch oft wiederholen müssen; wollte ich jeden derselben jedesmal durch lange Auszüge aus dem Buche rechtfertigen, so würde diese Beurtheilung selber ein Buch werden.

Auf der vierzehnten Seite wird der Tod Emiliens, der Mutter unserer Henriette, beschrieben, und die Erzählung geht alsdenn von Wort zu Wort, wie folget, weiter: „Henriette gerieth in den tiefsten Schmerz, und wußte keinen Trost zu finden, „da selbst ihr Vater diesen harten Schlag nur gar „zu sehr empfand. Doch auch in dieß Geschick „ergab er sich, der Weise; er sah die einzige „Stütze seines Alters hingesunken vor sich liegen, „und rief mit großer Seele: Schlummre sanft, du „liebes theures Weib! du bist den Mühseligkeiten „dieser Welt entnommen! und Gottes Engel wird „dich zum großen Lohne führen. Du hast deinen „Kindern ein trefliches Beispiel hinterlassen; sie

wer-

„werden dir nachzuahmen sich bestreben, und auf „dem Wege zur Seligkeit dir folgen.

„Er faßte die Hand der ihm theuren Leiche, „gab ihren Lippen den feurigsten, aber ach, den „letzten Kuß und rief: Geliebte! ach, Geliebte! „ruhe wohl, bald sehen wir uns wieder!

„Als der Gute sah, wie trostlos Henriette „war, faßte er ihre Hand und sagte: Kind, weine „nicht! der Tod hat es mit deiner Mutter gut ge- „meint; sie verschläft das Elend, nicht das Glück! „Dieß Land war für sie zu rauh; ein gütiger Engel „führte sie hinweg, und hat sie in eine milde Ge- „gend, in einen Aufenthalt der Seligkeit gebracht! „Und da der Vater der Menschen sie, deine Mut- „ter, von dir nahm, hat er beschlossen, selbst für „dich zu sorgen; denn wenn er uns das, was uns „das schönste Glück zu seyn dünkt, entreißt, so hat „seine Weisheit schon etwas für uns bereitet, durch „welches sie den Schmerz uns so zu vergüten weiß, „daß wir die Stunde, welche wir für die traurigste „hielten, noch als die glücklichste unsers Lebens „segnen müssen."

Wie

Wie saft- und kraftlos ist hier der Vortrag! wie schief sind die Gedanken ausgedrückt! wie schleppend und weitschweifig ist der Styl!

„Es dünkte Henrietten, als ob ein Engel die„sen Trost ihr in die Seele spräche; denn die hohe „Lehre ihres Vaters ließ sie so viel Wahrheit um„fassen, daß sie sich für überzeugt hielt, daß alles, „was er ihr versicherte, kein leerer Traum sey oder „kalte Worte wären.“ (Die zweite Hälfte dieser Periode ist ein wahres Muster von schiefer Stellung der Gedanken, von gedehnter Verworrenheit, von Uebelklang und Sprachfehlern.) „Allein, ob „sie gleich die Wichtigkeit der Gründe fühlte, so „war doch ihr Herz zu schwer verwundet, es blu„tete zu stark, als daß dieser Balsam es hätte hei„len können; sie schmiegte sich wie ein junges „Epheu, das ohne Stütze sich nicht aufrecht halten „kann, an des Vaters Busen an.“ (Zu dem „schwer verwundet seyn“ und zu dem „starken Bluten des Herzens“ schickt sich das folgende Bild von „Anschmiegen an des Vaters Busen“ auf keine Weise. Auch pflegt man die Vergleichung mit Epheu nur von den Verhältnissen zwischen Weib

und Mann, aber nicht zwischen Tochter und Vater zu brauchen. Den Uebelklang des „kann, an — an“ will ich bei so vielen Fehlern nicht einmal in Rechnung bringen.)

„Unter diesen Verhältnissen rückte die Begräbnißnacht von Emilien heran. Und diese Feier! „ach mit blutigen Spuren gingen diese Scenen „durch die Sinne zu dem Herzen, (was heißt das?) „denn bis zu dieser furchtbaren Stunde war Henrietten noch immer nicht, als ob die Selige gewiß von ihr geschieden sey;“ (welcher Zusammenhang ist hier mit dem Vorhergehenden? welchen sonderbaren Sinn hat hier wohl das Bindewort: denn?) „als aber die Männer kamen, und ihr „den Anblick der Mutter entzogen, den Sarg mit „schwarzen Tüchern behingen, und ihn mit der theuren Leiche forttrugen, o, da glaubte sie, daß der „Schmerz sie auch tödten würde.

„Henriette durfte nicht, weil es die Sitte nicht „erlaubte, ihr beim Nachtbegräbnisse folgen, der „Mutter Leiche nicht auf diesem letzten Wege begleiten. Da aber die Hütte, die sie bewohnten,

„an des Kirchhofs Mauer lag, so schlich sie sich „die Treppe hinauf, schob unter dem Strohdache „ein kleines Lädchen auf, und sah aus diesem in „das Grab hinab.“

„Es war eine feierlich grausende Scene; der „halbe Mond erhellte die Nacht, und Millionen „Sterne warfen zu diesem düstern Schimmer ihr „bleiches Licht herab. Leichensteine und einzelne „Gebüsche hatten lange Schatten über die Gräber „ausgestreckt. Von der Linde, welche auf dem „Kirchhofe stand, stieg ein alter Rabe, welcher „Jahrelang auf ihr gehauset hatte, schüchtern auf, „schlug mit seinen Fittigen unter den Zweigen so „herum, und krächzte rauh und dumpf, als ob er „entrüstet sey, daß man in seiner Ruh ihn gestört „habe.“

„Bald vernahm sie ein dumpfes Geräusch; es „waren die Fußtritte der Neugierigen. Ihr leises „Geflüster kündigte ihr den Leichenzug an, und so= „gleich sah sie den Sarg auf den Schultern der „Träger daher schweben; und als man ihn nieder= „ließ, um ihn in die Gruft zu senken, o da „schwanden ihre Sinne fast dahin!

„Hen=

„Henriette konnte gerade in die Gruft hernie„der schauen, und sah daher genau, wie man ihrer „Mutter Leiche in das Grab einsenkte. Von des „Sarges Deckel ertönte ein dumpfes Gerassel von „der darauf geworfenen Erde, auf welche sie dann „einen Todtenschädel und Todtengebeine in das „Grab nachwarfen. Das Weiße von diesen Ge„beinen drang aus dem Grabe durch die mondhelle „Nacht schauerlich bis zu Henriettens Auge, und „sie dünkte, als ob ein Todtengerippe über den „Sarg ihrer Mutter ausgestreckt da läge. Bald „aber wurde auch dieser grausende Anblick bedeckt; „die Männer warfen Erde mit vollen Schaufeln „auf den Sarg hinab, und bald wurde sie von „ihrer Mutter nichts mehr, als ihren Todtenhügel „noch gewahr."

Ich habe diese Beschreibung nicht unterbrechen wollen, um den Eindruck, welchen sie beabsichtigt, nicht zu stören. Jetzt aber möchte ich wohl fragen, wozu wird hier der Leser auf den Kirchhof an Emiliens Gruft hingeführt? warum wird ihm alles so umständlich und weitläuftig beschrieben? was soll eigentlich damit bewirkt werden? Rührung? Aber

wie gehört es zum Zwecke des ganzen Buches, daß der Leser bei Emiliens Begräbniß gerührt werden muß? oder sollen wir uns vielleicht an Henriettens Stelle unter das Dach in der kleinen Hütte versetzen und uns vorstellen, was sie bei dem Anblicke gelitten hat? Wie unnöthig und überflüssig ist dann die ganze Beschreibung! Es bedarf gar so vieler Umstände nicht, uns begreiflich zu machen, daß ein gutes Mädchen bei dem Tode einer geliebten Mutter viel leidet. Es scheint uns sogar, sie habe nicht nöthig gehabt, um die Größe ihres Verlustes zu empfinden, unter das Dach zu steigen, und von da aus die Versenkung des geliebten Leichnams mit anzusehn.

Wie wenig der Verf. das Rührende gelingt, davon zeugt unter andern auch ein Brief, den Henriettens Bruder Otto an seine Schwester über ihren gemeinschaftlichen Verlust schreibt. „Das Unglück „— schrieb er — in welches uns die Flamme setz„te, ist nur eine Kleinigkeit gegen das, in welches uns „der Tod der Mutter brachte; jedoch suche ich mich, „so gut ich kann, zu trösten. Henriette, laß uns in „unserm Kummer an einander schließen; denn, wenn

„zwei

„zwei Herzen, die so blutig sind, sich an einander legen, „dann deckt das eine des andern Wunde, und sie beginnen beide zu genesen! Ach du Gute, Theure, laß uns „mit einander weinen, und so soll das Unglück unsre „fest umschlungenen Arme nicht aus einander reißen.“

Jetzt eine Probe von der Verfasserinn Art, Menschen zu schildern. Herr von Mitau schreibt an Henriettens Vater über den Karakter seiner Tochter Auguste: „Das Mädchen ist schön, liebenswürdig, voll Geist und Seele, hat ein Herz „voll der wärmsten, zärtlichsten Gefühle, und ist „überdieß noch Erbin von meinem und ihrer „Mutter beträchtlichem Vermögen. Aber, Freund, „was ist Schönheit, wenn nicht weibliche Sittsamkeit sie adelt? Was sind Vorzüge des Geistes, wenn man sie zu verächtlichen Werkzeugen „einer bittern Satyre und eines schnöden Witzes „gebraucht? Die Rose gefällt nur in ihrer Blüthe, „und man vergißt zuweilen über ihrer Schönheit den Stachel; aber wie lange? dann geht man „mit weggewandtem Blicke als bei einem verachteten „Dornengebüsche vorüber.“ (Arme Rose! wie übel wird dir hier mitgespielt! es ist ja wohl nicht

nöthig, auf diese unglückliche Vergleichung aufmerksam zu machen?) „Was sind die zärtlichsten „Gefühle des Herzens, wenn sie nicht von Weisheit geleitet werden? Sie sind ein glänzendes „Nichts, welches wie bunte Seifenblasen das Auge „des unverständigen Knaben entzückt. Und was „können alle Güter der Welt nützen, wenn sie weiter keinen Werth haben, als daß sie Werkzeuge „unserer Thorheit werden, und uns zu einer gewissenlosen Verschwendung hinreißen!“

„Um Ihnen, liebster Freund, einen noch „deutlichern Begriff von dem Karakter meiner Tochter zu geben, so muß ich Ihnen melden, daß ihr „Temperament sanguinisch ist. Ihre Handlungen richten sich selten nach Grundsätzen; fast „immer nach Gefühlen, welche die Gegenstände „auf sie machen.“ (Welchen Begriff muß die Verf. von Gefühlen haben? Oben sollten die Gefühle geleitet werden, und hier werden Gefühle gar durch Gegenstände gemacht.) „Sie neigt „sich mit der größesten Theilnahme zu dem Unglücklichen hin; aber sie vergißt ihm zu helfen, sobald

„er

„er nur aus ihrem Auge ist, oder sobald sich nur „ihr Blick an sein Elend gewöhnt hat.“

„Stille, freundschaftliche Freuden haben „für sie wenig, und häusliche Vergnügen gar kei„nen Reiz. Nur der weite Kreis von lachen„der Lustigkeit wird von ihr gesucht, und sie „weiß ihn durch eine liebenswürdige Munterkeit „sehr oft angenehm zu erweitern.“ (Wie fängt sie das an?) „Ihre sittlichen Gefühle sind „schön; allein da sie“ (mit ihren schönen sittlichen Gefühlen) „die Tugend nur um ihrer äußern Reize „willen liebt, sich aber nie ihrem ernsten Gesetze „unterwirft, so begeht sie sehr oft aus Gefälligkeit „gegen Andere Thaten, die sie gewiß nicht aus „Neigung verübt haben würde.“

Ich bin müde, aus diesem elf Seiten langen Briefe mehr Auszüge zu machen. Er ist keiner der langweiligsten in diesem Buche; an Leerheit und flacher Weitschweifigkeit wird er von den meisten seiner Brüder noch übertroffen.

Zum Beschlusse dieses Abschnittes gebe ich noch den Anfang eines Gespräches zwischen Henriette und

 ihrem

ihrem Vater über den Vorschlag des Herrn von Mitau, theils als Probe des Gesprächstyls der Verf., theils auch, weil er diejenigen Grundsätze enthält, über welche ich ein Wort zu sagen habe.

Henriette beschwor ihren Vater, daß sie kein „höheres Glück als in seinem Umgange zu finden „finden wisse. Ich segne, sagte Hohenstam, dein „gutes Herz; du aber mußt eine noch höhere „Pflicht erfüllen, du mußt eine junge Seele retten. „Wir müssen uns stets zu bestreben und es so weit „mit uns zu bringen suchen, daß der höchste Grad „der Menschenliebe auch der höchste Grad unsers „eigenen Glücks wird;" (welche sonderbare Begriffe vom menschlichen Glücke! hängt es von uns ab, können wir machen, daß der höchste Grad der Menschenliebe auch der höchste Grad unsers Glücks wird?) „jetzt beut sich die schönste Gelegenheit dir „dazu an."

Henriette. Ach! mein Vater, was werd' ich, ich, die ich selbst noch Ihrer Leitung bedarf, über Augusten, als über ein Mädchen, das in der großen Welt erzogen, und welchem Glanz und Geräusch

räusch zum ersten Bedürfnisse des Lebens ward, auszurichten vermögen? Wissen sie nicht selbst, daß man in solch einer Lage oft die stille Tugend um ihres häuslichen Ansehns willen zu verhöhnen pflegt!

Vater. Die Tugend, wenn sie in rauher Sitte und niedrigem Wesen sich zeigt, kommt freilich in Gefahr, verachtet zu werden; dann aber erscheint sie nicht in der ihr eigenthümlichen Würde, sie hat schon viel von ihrem Wesen verloren: aber da, wo sie in reiner, edler Simplicität erscheint, gleicht sie einer holden Schönen, welche, ohne zu überreden, schon durch ihren Anblick Herzen gewinnt und sich solche eigen zu machen vermag.

Henriette. Aber mein Vater, wenn ich nur solch eine vollkommene Tugend besäße!

Vater. Vollkommenheit ward nie der Sterblichen Loos; allein das gute Herz, mit welchem du geboren wurdest, das Edle, zu welchem dich deine Mutter und Frau von Lichtenstädt ausgebildet und zu allen weiblichen Kenntnissen deines Standes geschickt gemacht haben, dieß sind

die Mittel, durch welche du auf Auguste wirken, und sie, ich hoff' es, zu einem bessern Pfade leiten wirst.

Henriette. Bester Vater, Ihr Urtheil ist Güte! Allein dürfte ich hoffen, daß ich auch etwas über Augusten auszurichten vermöchte, so sind doch die Pflichten, welche mich an Sie verbinden, weit stärker als jene, welche Sie gegen eine Fremde auszuüben mir befehlen.

Vater. Du hast recht, mein Kind, so bald nur allein von den Personen und von den Verbindlichkeiten die Rede ist, welche Aeltern und Kindern gegen einander wechselseitig obliegen: allein hier kommt es auf die Frage an, welche Nebenumstände mit diesem oder jenem sich verbinden, und auf welchem Posten man das meiste Gute wirken kann; und dieß, ja dieß entscheidet für Augusten. Siehe, Henriette, ich bin nun alt, mein Geist hat durch die Jahre die seinem Zustande angemessene Reife erhalten, er nimmt keine fremden Eindrücke, noch Veränderung mehr an, und alles, was du, liebes Mädchen, mir erweisen

kannst,

kannst, schränkt sich größtentheils nur noch auf meinen Körper und also mehr auf den Genuß der Sinne ein. Freilich thut es meinem Herzen wohl, wenn es an deiner Liebe wie die hinwelkende Pflanze im sanften Thau und Regen sich erquickt. Darf man aber wohl wegen Gemächlichkeiten des Lebens den höhern Endzweck zu verabsäumen suchen? O mein Kind! der Pilger ruht dann erst sanft, wenn ihn der Lohn der Mühe krönt, und wenn er den Gefährten seiner Reise auf einen höhern Pfad geleitet hat.

Dieß Gespräch wurde noch lange fortgesetzt. Henriettens Einwendungen und Gründe fruchteten nichts: sie mußte endlich nachgeben, und ihre Abreise wurde beschlossen.

Um die Frage gründlich zu beantworten: ob es Henriettens Pflicht war, unter diesen Umständen ihren Vater zu verlassen und zu Augusten zu gehen? muß man zuvor darüber ins Klare zu kommen suchen: worinn denn das mehrere Gute bestand, welches Henriette auf ihrem neuen Posten

bewirken konnte? Wir sehen nemlich, daß dieß der Hauptbeweggrund von Henriettens Entschlusse ist.

Heißt dieß so viel: Sie konnte durch ihr Beispiel und durch ihren Umgang die eitle, leichtsinnige, gefallsüchtige, den rauschenden Ergötzlichkeiten ergebene Auguste von allen diesen Fehlern allmählig zurückbringen. Sie konnte ihr begreiflich machen, daß Schönheit ein vergängliches Ding ist, daß die Jahre der Jugend bald dahin gehen, daß eine unsinnige Verschwendung das größte Vermögen erschöpft, daß die stillen häuslichen Vergnügungen die süßesten und dauerndsten sind, daß die Verbindung mit einem vernünftigen und rechtschaffenen Manne allein die Wünsche eines verständigen Weibes befriedigen kann, daß nur in dieser Sphäre eine wahre unvergängliche Glückseligkeit für sie zu finden ist u. s. w. Meint Hohenstam diese Besserung, welche durch Henrietten bewirkt werden soll? eine Besserung, welche nicht eben reine Sittlichkeit, sondern nur Ueberlegung und gesunde Vernunft voraussetzt; mit einem Worte: ist die Glückseligkeit Augustens und ihres Vaters

und

und aller jener Personen, welche mit Augusten in Verbindung stehen, oder doch künftig stehen werden, ist dieß das Gute, welches Henriette bewirken soll?

Oder: Versteht Hohenstam unter dem Worte Gut dasjenige, was man reine Sittlichkeit, wahre Moralität, ächte Tugend und dergl. zu nennen gewohnt ist? Glaubt er, daß seine Henriette durch ihr Beispiel und durch ihren belehrenden Umgang es dahin bringen werde, daß die wilde Auguste nicht nur ihren Leichtsinn fahren läßt, daß sie nicht nur anfängt, verständig, sittsam, klug und glücklich zu werden, sondern auch, daß sie sich von Herzen bessert, daß sie sich entschließt, das Gute zu thun, weil es gut ist, ohne Rücksicht auf die angenehmen oder unangenehmen Folgen ihres Entschlusses?

Es ist mir nicht möglich, aus der Verworrenheit, mit welcher über diesen Gegenstand im Buche gesprochen wird, herauszufinden, welche Art von Besserung eigentlich gemeint sey, ob die äußere oder die innere, ob es auf Klugheit oder Tugend, auf Glückseligkeit oder Sittlichkeit angelegt ist.

Doch es sey gemeint, was da wolle, so will ich die Entscheidungsgründe hersetzen.

Wenn Hohenstam seiner Tochter befahl, ihn zu verlassen und zu der Tochter seines Freundes zu ziehen, so mußte alles Zweifeln von ihrer Seite ein Ende haben; sie mußte gehorchen. Wenn er es aber in ihren freien Willen stellte, ob sie gehen oder bei ihm bleiben wollte; wenn er nicht von seinen väterlichen Rechten Gebrauch machen, sondern es darauf ankommen lassen wollte, ob sie sich durch seine Gründe überzeugt fühlte oder nicht — so durfte Henriette ihn nicht verlassen.

Wir sind durch das Sittengesetz unter andern auch angewiesen, dahin zu arbeiten, daß alte, gebrechliche, schwache Personen den gehörigen Unterhalt und die gehörige Pflege haben. Da es nun nicht in unserer Macht steht, allen zu helfen, die sich in diesem Falle befinden, so beschränken wir uns billig auf diejenigen, welche uns die nächsten sind. Niemand ist uns nun aber näher als unsere Aeltern. Sie haben mehr für uns gethan, als irgend ein andrer Mensch auf der Erde; sie haben

ein Recht auf unsre Pflege im Alter erlangt, wie es kein andrer Mensch jemals erlangen kann. Da nun Hohenstam in diesem Falle war; da Henriette wußte, daß es ihm, wenn sie ihn verließ, nicht nur an der gewohnten Bequemlichkeit, sondern vielleicht gar an den nothwendigsten Bedürfnissen seines Alters fehlen würde; so war ihre Pflicht, bei ihm auszuharren, so entschieden, wie irgend eine. Jetzt wird ihr eine Gelegenheit dargeboten, die Glückseligkeit eines Vaters und seiner verirrten Tochter durch ihren Umgang zu bewirken. Aber dieß Geschäft läßt sich nur in der Entfernung von ihrem Vater übernehmen. Sie kann nicht einen Augenblick anstehen, sich zu entscheiden: denn sie hat schon ihren angewiesenen Posten. Abgerechnet, daß es noch dahin steht, ob sie bei Augusten ihren Zweck erreichen wird, so liegt ihr die Wohlfahrt des Vaters näher, als die Glückseligkeit irgend eines andern Menschen; jene zu bewirken ist ihr zunächst aufgetragen und nicht diese.

„Aber die Rede ist hier nicht blos von Glück„seligkeit, — könnte ein Vertheidiger Henriettens „sagen — Henriette soll eine junge Seele vom

„Ver=

„Verderben retten, soll sie durch ihr Beispiel und „durch ihren Umgang zur Sittlichkeit zurückbrin„gen; das ist die Absicht. Nun ist doch aber wohl „die Pflicht, einen Menschen zu bessern, größer, „als die Pflicht, für die Bedürfnisse und Bequem„lichkeiten eines Menschen zu sorgen, und wäre „dieser Mensch auch selbst unser leiblicher Vater. „Also that Henriette recht, und befolgte durch ihre „Handlung das richtige Gesetz, nach welchem im Collisionsfalle der größere Verpflichtungsgrund dem kleinern vorgehen muß."

Dieses scheinbare Räsonnement beruht auf einigen Mißverständnissen, welche sehr leicht zu heben sind.

Die wahre Moralität besteht, wie bekannt, darin, daß der Mensch um des Gewissens willen handelt, daß er das Gute nicht überhaupt nur thut, gleich viel aus welchem Beweggrunde, sondern, daß er es allein deswegen thut, weil es ihm durch seine Vernunft geboten ist. Ich habe diesen Satz in der Beurtheilung der Elisa erster Theil, wie mich dünkt, so klar gemacht, daß ich mich dreist auf die Unwiderleglichkeit der angeführten Gründe

be-

berufen kann. Besteht nun die ächte sittliche Denkungsart in der Unabhängigkeit unsers Entschlusses von jedem fremdartigen Beweggrunde, so folgt von selbst ein zweiter dort ebenfalls zur Gnüge erläuterter Satz: daß die Moralität nur das Werk des eigenen freien Willens eines jeden Menschen seyn kann. Wie viel auch immer ein Mensch über den andern durch Ueberredung, durch Beweise, durch Gründe u. s. w. vermag, zur Moralität kann er ihn nicht bewegen, denn sie ist, wie gesagt, das Werk des eigensten freiesten Entschlusses. Die Menschen in der Moral unterrichten heißt nicht, die Menschen moralisch machen, so etwas ist unmöglich, sondern es heißt: ihnen in der Auffindung ihrer Pflichten behülflich seyn, ihnen zeigen, was das Sittengesetz, welches sie anerkennen, in diesem und jenem Falle von ihnen verlangt. Jeder Unterricht in der Moral schafft nicht den guten Willen im Herzen des Menschen, sondern setzt ihn in demselben schon als vorhanden voraus. Kein noch so treflicher Unterricht, kein Umgang mit noch so tugendhaften Menschen, ja selbst nicht einmal das erhebende Beispiel einer großen Anzahl rechtschaffe-

ner Menschen um uns her kann uns zwingen, tugendhaft zu werden. Wir können in diesem Falle wohl den äußerlichen Schein der Tugend annehmen; wir können, um nicht anstößig zu werden, äußerlich dasselbe thun, was wir andere Menschen um uns her thun sehen; wir können selbst ihre Sprache nachahmen und ihre Maximen im Munde führen; aber der Wille kann dessen ungeachtet böse und wir können bei aller Legalität unsrer Handlungen doch tugendlose Menschen seyn. Wenn die Lehrer der Jugend, wenn die Geistlichen als Volkslehrer, wenn die Schriftsteller sich einbilden, durch ihren Unterricht die Menschen zur Moralität führen zu können, so sind sie ganz offenbar im Irrthume. Sie können alle nichts weiter, als dem Menschen zeigen, was er zu thun hat, wenn er seine Pflicht erfüllen will. Den guten Willen können sie auf keine Weise hervorbringen, sondern müssen ihn voraussetzen. Aber wenn er einmal da ist, dieser gute Wille, so weiß der Mensch noch nicht, was er mit ihm in der Welt anfangen soll, und darüber bedarf er Unterricht. Dieser Unterricht ist ein Geschäft des Verstandes, wird von den oben

genannten Personen geleistet, und kann von jedem geleistet werden, der sich dazu Fähigkeit erworben hat.

Hat dieses seine Richtigkeit, so fällt schon ein Hauptgrund für Henriettens Entschließung weg. Sie kann keine Pflicht haben, durch ihren Umgang mit Augusten und durch alles, was sich unter dem Worte Unterricht befassen läßt, etwas in derselben hervorzubringen, was sich überhaupt nicht durch diese Mittel hervorbringen läßt. Es kann also auch gar die Frage nicht seyn, ob sie die Erfüllung einer deutlich erkannten Pflicht, die Unterstützung ihres Vaters aufgeben dürfe, um eine andere zu übernehmen, die gar keine ist. Eh sich Auguste nicht selbst frei entschließt, tugendhaft zu werden, ist alles andre vergebens. Ohnedieß ist sie kein Kind mehr, und hat Verstand genug, um zu finden, was das Gesetz von ihr fordert, so bald sie nur ernstlich fragen will. Henriette ist also in beiden Fällen überflüssig: sie kann den guten Willen in ihrer künftigen Freundinn durch ihre Belehrung nicht erzeugen, und wenn dieser gute Wille erzeugt ist, so braucht Auguste die Hülfe Henriettens nicht

mehr nothwendig. Jedes gute Buch kann alsdenn ihre Stelle vertreten.

„Aber wenn auch Henriettens Unterricht nicht „fähig seyn sollte, die verirrte Auguste auf den gu„ten Weg zurückzubringen, so möchte doch vielleicht „ihr Beispiel nicht ohne Nutzen seyn."

Es ist wahr, das Beispiel der Tugend enthält die kräftigste Aufforderung zur Tugend, und jedermann weiß aus eigener Erfahrung, welchen Eindruck die unerschütterliche Anhänglichkeit an die Gebote der Pflicht, die wir in andern wahrnehmen, auf das verwilderte Herz in gewissen Augenblicken machen kann. Aber wenn es gewiß ist, daß das Beispiel anderer Menschen bessern kann, so ist es doch eben so gewiß, daß das Beispiel nicht bessern muß. — Wir sind unsern Nebenmenschen das gute Beispiel schuldig, aber wir dürfen nie darauf rechnen, daß es unfehlbar wirken wird. Wie könnte doch die Tugend das Werk der Freiheit seyn, wenn irgend ein Beispiel unwiderstehlich wirkte? und woher gäbe es denn so viele verderbte Menschen, die doch von Jugend auf an Aeltern,

Lehrern, Vorgesetzten und Freunden das Bild der Rechtschaffenheit vor Augen hätten?

Also schon deswegen kann die Pflicht des guten Beispiels mit keiner andern deutlich erkannten Pflicht in Collision kommen, und ich kann niemals in dem Falle seyn, irgend eine bestimmte Arbeit liegen zu lassen, weil ich irgendwo vielleicht durch ein gutes Beispiel Nutzen zu schaffen hoffen darf.

Ueberhaupt aber ist es ein ganz falscher Gedanke, aus der Pflicht des guten Beispiels eine eigene Klasse von Pflichten zu machen. Es gibt durchaus gar keine besondern Handlungen, zu denen ich sonst nicht verpflichtet wäre, wenn ich damit nicht andere zur Moralität auffordern könnte. Durch meine Verhältnisse auf der Welt, durch meine Lage, durch meinen Beruf ist mir die ganze Summe pflichtmäßiger Handlungen vorgezeichnet, mit deren Ausübung ich vollauf zu thun habe. Dieß ist meine wahre Sphäre, und was außer derselben liegt, geht mich nichts an. Die Pflicht des guten Beispiels kann nichts anders enthalten,

als die Forderung, daß ich alles, was ich zu thun habe, offen, gerade, ohne Hinterlist und Verleugnung des wahren Beweggründes thue. Durch die Pflicht des guten Beispiels werden also keine besondere Arten von Handlungen geboten, und durch sie wird der Umfang unserer pflichtmäßigen Wirkungssphäre auf keine Weise vergrößert. Was dadurch geboten wird, betrifft nicht dasjenige, was zu thun ist, sondern wie es zu thun ist. Es ist zum Exempel geboten: wir sollen den Dürftigen unterstützen. Wer nun das nach seinem Vermögen thut, und zwar deswegen thut, weil das Gewissen diese Handlung fordert, der thut offenbar etwas Gutes. Die Pflicht der Wohlthätigkeit ist erfüllt, wenn die Handlung nur aus dem rechten Beweggrunde entsprungen ist; ob sie öffentlich oder insgeheim ausgeübt werden solle, ist aber dadurch nicht bestimmt, und es muß für diesen Fall ein anders Pflichtgebot geben. Den Fall nur gesetzt, wir lebten in der Mitte hartherziger, gleichgültiger und leichtsinniger Menschen, so tritt die Pflicht ein, dasjenige, was wir sonst auch wohl im Verborgenen thun könnten, um des Beispiels willen

öffent-

öffentlich zu thun, und jedem, der sich darüber mit uns einläßt, gerade heraus zu sagen: es ist Pflicht der Vermögenden, ihre dürftigen Nebenmenschen zu unterstützen.

Wer andere Beispiele von uns verlangt, der muthet uns zu, aus der Sphäre unsers pflichtmäßigen Berufs hinauszugehen und folglich unmoralisch zu handeln. Wir haben alle mit der Erfüllung unserer Berufspflichten vollauf zu thun, und es ist uns nicht erlaubt, die geringste derselben ungethan zu lassen, um Zeit und Kraft für etwas anders zu gewinnen, was dieses Andere auch seyn mag. Nur Stolz, Eitelkeit und Schwärmerei können uns reizen, die natürliche Grenze unsers Berufs zu durchbrechen, um in einer willkürlich gewählten Sphäre nach eigenem Ermessen etwas bewirken zu wollen, was uns zu bewirken doch gar nicht aufgetragen ist.

Sind diese Sätze wahr, und ich denke, man wird sie wohl unwiderlegt lassen müssen, so ist es auch erwiesen, daß Henriette ihren Vater nicht verlassen durfte, um einen Versuch zu machen, ob

sie etwa durch ihr Beispiel Augusten für die Tugend gewinnen könnte. Die Handlungsweise des Weibes, wie es seyn kann, ist hier so wenig musterhaft, daß es im Gegentheil Pflicht wird, dagegen aus allen Kräften zu warnen. Ein Mädchen, das ihren alten, schwachen, der sorgfältigen Pflege so bedürftigen Vater in freudenloser Einsamkeit, in Dürftigkeit, in Kummer zurücklassen kann, um irgendwo ein Beispiel der Tugend zu geben, ist entweder eine Phantastinn oder eine Heuchlerinn, die nur einen Vorwand sucht, um sich von der Erfüllung beschwerlicher Berufspflichten los zu machen. Ihre Pflicht war, auszuhalten bei dem unglücklichen Greise, ihm die letzten trüben Tage seines Lebens so heiter als möglich zu machen, für seine Bedürfnisse und Bequemlichkeiten so viel als möglich zu sorgen, seine Launen geduldig zu tragen, und alle Vorschläge von der Hand zu weisen, wodurch die traurige Lage des alten Mannes noch mehr verschlimmert wurde. Durch treue Erfüllung dieser Berufspflichten allein konnte sie ein Beispiel geben, welches werth war, andern zur Nachahmung aufgestellt zu werden, aber

nicht durch ihr vermessenes Ueberspringen in eine ganz fremde, ihr gar nicht angewiesene, Laufbahn.

Henriette wird in dem Hause des Herrn von Mitau mit Achtung und Liebe empfangen. Auguste nimmt sie mit zuvorkommender Freundschaft auf, und Mitau behandelt sie auf gleichen Fuß mit seiner Tochter. Anfangs macht sie sich wirklich Hoffnung, durch ihren Umgang eine wohlthätige Veränderung bei einer Person hervorzubringen, welche zwar offenbar nicht auf dem rechten Wege wandelt, bei der man doch aber gerade keine unheilbare Verderbtheit voraussetzen kann. Allein eine kurze Erfahrung, in der mehrere häßliche Züge von Augustens Karakter an Tag kommen, zerstört ihren Traum, und raubt ihr allen Muth, ihre Besserungsversuche fortzusetzen. Auguste behandelt sie nicht nur mit abwechselnder Laune, sondern hat sogar die Grausamkeit, sich über ihre Armuth und über die Rolle, welche sie bei ihr spielen soll, in Gesellschaften lustig zu machen. Henriette beklagt sich darüber in einem Briefe an ihren Vater, wel-

det ihm ihre fehlgeschlagene Hoffnung, und bittet ihn dringend, sie zurückzurufen. Hohenstam bedauert von Herzen die unangenehme Lage seiner Tochter, glaubt aber, daß sie zu früh ihre Hoffnung aufgegeben habe, schlägt ihr den Wunsch zurückzukehren ab, und muntert sie auf, standhaft auf den angewiesenen Posten auszuhalten, weil es doch immer noch möglich sey, daß es ihr mit der Zeit gelingen werde, ihre Freundinn zu bekehren, und weil selbst im entgegengesetzten Falle ihr der große Vortheil bleiben werde, Geduld und Standhaftigkeit im Unglücke gelernt zu haben. Henriette von der Stärke dieser Gründe überzeugt, entschließt sich von neuem, das in sie gesetzte Zutrauen zu verdienen, und ihren Posten nicht zu verlassen.

Einige Zeit nachher wird Auguste gefährlich krank. Jetzt hat Henriette Gelegenheit, durch die freundschaftlichste Pflege das wilde Mädchen von der Uneigennützigkeit ihrer Liebe zu überzeugen. Wirklich empfindet sie auch lebhaft diese Großmuth, bittet Henrietten um Vergebung der mannigfaltigen Kränkungen, die sie ihr angethan hatte, fleht um ihre fernere Freundschaft, und verspricht, ihr ähnlich

lich zu werden. Aber sie hält nicht Wort, und alle böse Neigungen, besonders die teuflische Freude, andern Menschen wehe zu thun, treiben, so bald sie wieder gesund geworden ist, ihr Wesen bei ihr fort. Ihre Schönheit und ihr Reichthum ziehen ihr einen Schwarm von Anbetern zu, unter denen sich auch manche wackere Männer befinden. Aber sie schlägt jeden ernsten Antrag mit Verachtung aus, und dünkt sich nur dann an ihrem rechten Platze, wenn sie sich von Gecken und Thoren umgeben sieht. Zu ihren übrigen Unarten kommt auch noch eine leidenschaftliche Liebe zum Spiel. Sie verspielt in einem Bade, welches sie mit Henrietten besucht, so ansehnliche Summen, daß sie sich genöthigt sieht, von Personen zu borgen, welche sie in ihrem Uebermuthe auf das kränkendste beleidigt hatte. Wie viel die gute Henriette dabei leidet, kann sich jeder leicht vorstellen. Indessen sie hat einmal das Gelübde gethan, auszuhalten, und sie hält redlich aus. Das Schicksal scheint aber endlich Mitleid mit der armen Dulderinn zu haben. Es eröffnet sich ganz unerwartet für sie die Aussicht, zur Verbindung mit einem würdigen

Manne, der allem Anscheine nach Vermögen und Willen genug besitzt, sie reichlich für alle ausgestandene Mühseligkeiten zu entschädigen.

Bemerkungen.

Der Abschnitt, aus welchem ich hier einen Auszug gebe, geht bis 140 und begreift etwa hundert Seiten. Der geneigte Leser wird daraus den Schluß machen, daß die Erzählung der Verfasserinn wieder ziemlich gedehnt ausgefallen seyn müsse, und dieser Schluß ist denn freilich auch ganz richtig. Doch die Gerechtigkeit erfordert auch von mir das Bekenntniß, daß ich von einigen bedeutenden Verhandlungen, welche in diesen Abschnitt fallen, nichts in meinen Auszug aufgenommen habe. Die Gründe, warum ich das nicht gethan habe, sind: weil diese Episoden fehlerhafte Auswüchse sind, welche ganz und gar nichts zur Entwickelung der Geschichte beitragen. So ist z. E. der Besuch, welchen Henriettens Brüder bei ihrem alten Vater ablegen, und alle Unterredungen, welche dabei vor-

vorfallen, völlig überflüssig; ja man sieht überhaupt gar nicht, warum diese Brüder in die Geschichte eingeflochten werden, da sie auf Henriettens Handlungen und Schicksale nicht den mindesten Einfluß haben.

Da ich mich bei der Beurtheilung des ersten Abschnitts so lange aufgehalten habe, so muß ich eine Menge von Bemerkungen unterdrücken, die ich über diese hundert Seiten auf dem Herzen habe. Daß die Menschen, die wir hier handeln sehen, nicht in der Welt, in welcher wir leben, zu Hause sind, ließe sich z. E. sehr scharf beweisen. Der Ton in den Gesprächen der Leute vom Stande ist überall verfehlt. Daß man zwei junge Mädchen ohne Aufsicht auf Bälle und in die Bäder schickt, möchte auch wohl unter gebildeten und gesitteten Menschen nirgends gewöhnlich seyn. Und was soll man von einem Manne wie Hohenstam denken, der so tief heruntergekommen ist, daß er oft das liebe Brodt nicht hat, und doch seinem alten Jugendfreunde geflissentlich seine Armuth verbirgt, ungeachtet dessen Tochter alles weiß? der von seiner wohlhabenden Tochter erst nach langem Bitten eini=

einige Goldstücke annimmt, die er aber sorgfältig versiegelt und einschließt, damit sie nach seinem Tode unversehrt gefunden werden? der, als er von unbekannter Hand eine kleine Summe Geld erhält, mit der Versicherung, daß ihm diese Summe jedes Jahr zur Erleichterung seiner Bürde ausgezahlt werden solle, in eine Art von Verzweiflung geräth, weil er es für wahrscheinlich hält, daß ihm seine Söhne dieses Geld geschickt haben, und weil es möglich ist, daß seine Söhne durch unerlaubte Mittel, durch Raub, Hochverrath oder Meineid zu diesem Gelde gekommen sind? und wie ist damit zu reimen, daß er, troz dieser jährlichen Rente, noch immer Mangel und Noth leidet, wie man uns in der Folge erzählt?

Daß sich der Styl nicht gebessert hat, davon nur eine Probe. Als Henriette in einem Nebenzimmer hört, wie sich Auguste im Gespräch mit einem Baron über sie lustig macht, ruft sie aus: „Tugenden, die ihr uns durch Leitung der Edlen „seyd eigen geworden, seyd mir gesegnet! und ihr, „ihr häuslichen Beispiele, die ihr in liebenswürdi„gen Gestalten, Schutzgeistern gleich, uns vor so

man-

„manchem Falle schützt, und jeder heftigen Em„pfindung den Ausbruch verwehrt, leitet mich ferner auf der Armuth, auf des Elends steinigtem „Pfade, damit ich nicht strauchle, wenn ich hinan „zum steilen Fels der Prüfung steigen soll.“

Der Herr von Mitau gab zur Feier von seiner Auguste Genesung ein glänzendes Fest, zu welchem die angesehensten Personen der Stadt eingeladen wurden. Unter ihnen war auch Millfurt, ein junger Edelmann, dessen Geist, Herz, Anstand, körperliche Schönheit und edles Wesen einen großen Eindruck auf Henrietten machten, „sie pries ihn „im Stillen höchst glücklich, weil sie diese Vorzüge „als ein Geschenk des Himmels ansah, durch wel„ches er nicht nur ihren Besitzer, sondern auch An„dere durch dessen Anblick erfreute.“ Dieser schöne Mann thut anfangs nicht, als wenn er Henrietten bemerkt hätte. Aber bald wird es anders, als „Millfurt mit allen Zärtlichkeiten der Liebe die Rei„hen durchtanzte, und ihr, o mit welchem unaus„sprechlichen Blick! ihre Hände drückte.“ Von

dem

dem Augenblicke an ist ihr armes Herz gefesselt. Er führt sie bald nachher aus dem Getümmel in den Garten und erklärt ihr seine Liebe. Sie macht gegen ihn kein Geheimniß aus dem Zustande ihres Herzens, und verweis't ihn an ihren Vater. Er macht sich gleich selbst auf den Weg nach Hohenstams Aufenthalte und hält um sie an. Der Alte läßt sich mit ihm in ein Gespräch ein, in welchem Millfurts gute Grundsätze über Ehe und Liebe zum Vorschein kommen. Voll Freuden gibt auch Hohenstam seine Einwilligung. Aber noch sind nicht alle Schwierigkeiten überwunden. Millfurt hat einen Onkel, von dem er in Absicht seines Vermögens abhängig ist; auch dieser muß um seine Zustimmung ersucht werden. Millfurt thut das in einem sehr ehrerbietigen Briefe, und der alte biedere teutsche Mann antwortet ihm ohngefähr in folgendem Tone: Nun, nun, Fritz, mach' des „Lerms' mit Tod, Grab, Seligkeit, und wie der „verliebte Mischmasch alle heißt, nur nicht zu viel! „Wenns weiter nichts ist, als daß du dir ein Weib „nehmen willst! — Kannst meinetwegen immerhin das Mädchen nehmen; und ich seh' es um so

„lie-

„lieber, daß es Henriette ist. Aber höre, Bursch, „kannst mir mit solchem Geschrei ganz und gar „nicht gefallen! Wie könnte das auch seyn, da „unser eins nicht mehr an solche Fratzen, sondern „an wichtigere Dinge, als wie z. E. die Jagd ist, „zu denken hat. Doch ein jeder nach seinem Ge„fallen. Alle Welt, was war das für ein Hirsch! „Fritz, auf Ehre sechzehn Enden! und siehst du, „den hab' ich, ich dein Onkel, hab' ihn geschossen."

Nachdem auf diese Weise alle Hindernisse glücklich besiegt sind, verbinden sich Millfurt und Henriette auf ewig. Der Anfang ihrer Ehe ist so glücklich, wie man es nur immer erwarten kann. Sie geben sich alle Mühe, den alten Hohenstam zu bereden, daß er seinen elenden Aufenthalt in der Dorfhütte mit bequemen Zimmern in Millfurts Wohnung vertauschen möchte; aber umsonst. Er kann sich unmöglich von seinem Geburtsorte trennen. Zur gewöhnlichen Zeit wird die glückliche Henriette Mutter eines Sohnes, und der biedere Jäger, Herr Gabriel Millfurt, ist ein fröhlicher Taufzeuge.

Unterdessen hat sich denn auch Auguste verheirathet. Ihr Gemahl ist ein reicher, galanter, schöner Baron, der sehr großen Aufwand macht, sehr freie Begriffe über die gegenseitigen Pflichten des Ehestandes hat, und seiner Frau ein ansehnliches Nadelgeld bewilligt. Sie finden beide, daß sie sich sehr gut für einander schicken, weil kein Theil dem andern im Genusse des Vergnügens aller Art in den Weg tritt. Sie leben einige Jahre im Sauf' und Brause fort, und halten sich, so lange der Rausch dauert, für die glücklichsten Sterblichen.

Bemerkungen.

Ich lasse wieder einige Begebenheiten zur Seite liegen, welche mit Henriettens Geschichte entweder in gar keinem, oder in einem sehr entfernten Zusammenhange stehen. So wird unter anderen erzählt, daß die Schwester des Pastor Hartwigs, des vormaligen Erziehers der saubern Auguste, an den Superintendenten Weber verheirathet wur-

wurde; wozu das? Schon Augustens Begebenheiten nehmen einen viel größern Platz ein, als ihnen nach einem richtig entworfenen Plane gebührt. Noch weit tadelnswürdiger ist also die Einmischung des Schicksals von Augustens Hofmeisters Schwester, welche selbst mit Augusten nichts weiter zu thun hat, als daß jene so edelmüthig ist, dieser in einer großen Noth Geld zu leihen, ungeachtet die letzte an der ersten nur kurz vorher erst ihren Uebermuth ausgelassen hatte. Selbst der Umstand, daß diese Superintendentinn in der Folge eins von den Kindern der Auguste annimmt, ist nicht hinlänglich, die Einschaltung ihrer Heirathsgeschichte zu entschuldigen.

Der gegenwärtige Abschnitt bis S. 266 ist doch etwas weniger langweilig, als die beiden vorhergehenden. Nur Hohenstams Briefe an Henrietten vor und nach ihrer Heirath sind so unausstehlich leer und trivial, daß man Mühe hat, bis ans Ende auszuhalten, ungeachtet sich gegen die in denselben geäußerten Grundsätze eben nichts Bedeutendes einwenden läßt.

Von den mancherlei Sünden gegen den guten Geschmack in der Beschreibung der Handlungen, Situationen und Begebenheiten, sage ich kein Wort; eben so wenig von der Fehlerhaftigkeit des Styls. Wie viel Erinnerungen ließen sich über den Brief Augustens an den Pastor Hartwig allein schon machen! wie viel schon über die einzige Stelle dieses Briefes: „Also sey Ihnen gestanden, daß „ich mich nicht wenig freue, jetzt nach einem so „freien ungezwungenen Tone leben zu können. Der „Baron nimmt es gar nicht so genau, noch ist so „einfältig, von mir zu begehren, daß ich mich nur „nach ihm allein halten, und nicht mit andern so „manchen kleinen Spaß haben sollte."

Schon aus einigen gelegentlichen Aeußerungen Augustens hat der Leser vermuthen können, daß Millfurt nicht ganz der treffliche Mann ist, für welchen ihn die liebende Henriette hält. Allmählig kommt es an den Tag, daß er stark spielt, daß er Schulden macht, und daß er vielen Ausschweifungen ergeben ist. Henriette thut, was eine kluge

kluge Frau unter solchen traurigen Umständen thun kann, sie macht ihm anfänglich keine Vorwürfe, und sucht ihm den Aufenthalt im Hause so angenehm wie möglich zu machen. Dieß Mittel ist nicht ganz ohne Wirkung. Millfurt findet, daß häusliche Freuden doch den schönsten Werth haben. „Sie bringen so ein Etwas in die Seele, welches man mit solch' einem Wohle empfindet, „daß nicht leicht mit etwas Andern sich vergleichen läßt." Er verspricht mit der Zeit Besserung und erhält Verzeihung.

Einst kam er vom Spiele zu Hause und hatte ansehnlich gewonnen. Henriette erfährt von ihm, wer den großen Verlust erlitten hat, und da er ihr mit einer ansehnlichen Summe seines Gewinnes ein Geschenk macht, so hält sie es für Pflicht, dem Verlierer die Summe auf eine schickliche Art wieder einzuhändigen, wodurch sie diesen mit seiner Familie von der Verzweiflung rettet. Millfurt ist sehr gerührt über diesen Zug seiner edelmüthigen Gattinn, aber seine Besserung ist noch lange nicht vollendet. Indessen verliert Henriette den Muth nicht.

Sie weiß, daß er mit einer sehr schönen, eitlen und eroberungssüchtigen Frau in Verbindung steht. Einst, da Millfurt Gesellschaft zu sich bitten will, hat Henriette, nach einem heftigen Kampfe mit ihrer Eifersucht, die Stärke, ihm vorzuschlagen, daß er auch diese gefährliche Nebenbuhlerinn bitten möge. (Es ist sehr die Frage, ob sie daran klug that, und ob die Gefälligkeit einer Gattinn so weit gehen darf. Mir scheint es nicht, daß im Allgemeinen eine Frau durch solche Nachgiebigkeiten in den Augen ihres Mannes viel zu gewinnen Hoffnung haben kann.) Millfurt ist ganz beschämt über diese Güte. Frau von Lukas wird gebeten, bringt es aber durch ihr pöbelhaftes Betragen, welches mit dem würdevollen Benehmen Henriettens einen so grellen Abstich macht, dahin, daß sich Millfurt auf immer von ihr trennt. Noch mehr gelingt es ihr, seine Liebe dadurch zu fesseln, daß sie einen kostbaren Halsschmuck, den ihr der biedere Onkel geschenkt hatte, aufopfert, um ihn aus einer dringenden Geldnoth zu retten. Die stärkste Prüfung aber leidet ihr Herz bei der Entdeckung, daß Millfurt ihre eigene Kammer-

jungfer

jungfer verführt hat. Einer solchen Treulosigkeit hatte sie ihn doch nicht fähig gehalten. Sie ist dießmal ernstlich gegen ihn aufgebracht, und denkt auf eine Trennung von dem Unwürdigen. Selbst der Onkel Millfurt ist dieser Meinung, und verspricht ihr mit seinem ganzen Vermögen beizustehen. Aber der Vater Hohenstam ist anderer Meinung und besteht darauf, daß es ihre Pflicht sey, auszuhalten und zu vergeben. Millfurt erkennt sein Unrecht in den lebhaftesten Ausdrücken, und Henriette vergibt nicht nur, sondern bezahlt sogar das Mädchen und ihre Anverwandte von ihrem Gelde. Ja, sie thut noch mehr. Als Christiane (so hieß die Geschwächte) stirbt, so nimmt sie sich des hinterlassenen Kindes an, und erzieht es mit ihres Mannes Bewilligung gleich ihren eigenen Kindern.

Durch so viel Güte und Großmuth überwunden, entsagt endlich Millfurt allen Ausschweifungen, bessert sich im vollen Ernst und wird ein zärtlicher Gatte. Bald nachher stirbt der biedere Jäger und hinterläßt seinem Neffen den Besitz ansehnlicher Güter. Jetzt kann er nicht nur alle seine Schulden bezahlen, sondern ist auch im Stande, Ho-

henstams Erbgut, welches eben feil geboten wird, wiederzukaufen, und seinen ehrwürdigen Schwiegervater wieder in Besitz desselben zu setzen. Henriette erlebt also den süßen Triumph, durch ihre Geduld und Standhaftigkeit ihren Mann gebessert und ihren Vater beglückt zu haben.

Das Einzige, was zu ihrem Glücke fehlt, ist die Besserung Augustens. Auf diese Freude muß sie aber leider Verzicht thun. Nachdem Auguste ihr wüstes Leben einige Jahre mit ihrem gleichgesinnten Barone fortgetrieben hat, so entdeckt sich, daß ihr beiderseitiges Vermögen erschöpft ist. Sie hoffen auf die Erbschaft von ihrem Vater. Als aber dieser stirbt, so findet sich, daß die gehofften Reichthümer nicht da sind. Kaum reicht der Nachlaß hin, die Schulden zu bezahlen, welche in Hoffnung auf denselben gemacht waren. Ihre Umstände werden immer schlechter, ohne daß es weder dem Baron, noch Augusten einfällt, auf Rettungsmittel zu denken. Endlich geht der Baron heimlich fort, und läßt Augusten hülflos mit ihren Kindern sitzen. Sie fällt nun von Stufe zu Stufe tiefer in Armuth und Laster. Alles, was ihre

Freun-

Freunde für sie thun können, ist, daß sie ihre Kinder unterbringen und sie selbst unter strenge Aufsicht in eine Pension geben.

Bemerkungen.

Henriettens Betragen in diesem ganzen Abschnitte ist tadellos, ja in einigen Fällen musterhaft. Daß sie sich, trotz der erwiesenen Untreue ihres Gemahls, nicht von ihm trennen wollte, darüber verdient sie weder Tadel noch Lob. Keinen Tadel; denn sie mußte ihr Herz am besten kennen, mußte wissen, ob sie ihren Ungetreuen, ungeachtet seines Fehltrittes, noch lieben, ob sie ihm, wenn er Reue bezeigte, von Herzen vergeben konnte. War dieß der Fall, so kann kein Vernünftiger etwas dagegen sagen, daß sie seine Untreue vergißt und es auf die Hoffnung seiner Besserung hin von neuem mit ihm wagen will. Kein Lob verdient sie deswegen, weil sie in dem angenommenen Falle nichts weiter thut, als daß sie der Stimme ihres eigenen Herzens folgt. Sie hat nach der Voraus-

 setzung

henstams Erbgut, welches eben feil geboten wird, wiederzukaufen, und seinen ehrwürdigen Schwiegervater wieder in Besitz desselben zu setzen. Henriette erlebt also den süßen Triumph, durch ihre Geduld und Standhaftigkeit ihren Mann gebessert und ihren Vater beglückt zu haben.

Das Einzige, was zu ihrem Glücke fehlt, ist die Besserung Augustens. Auf diese Freude muß sie aber leider Verzicht thun. Nachdem Auguste ihr wüstes Leben einige Jahre mit ihrem gleichgesinnten Barone fortgetrieben hat, so entdeckt sich, daß ihr beiderseitiges Vermögen erschöpft ist. Sie hoffen auf die Erbschaft von ihrem Vater. Als aber dieser stirbt, so findet sich, daß die gehofften Reichthümer nicht da sind. Kaum reicht der Nachlaß hin, die Schulden zu bezahlen, welche in Hoffnung auf denselben gemacht waren. Ihre Umstände werden immer schlechter, ohne daß es weder dem Baron, noch Augusten einfällt, auf Rettungsmittel zu denken. Endlich geht der Baron heimlich fort, und läßt Augusten hülflos mit ihren Kindern sitzen. Sie fällt nun von Stufe zu Stufe tiefer in Armuth und Laster. Alles, was ihre

Freun-

Freunde für sie thun können, ist, daß sie ihre Kinder unterbringen und sie selbst unter strenge Aufsicht in eine Pension geben.

Bemerkungen.

Henriettens Betragen in diesem ganzen Abschnitte ist tadellos, ja in einigen Fällen musterhaft. Daß sie sich, trotz der erwiesenen Untreue ihres Gemahls, nicht von ihm trennen wollte, darüber verdient sie weder Tadel noch Lob. Keinen Tadel; denn sie mußte ihr Herz am besten kennen, mußte wissen, ob sie ihren Ungetreuen, ungeachtet seines Fehltrittes, noch lieben, ob sie ihm, wenn er Reue bezeigte, von Herzen vergeben konnte. War dieß der Fall, so kann kein Vernünftiger etwas dagegen sagen, daß sie seine Untreue vergißt und es auf die Hoffnung seiner Besserung hin von neuem mit ihm wagen will. Kein Lob verdient sie deswegen, weil sie in dem angenommenen Falle nichts weiter thut, als daß sie der Stimme ihres eigenen Herzens folgt. Sie hat nach der Voraus-

setzung nicht aufgehört, ihren ungetreuen Mann zu lieben. Er hat freilich einen Theil ihrer Achtung verloren. Aber sie hat guten Grund zu hoffen, daß er sich nie wieder einer ähnlichen Ungerechtigkeit gegen sie schuldig machen wird. Da sie ihren Mann am besten kennen muß, so ist das ganz in der Ordnung, und kein Mensch kann etwas darwider haben. Es ist sehr möglich, daß mit der Zeit das wahre Verhältniß unter ihnen wieder hergestellt werden wird, denn die Untreue eines Mannes vernichtet das eheliche Verhältniß nicht so nothwendig, als die Untreue des Weibes. Ein gutes Weib ist in jenem Falle immer sehr unglücklich, und das ist auch Henriette. Aber dieß Mitleiden, welches ihre unglückliche Lage einflößt, darf nicht mit etwas anderm verwechselt werden. Man muß es billigen, daß sie den Wünschen ihres Herzens folgt, aber man fühlt sich nicht gedrungen, sie deswegen besonders hochzuachten. In ihrem Herzen kämpfen Unwille und Liebe, und die stärkere Liebe siegt; das ist alles. Was sie thut, ist natürlich, ob sie gleich viel dabei zu leiden hat, worüber man sie bedauert.

Eine

Eine größere Seelenstärke würde Henriette bewiesen haben, wenn sie, bei genauer Prüfung ihres Herzens, nichts als Verachtung und Abneigung gegen den Treulosen in demselben gefunden und sich dessen ungeachtet entschlossen hätte, bei ihm auszuhalten. In diesem Falle würde ihre Seelenstärke aber tadelhaft gewesen seyn. Nur Liebe und Achtung sind die Bande, wodurch eine Ehe vor dem Gewissen gerechtfertigt wird. Wo diese zerrissen sind, da ist vor dem Gewissen auch die Ehe vernichtet. Einem Weibe zumuthen, daß sie in der Abhängigkeit von einem Manne bleiben solle, der ihre Liebe und Achtung auf immer verloren hat, heißt ihr zumuthen, auf ihre Menschenwürde Verzicht zu thun, und sich zum Werkzeuge für fremde Lüste herab zu würdigen. Ein Weib kann sich zu diesem Hochverrathe an der menschlichen Natur nur aus Eigennutz oder Aberglauben entschließen. Entweder sie ist wegen ihres Unterhalts, ihres Ranges in der Gesellschaft, oder wegen irgend eines andern Vortheiles, den sie durch Aufhebung der Ehe verlieren wird, in Verlegenheit; oder sie hat sich überredet, daß das Ja am Altare so unwiderruf-

lich

lich und unbedingt bindet, daß selbst in dem Falle der Abneigung und Verachtung des Mannes, kein Weib, ohne gottlos zu seyn, an eine Lossagung von ihrem Gelübde denken dürfe. Diese Denkungsart nenne ich geradezu Aberglauben. Sie setzt eine gänzliche Unwissenheit in der eigentlichen Natur der ehelichen Verbindung voraus, und ist selbst nicht ohne Eigennutz; denn, um das letzte zu begreifen, mag ihr nur der Beichtvater einmal zum Versuche vorstellen: daß sie sich sehr irre, durch ihre Wegwerfung die Seligkeit des Himmels zu verdienen; sie soll nur einmal überredet werden, daß für Leiden dieser Art drüben keine Kränze blühen; wir wollen sehen, ob sie es dann noch länger der Mühe werth halten wird, zu leiden und zu dulden, was keine Moral von ihr verlangt.

Henriette ist nicht in diesem Falle: sie liebt den Ungetreuen noch immer, und sie thut ganz recht, ihm zu vergeben, und sich nicht von ihm zu trennen. Ein richtiges Gefühl hat die Verfasserinn hier geleitet, und keine deutliche Einsicht; denn wie sich aus Hohenstams Briefe an seine Tochter ergibt, fehlt es ihr ganz und gar an richtigen Begriffen

griffen über diese schwierige Angelegenheit. Nicht Henriettens Verpflichtung am Altare, nicht die allgemeine Christenpflicht, zu vergeben; nicht die großen Vortheile, die uns Leiden und Trübsale gewähren; nicht der vermessene und eitle Gedanke, daß Menschen, die da leiden und dulden, eine Art von Schooßkinder Gottes sind; nicht die Aussicht, durch Nachgeben und geduldiges Tragen den Lasterhaften zu bessern; nicht der falsche Grundsatz: daß Güte nie irret, wenn sie verzeiht; nicht die Furcht, durch ihre Trennung vom Manne in der öffentlichen Meinung zu verlieren; alle diese Gründe sind nicht dasjenige, worauf es hier ankommt, und setzen insgesammt falsche Begriffe über das Wesen der ehelichen Verbindung voraus. Der einzige Punkt, der hier auszumachen war, ist in der Frage enthalten: Hält sich Henriette noch fähig, alles das, was ein Ehemann von seine Frau verlangt, aus Liebe zu thun? Kann sie sich diese Frage mit Ja beantworten, so ist die Sache abgethan; sie vergibt und damit gut. Muß sie sich aber gestehen, daß Haß und Abneigung ihr Herz eingenommen haben, so ist sie vor ihrem Gewissen frei und

ledig.

ledig. Wollen ihr die bürgerlichen Gesetze nicht zu Hülfe kommen, so ist das ein Unglück. Treten aber die Gesetze auf ihre Seite, wie dießmal der Fall war, so thut sie nicht mehr, als was recht ist, wenn sie die gerichtliche Trennung fordert.

Styl und Vortrag bleiben sich bis ans Ende gleich, das heißt, sie sind unter dem Mittelmäßigen. Nach den Proben, die ich in den vorigen Abschnitten gegeben habe, wird der Leser mir hoffentlich den Beweis dieses Urtheils erlassen.

Warum die Verf. Augustens Geschichte bis auf ihren tiefsten Verfall so weitläuftig erzählt, davon möchte sie wohl schwerlich befriedigende Gründe anführen können. Das Interesse wird erstlich zwischen ihr und Henrietten zum Nachtheil der letzten getheilt. Und dann, wozu dient diese schreckliche Geschichte? Es steht zu glauben, daß wenig weibliche Geschöpfe dieser nichtswürdigen Kreatur gleichen werden. Sie wird nicht etwa durch Schicksale und Umstände vor unsern Augen verderbt; in diesem Falle könnte sie doch Einigen zum lehrreichen Exempel dienen; nein, sie ist gleich

beim

beim Anfange unserer Bekanntschaft mit ihr so entschieden lasterhaft, daß wir nichts besseres von ihr hoffen konnten. Weibliche Geschöpfe, die ihr gleichen, sind ein für allemal verloren, und werden am wenigsten durch erbauliche Beispiele dieser Art gebessert.

Jetzt erwarten meine Leser vielleicht noch die versprochenen Herzenserleichterungen über die ganze 422 Seiten lange Geschichte. In der That aber hat mich die Beurtheilung dieser Schrift so sehr ermüdet, daß ich mich unmöglich länger bei ihr aufhalten kann. Ueberdieß habe ich gelegentlich, wie ich glaube, über alle Punkte, worauf es ankommt, die nöthigen Beweise beigebracht, so daß es dem Leser nicht schwer werden kann, selber ein Urtheil über das Ganze zu fällen. Ich begnüge mich also, das kurze Resultat meiner unpartheilichen Prüfung darzulegen: der gute Wille ist das einzige Verdienst der Verfasserinn dieses Buches. Ihre Moral ist schwankend, unbegründet und einseitig. Ihre Kunsttalente sind dürftig und unausgebildet. Ihre

in

in der Schrift geäußerte Menschen- und Weltkenntniß ist höchst beschränkt. Der Vortrag ist weitschweifig und ermüdend; der Styl hat alle möglichen Fehler. Das Ganze macht eine Wirkung, welche die Verfasserinn — nicht beabsichtigt hat.

VII.

VII.

Robert,

oder

der Mann, wie er seyn sollte.

Ein Seitenstück

zu

Elisa, oder das Weib, wie es seyn sollte.

Zweiter Band.

(Ich habe diesen Band zu spät erhalten, als daß ich die Beurtheilung desselben mit dem ersten Theile unmittelbar hätte verbinden können.)

Wir verließen am Ende des ersten Theils unsern Robert unter sehr bedenklichen Umständen im Schloßgarten bei der Gräfinn Amalie. Sobald er die Entdeckung des fliehenden Horchers gemacht und sich vergebens bemühet hatte, ihn einzuholen, kehrte er voll Unruhe nach dem Platze zurück, wo er die arme Amalie verlassen hatte. Er fand sie erschöpft und ermattet von den Quaalen der Liebe in einem Kreise von Silberpappeln auf eine Rasenbank niedergesunken. Er trat neben sie; aber sie war so weit im Gefühle ihres Schmerzes verloren, daß sie ihn nicht einmal bemerkte Einige Augenblicke überließ er sich dem stillen Anschauen ihrer Schönheit und dem süßen Gefühle, von ihr geliebt zu werden. Aber der ernste Gedanke der Pflicht, und ein Blick auf seine wirklichen Verhältnisse zerstörten bald die holden Gebilde einer trunkenen

Phantasie. Es kam von neuem zu einer Unterredung, in welcher Amalie darauf bestand, die Seinige zu werden, und in welcher sich Robert alle Mühe gab, ihr begreiflich zu machen, wie unmöglich das sey. Das Ende davon war, daß Robert es über sich nahm, die Verschiebung ihrer Verbindung mit dem Baron Gustav von Tannenberg, welche auf den folgenden Tag angesetzt war, zu bewirken, und daß Amalie auf diese Bedingung versprach, ruhig zu seyn, und ihrem Bräutigam freundlich zu begegnen. Er begleitete sie auf ihr Zimmer und ging zur Gesellschaft, um sein Versprechen zu erfüllen. Sobald der Vater hörte, daß Amalie nicht wohl sey, hielt er selbst für rathsam, die Verbindungsfeierlichkeit noch auf einige Tage zu verschieben, worinn ihm Robert natürlich nicht widersprach, und der Baron Gustav fand sich darein, vor der Hand nach seinem Gute Lichtenburg zurück zu gehen.

Jetzt überlegte Robert, was weiter in der Sache zu thun sey. So ein reizendes Mädchen auch diese Amalie in seinen Augen war; so sehr es ihm schmeichelte, von ihr geliebt zu werden: so

blieb er doch immer fest bei dem Entschlusse, sich auf keinen Fall einzulassen, selbst dann nicht, wenn er sich Hoffnung machen dürfte, die Einwilligung des Vaters zu erhalten, wozu nicht die mindeste Aussicht war. Auch darüber war er mit sich einig, daß er alles anwenden müsse, um die Verbindung zwischen Amalien und dem Baron Gustav zu Stande zu bringen. Nur das schien ihm zweifelhaft, ob es rathsam sey, dem Grafen selbst den Herzenszustand seiner Tochter zu eröffnen. Nachdem er indessen alles für und wider wohl überlegt hatte, hielt er es für nöthig, dem alten Herrn zwar nicht geradezu alles zu entdecken, denn er fürchtete die unüberlegte Hitze desselben gegen seine Tochter, aber ihm doch merken zu lassen, was in Amaliens Herzen vorgehe. Er schickte sich des andern Morgens früh an, seinen Vorsatz auszuführen, und ging zum Grafen. Zu seiner Verwunderung traf er bereits Amalien auf dem Zimmer ihres Vaters und hörte, nachdem sie weggegangen war, daß er mit seinen Nachrichten zu spät kam, indem Amalie bereits alles gebeichtet hatte. Der Graf hatte bei ihrer Beichte genau auf das

Benehmen Roberts Achtung gegeben, und sich sehr darüber gefreuet, daß er nichts in demselben zu tadeln fand. Jetzt war er noch mehr mit demselben zufrieden, als Robert voll Aufrichtigkeit alles bestätigte, was er schon wußte. Der wackere Landarzt verlor also durch diese sonderbare Begebenheit nicht nur nichts von der Gnade seines großmüthigen Gönners, sondern gewann noch bei demselben durch sein offnes und gerades Betragen. Es war sehr gut für ihn, daß er nicht länger angestanden hatte, sich zu entdecken, denn noch während seiner Anwesenheit in des Grafen Zimmer kam der Gerichtsverwalter, um Sr. Excellenz die wichtige Entdeckung zu hinterbringen, die er gestern Abend im Schloßgarten gemacht hatte. Aber wie erstaunte der unberufene Kundschafter, als ihm der Graf ankündigte, daß er auf der Stelle kassirt werden würde, wenn er sich gelüsten ließe, von dem, was er gestern Abend hinter der Hecke gehört oder nicht gehört haben möchte, ein Wort auszuplaudern.

Robert erbat sich jetzt von seinem Beschützer Erlaubniß, auf ein paar Wochen zu verreisen,

theils um sich den Augen der jungen Gräfinn auf einige Zeit zu entziehen, theils um sich den Aerzten in der Residenz zur Prüfung darzustellen. Der Graf ertheilte ihm nicht nur die gebetene Erlaubniß, sondern gab ihm auch noch überdieß ein Empfehlungsschreiben an den ersten Minister, mit welchem er ehemals in freundschaftlichen Verhältnissen gestanden hatte. Als Robert in der Residenz ankam und sich bei dem Minister melden ließ, fand er die gnädigste Aufnahme, die ihm die Empfehlung des Grafen und noch mehr der Ruf von seiner Geschicklichkeit verschafft hatte. Der Minister empfing ihn unter sehr betrübten häuslichen Umständen. Seine einzige Tochter lag in einer gefährlichen Krankheit, und war von beiden fürstlichen Leibärzten so gut wie aufgegeben. Eben als Robert bei ihm war, stieg die Gefahr auf den höchsten Punkt, und man kündigte bereits ihr Verscheiden an. Robert sah die Kranke und faßte Hoffnung. Er wandte sogleich ein Mittel an, welches auf der Stelle die Wirkung hatte, daß die Kranke sich erholte. Er setzte seine Bemühungen fort, und war so glücklich, sie in kurzer Zeit wieder herzustel-

len. Die Freude des Ministers war natürlich groß und seine Dankbarkeit ohne Grenzen. Die Genesungsfeier, welche der Minister veranstaltete, war für Robert ein Triumphsfest. Gemälde, Tempel und Inschriften waren ihm geweihet, und ein Diplom, welches ihm der Minister überreichte, kündigte ihm an, daß er zum dritten fürstlichen Leibarzt, zum Assessor des Gesundheitskollegiums mit dem Karakter des Raths und einem jährlichen Gehalte von 2000 Gulden ernannt sey.

Unser glücklicher Landarzt war nicht gleichgültig gegen die große Ehre, die man ihm hier anthat, aber er hielt es für seine Pflicht, die angebotene Stelle nicht anzunehmen. Ein Mann, wie er, dem es nicht genug war, für das physische Wohl seiner Nebenmenschen zu sorgen, sondern der sich berufen hielt, für das Wohlbefinden derselben im weitesten Sinne zu arbeiten, konnte sich unmöglich am Hofe und in einer Residenz an seinem rechten Platze finden. Sein Wirkungskreis als Landarzt war so sehr seinen Wünschen und seinen Kräften angemessen, daß er es nicht über sich erhalten

halten konnte, ihn mit einem andern noch so glänzenden zu vertauschen. Ueberdieß hielt er sich durch seine bisherigen Verhältnisse gebunden, und es war nicht seine Sache, eine frei übernommene Verbindlichkeit eigenmächtig zu brechen. Zwar aus der letzten Verlegenheit ward er gar bald durch den Minister erlöset; denn schon des andern Tages hatte derselbe ein Schreiben des Grafen in Händen, in welchem Robert von aller Verbindlichkeit gegen ihn losgesprochen wurde. Dessen ungeachtet hielt er es für unrecht, die Güte seines Grafen zu mißbrauchen und seinen Posten zu verlassen. Er blieb gegen alle Vorschläge des dankbaren Ministers unbeweglich, behielt von der angebotenen Gnade nichts, als den Karakter des Raths, ließ sich von dem Gesundheitskollegio examiniren, und reisete, von den Glückwünschen seines neuen Gönners und dessen Familie begleitet, zurück.

Aber eh' er zu seinen Lieblingsbeschäftigungen auf den Gütern des Grafen zurückkehrte, blieb ihm zuvor ein wichtiges Geschäft abzumachen übrig. Er hatte einst zufälligerweise von Amalien gehört, daß ihre Mutter, die man für todt hielt, noch am

Leben sey, und, von ihrem Vater verstoßen, auf einem entfernten Schlosse von Gram und Kummer verzehrt werde. Der Graf selbst hatte sich gelegentlich manches verlauten lassen, woraus man schließen konnte, daß er seine Gemahlinn einst zärtlich geliebt habe, sich aber auf das schändlichste von ihr betrogen glaube. Es waren dabei einige Umstände, welche die Vermuthung rechtfertigten, daß große Mißverständnisse zwischen beiden obwalteten, und daß der Gräfinn zu viel geschehen sey. Robert hatte Gelegenheit gesucht, den Grafen über diese Sache zur Erklärung zu bringen, hatte aber nichts weiter von ihm erhalten können, als die Erlaubniß, die Gräfinn auf seiner Reise zu besuchen, ihr seine Hülfe bei ihrer Schwachheit anzubieten, und ihr im Namen ihres Gemahls zu sagen, daß sie ihm dauere. Durch diese Erlaubniß hielt sich Robert befugt, einen Versuch zu machen, ob er das Vertrauen der unglücklichen Frau erwerben und im Falle ihrer Unschuld sie mit ihrem Gemahle wieder aussöhnen könne.

Mit diesem Vorsatze nahm er seinen Rückweg über Wildenau, den öden und trauervollen Auf-

ent-

enthalt der Büßerinn. Er wurde, so bald er sich als den bekannten Hausarzt von Hoheneichen zu erkennen gegeben hatte, höflich und freundlich von der Gräfinn aufgenommen, die er ohngefehr in dem Zustande fand, wie er sie sich gedacht hatte. Alles, was er von ihr sah und hörte, bestärkte ihn in der Vermuthung, daß die Unglückliche ihr hartes Schicksal wohl nicht verdiene.

Zwei Tage waren schon verlaufen, ohne daß Robert es gewagt hätte, von seiner Absicht etwas merken zu lassen. Endlich schien es ihm Zeit, damit hervorzutreten. Das Vertrauen der Gräfinn kam ihm auf halben Wege entgegen, und er erfuhr von ihr alle Umstände ihrer sonderbaren Geschichte. Folgendes ist der Hauptinhalt derselben: Der Graf war schon einige Jahre glücklich mit ihr verheirathet, als sie das Unglück hatte, die Augen eines jungen Offiziers auf sich zu ziehen, der während des Krieges auf dem Schlosse seine Wohnung hatte. Der feurige Kriegsmann gab sich alle ersinnliche Mühe, die Gräfinn zu verführen, und wagte, da ihm seine Bemühungen fehlschlugen, kurz vor seinem Abzuge und in Abwesenheit des Grafen einen

Ge-

Gewaltstreich auf ihre Standhaftigkeit. Glücklicherweise wurde er in seinem boshaften Unterfangen durch ein Geräusch in der Nähe gestört, und hatte kaum noch Zeit, in das anstoßende Schlafzimmer der Gräfinn und von da durch das Fenster zu entwischen, als der Graf zu seiner Gemahlinn hereintrat. Der Graf merkte, daß etwas vorgegangen war und fragte; die erschrockene Gräfinn wagte es nicht, ihm die wahre Ursache zu entdecken, denn sie zitterte für das Leben des Bösewichts, den sie noch im Nebenzimmer glaubte. Sie wandte etwas anders vor, und er drang nicht weiter in sie. Ihre Absicht war übrigens keinesweges, die Sache zu verschweigen; sie wollte nur mit der Entdeckung derselben so lange warten, bis der schändliche Urheber ihres Unglücks außer Gefahr wäre. Eh' es aber so weit kam, hatte dieser die teuflische Bosheit, aus seinem Standquartier an den Grafen zu schreiben, sich der Gunstbezeugungen zu rühmen, die er von der Gräfinn genossen haben wollte, und zum Beweise der Wahrheit seiner Aussage zwei dem Grafen gehörende Pistolen mitzuschicken, die er aus dem Schlafzimmer mitgenommen hatte.

Man

Man begreift die Wuth des beleidigten Ehemanns. Die Gräfinn betheuerte ihre Unschuld, aber ihr wurde nicht geglaubt. Kurz der Graf verstieß sie, und wies ihr das Schloß Wildenau mit einer mäßigen Pension zum Aufenthalte an. Bis dahin war alles begreiflich, und das Betragen des Grafen ließ sich erklären. Jetzt aber kam das Unbegreifliche. Der schändliche Rittmeister wurde einige Zeit nachher schwer verwundet, und fing auf dem Todtenbette an, sein Bubenstück zu bereuen. Er schrieb der Gräfinn einen beweglichen Brief, bekannte seine Unthat und bat um Vergebung. Die Gräfinn voll Freude darüber, daß sie sich endlich im Stande sah, ihren Gemahl von ihrer Unschuld zu überzeugen, säumte nicht, den Brief nach Hoheneichen zu schicken. Sie durfte nicht selbst an den Grafen schreiben, denn alle ihre Briefe waren unerbrochen zurückgekommen; sie wandte sich also an den Prediger des Orts, und zweifelte nicht, daß dieser den Brief besorgen würde. Zu ihrem Erstaunen aber ließ der Graf nichts von sich hören, und in ihrer Behandlung wurde keine Aenderung gemacht. Sie nährte noch einige Zeit die natür-

liche

liche Hoffnung, daß man ihr endlich Gerechtigkeit würde widerfahren lassen, und ergab sich, als sie den Grafen unbeweglich sah, mit der Zeit in ihr trauriges Schicksal.

Wie freuete sich Robert, daß seine Ahndung von der Unschuld der armen Gräfinn so glücklich in Erfüllung ging. Zwar blieb ihm die Härte des Grafen nach dem Empfange des Briefes unbegreiflich; aber er konnte doch hoffen, darüber Aufklärung zu erhalten, und die Aussicht zur Versöhnung blieb ihm in diesem Falle noch immer offen. Ein anderer Fall, daß nemlich der wichtige Brief untergeschlagen war, ließ sich aber auch denken, und dann, wenn sich dieß ausfindig machen lassen sollte, standen seine menschenfreundlichen Hoffnungen noch höher.

Er hatte nun nichts eiligeres zu thun, als nach Hoheneichen zu reisen, um sich sobald als möglich über das Schicksal des wichtigen Dokuments Licht zu verschaffen. Seine Vermuthung bestätigte sich: der Pfarrer und sein rühmlicher Freund der Gerichtsverwalter hatten es für gut gefunden, den

Brief der Gräfinn unterzuschlagen, weil sie ihren anderweitigen Absichten zuträglicher fanden, daß der Graf mit seiner Gemahlinn nicht wieder ausgesöhnet würde. Glücklicherweise waren die wichtigen Briefe noch vorhanden, und Robert sah sich im Stande, sie zu brauchen. Der Graf wurde von der Unschuld seiner Gemahlinn überzeugt, und es wurde Anstalt gemacht, die beiden Getrennten auf eine feierliche Art wieder mit einander zu vereinigen. Der saubere Gerichtsverwalter wurde kassirt und der unwürdige Pfarrer gegen eine jährliche Pension gezwungen, sein Amt niederzulegen, und das gräfliche Gebiet zu meiden.

Unterdessen ist unser Arzt nicht müßig gewesen, an der Wiederherstellung der liebekranken Amalie zu arbeiten. Der wackere Baron Gustav hatte nie ihre Achtung und Freundschaft verloren; aber es gelang ihm nicht sobald, sich ihre Liebe zu erwerben. Sie hatte versprochen, sich an seinen Umgang zu gewöhnen, und hat in Roberts Abwesenheit treulich Wort gehalten. Gustav wandte auf den klugen Rath seines Freundes die besten Mittel an,

ihre

ihre Gunst zu gewinnen; er ließ ihr Zeit, drang niemals mit Ungestüm in sie, und suchte Schritt vor Schritt weiter zu kommen. Auf den Einfluß ihrer Mutter hatte Robert bei dem wichtigen Geschäfte nicht wenig gerechnet, und da der Zeitpunkt nahe war, wo dieser Einfluß in Wirksamkeit gehen konnte, so dachte nur Robert noch darauf, ihr durch einen Hauptstreich auf einmal alle möglichen Hoffnungen auf ihn zu benehmen; das heißt: er war entschlossen, so bald als möglich zu heirathen. Die einzige Schwierigkeit war nur, in der Geschwindigkeit eine taugliche Person zu finden. Doch auch dazu wurde Rath. Seine Geschäfte brachten ihn in Bekanntschaft mit einem braven, gebildeten und liebenswürdigen Mädchen, welche auf einem benachbarten Dorfe mit einem alten Vater einsam lebte. Bei näherer Bekanntschaft fand sich, daß dieser Vater ein vormaliger reicher Kaufmann aus Lusthofen war, der durch die Verschwendungen seiner zweiten Frau sein Vermögen eingebüßt, und sich, als diese mit einem liederlichen Menschen entlief, mit seiner Tochter aus der ersten Ehe auf dieß einsame Dorf zurückgezogen hatte; kurz er fand hier den

Kaufmann Blum, dessen saubere Gemahlinn wir im ersten Theile kennen gelernt haben. Da das Betragen Roberts gegen diese Dame ihrem Manne nicht unbekannt geblieben war, so kann man leicht denken, mit welchen Augen Vater und Tochter einen Mann ansahen, den sie jetzt als hülfreichen Arzt kennen gelernt hatten.

Elisa war kein junges und kein schönes Mädchen. Sie flößte unserm Robert keine leidenschaftliche Liebe ein, aber sie erregte in seinem Herzen, was mehr ist, als leidenschaftliche Liebe, Zärtlichkeit, Hochachtung und Freundschaft. Er verbarg ihr nicht lange, was in seinem Herzen vorging, und nach einigen Bedenklichkeiten, in denen der treffliche Karakter dieses Mädchens in vollem Lichte erschien, gelang es ihm, ihre Liebe und ihr Versprechen zu gewinnen. Des Vaters Einwilligung hatte er schon zuvor.

Während dieser Herzensangelegenheit fuhr der gewissenhafte Mann unablässig fort, nicht nur für die Gesundheit seiner Nebenmenschen zu sorgen, sondern auch an ihrer Aufklärung und Veredlung

aus allen Kräften zu arbeiten. So z. B. gab ihm die Wiedererweckung einer Scheintodten, die er vom Lebendigbegrabenwerden rettete, Veranlassung, die Errichtung von Leichenhäusern zu veranstalten. Eben so wurde auf seinen Vorschlag und unter seiner Aufsicht Anstalt zu einem Arbeitshause und zu einem Erziehungsinstitute für arme älternlose Kinder gemacht.

Endlich erschien der sehnlich erwartete sechzigste Geburtstag des Grafen, auf welchem die feierliche Wiedereinsetzung der Gräfinn in alle ihre Rechte vor sich ging. Einige Wochen nachher verbanden sich Robert und Elisa an dem nemlichen Tage, an welchem Amalie und der Baron Gustav ihre Vermählung feierten.

So ist also unser Held glücklich ins häusliche Leben übergetreten. Aber am Schlusse des zweiten Theils findet sich Freund Meier wieder ein. Wir werden also im dritten Theile die Schicksale desselben, und besonders, wie es zuging, daß er gemeiner Soldat wurde, zu betrachten haben.

Bemerkungen.

Die Begebenheiten in diesem zweiten Theile sind ungleich reichhaltiger, als die in dem ersten. Dem Inhalte nach sind sie auch größtentheils anziehender, aber leider nicht der Ausführung nach. Die Geschichte der verstoßenen Gräfinn und ihre Wiedervereinigung mit ihrem Gemahl; des unglücklichen Kaufmann Blums Begebenheiten; Roberts Liebe zu Elisen, wie viel Stoff liegt in dem Allen zu rührenden und gefallenden Schilderungen, wenn ein Richardson, oder auch nur ein Lafontaine die Bearbeitung derselben übernehmen wollte. Unter den Händen des Verf. ist alles zu Wasser geworden, theils weil es ihm an Genie und Kenntniß der Welt fehlt, theils auch, weil er von ganz falschen Gesichtspunkten ausgeht, und die unrechten Mittel wählt, zu gefallen. Seine guten Grundsätze, sein gesunder Verstand, sein menschenfreundliches Herz, Eigenschaften, welche überall durchschimmern, machen dem Menschen, aber nicht dem Künstler Ehre. Wie sehr auch der Verstand des Lesers auf seiner Seite seyn mag, das ästhetische Gefühl wird nimmermehr durch

seine kalten geistlosen und flachen Gemälde befriedigt.

Die Begebenheiten entwickeln sich in natürlicher Zeitordnung. Doch macht die Unterredung Roberts mit dem Grafen S. 278, in welcher dieser von der Unschuld seiner Gemahlinn überzeugt wird, eine unglückliche Ausnahme. Wir haben schon die Wiedervereinigung dieser getrennten Personen erfahren, wir sind selbst Zeugen dieses wichtigen Auftrittes gewesen, und nun, nachdem wir das Wichtigste hinter uns haben, erzählt man uns noch nachher das Minderwichtige, was wir uns schon durch die Einbildungskraft ergänzt hatten, daß und wie Robert den Grafen von der Unschuld seiner Gemahlinn überzeugte.

In der Geschichte der Gräfinn häufen sich eine Menge von Unwahrscheinlichkeiten, welche durchaus alles ästhetische Interesse zerstören. Erstlich ist es nicht in den Sitten unserer Zeit, daß ein junger Offizier eine Dame von dem Range der Gräfinn so brutal behandelt. Ich will damit nicht gesagt haben, daß es zu unsern Zeiten gar keine jungen Leute dieses Standes gebe, die überhaupt

nicht

nicht fähig seyn sollten, eine solche That zu begehen. Aber ein solcher, der sich dergleichen bei einer Dienstmagd, oder bei einer andern Person geringern Standes unbedenklich erlaubt, wagt es darum doch nicht, bei einer Person, die ihm am Range gleich oder gar über ihn ist, bei einer Person, der es nicht an Beschützern fehlt, welche nach den Begriffen dieses Standes nicht ruhen würden, bis sie die Beleidigung an dem Verbrecher auf eine schreckliche Weise gerächt hätten. Eben so wenig ist es der herrschenden Denkart gemäß, daß ein junger Mann, wenn er abgewiesen ist, sich an der Dame seines Herzens auf eine so teuflische Weise rächen sollte.

Hier, wie an vielen andern Orten ist es recht sichtbar, daß der Verfasser sich auf unbekanntem Boden befindet, und daß er die Denkungsart der höhern Stände nur aus Büchern kennt. Die Wüstlinge dieser Zeit sind zwar um kein Haar besser, als die Wüstlinge der Vorzeit, aber sie sind klüger, artiger und anständiger. Ferner ist es nicht wahrscheinlich, daß die Gräfinn sich so geduldig hätte darein ergeben sollen, in den Augen ihres

Gemahls als eine schändliche Ehebrecherinn zu erscheinen, und daß sie nicht alles aufgeboten haben sollte, um ihn von ihrer Unschuld zu überzeugen. Es läßt sich denken, daß sie schwieg, so lange der Bösewicht noch im Hause war; aber es ist unmöglich, daß sie nicht, als er fort war, ihre Unschuld so lange betheuerte, bis es Eindruck auf ihren Gemahl machte. Ueberdieß ist es ganz gegen die Sitte unserer Zeit, daß ein so beleidigter Gemahl nicht auf der Stelle dem Verführer nacheilte, und ihm mit Degen und Pistolen zu Leibe ging. Bei dieser Gelegenheit würde es aber zu Erläuterungen gekommen und die Ehre der Gräfinn würde gerettet worden seyn. Auch das ist höchst unwahrscheinlich, daß nicht irgend ein Verwandter der Gräfinn, ein Bruder oder Vetter, sich der Unglücklichen hätte annehmen und ihr Recht verschaffen sollen. Endlich ist nichts unbegreiflicher, als das Bubenstück des Pfarrers und des Gerichtsverwalters. Man sieht erstlich gar nicht, was diese Leute zu einer solchen That hätte bewegen können. Sie fanden es ihrem Interesse gemäß, daß der Graf mit seiner Gemahlinn nicht wieder ausgesöhnt würde. Gut; sie wer-

werden also den Grafen in seiner Abneigung gegen die Gräfinn allenfalls bestärken; aber werden sie es darum wagen, ein Dokument unterzuschlagen, durch welches die Unschuld der Gräfinn erwiesen wird? Werden sie deswegen grausam genug seyn, eine Unschuldige Jahre lang in der freudenlosesten Einsamkeit schmachten zu lassen? Steht hier wohl das Verbrechen mit den dadurch zu gewinnenden Vortheilen in dem mindesten Verhältnisse? Und zweitens, wie einfältig handeln diese Bösewichter! Wie konnten sie glauben, daß die Gräfinn ruhig bleiben würde, wenn ihr Gemahl nach den empfangenen Beweisen ihrer Unschuld immer noch fortfuhr, sie mit Härte zu behandeln? War es nicht ganz natürlich, daß die Gräfinn sich von Zeit zu Zeit erkundigen würde, ob ihr Gemahl ihre Rechtfertigung empfangen, und welchen Eindruck dieselbe auf ihn gemacht habe? Konnten diese Menschen hoffen, daß der Graf jeden Brief seiner Gemahlinn unerbrochen zurückschicken würde? Konnten sie wissen, ob die Gräfinn nicht endlich Verdacht schöpfen und durch einen Bekannten oder Unbekannten den Grafen fragen lassen würde? War es in diesem Falle nicht unvermeid-

lich, daß ihre Büberei an den Tag kam, und sie mit Schande gebrandmarkt wurden? Gibt es irgendwo einen Pfarrer oder Gerichtsverwalter, für dessen Verstand eine so natürliche Folgerung zu hoch ist?

Ganz im gewöhnlichen Handwerkstone der Romanschreiber ist folgendes Räsonnement über den Hof und die große Welt: „Was bin ich als fürst-„licher Leibarzt? — ein Sklav, der erscheinen „muß, wenn er gerufen wird;“ (als wenn in diesem Sinne nicht jeder Arzt ein Sklav wäre;) „ein „Mensch, der nach dem Dünkel der Hofschranzen „zu nichts weiter taugt, als Recepte zu schreiben. (Wie schief und zugleich wie platt!) „Ein wackrer „Bürger, ein treuer Vater von unversorgten Kin-„dern liegt in Todesgefahr; ich könnte ihn viel-„leicht noch retten; aber die Fürstinn hat gerade „Schnupfen, und ich darf das Schloß nicht ver-„lassen. (Welch eine Fürstinn müßte das seyn! Uebrigens kann ein Arzt nicht Allen dienen.) „Ich bin am Hofe, und muß alles mit ansehen, „was da vorgeht, muß an allen den lächerlichen „Kleinigkeiten, die man da zu ernsthaften Wichtig-„keiten erhebt, Theil nehmen, und darf über Nichts,

„darf

„darf wider Nichts sprechen, so thöricht, so när„risch, so abgeschmackt es auch seyn mag. (So könnte allenfalls ein Kammerjunker sprechen, aber in dem Munde eines Arztes, wie lächerlich!) „Der armseligste Jagdjunker gilt da mehr, als ich, „und hat das Recht, mir Stillschweigen zu gebie„ten. (Diese Stelle ist offenbar sinnlos.) Diese „Menschen sind in ihrer eigenen Welt geboren und „aufgewachsen, und können sich gar nicht vorstellen, „daß es draußen noch Menschen gibt, die anders „denken, als sie. Sie sind für keine Veredlung „empfänglich, weil sie schon edel genug durch „ihren Stamm zu seyn wähnen. Doch muß man „täglich mit diesen an unheilbarer Geistes„krankheit laborirenden Menschen umgehen; man „ist mit seiner Wirksamkeit ausschließend an sie ge„wiesen, und sie fordern tiefen Respekt für ihren „verdienstlosen Namen, finden sich beleidigt, wenn „man sich vor ihnen nicht demüthigt, und ihrem „Stolze nicht schmeichelt.“

Diese einzige Stelle ist ein hinlänglicher Beweis von der beschränkten Weltkenntniß des Verfassers. Wer hat jemals Gelegenheit gehabt, die

Menschen, von denen der Verfasser spricht, kennen zu lernen, und hat nicht unter ihnen höfliche, liebenswürdige, und selbst aufgeklärte, über die Vorurtheile ihres Standes erhabne, Menschen gefunden? Wahrlich, es ziemt nur einem obskuren Romanschreiber in Deutschland, mit so viel Dünkel und in einem so abgeschmackt wichtigen Tone über Menschen abzuurtheln, die er nicht kennt, und denen er schwerlich jemals nahe gekommen ist. Gesetzt aber auch, die Hofleute wären wirklich alle so verdienstlos, leer und einfältig, als der Verf. sie schildert, was geht das den fürstlichen Leibarzt an? Gewiß, der geschickte Arzt ist bei Hofe unter allen, welche dort leben, am wenigsten in der Lage, schmeicheln und kriechen zu müssen.

Die Karaktere sind dem Verf. nicht besser gelungen, als im ersten Theile.

Robert der Held bleibt sich auch hier gleich. Er handelt überall als ein gewissenhafter, gerader und vernünftiger Mann, und gegen seine Handelsweise ist von Seiten der Moral nichts einzuwenden. Wenn er aber dabei auf etwas anders rechnet, als

auf

auf die kalte Billigung des Lesers; wenn er mehr fordert, als das Urtheil, er habe recht gehandelt und verdiene die Achtung jedes rechtlichen Menschen; wenn er sich etwa einbildet, er gefalle durch seine Handlungen, und flöße dem Leser ästhetisches Interesse an seinen Schicksalen ein, so ist ihm auch dieses Mal seine Absicht völlig fehlgeschlagen.

Ich habe mich schon darüber erklärt, daß der bloße gute Wille, daß reine Moralität allein noch nicht gefällt, und will mich also jetzt nicht länger dabei aufhalten. Ist aber dem Verfasser daran gelegen, an einem Beispiele zu sehen, wodurch die Tugend eines Mannes in der poetischen Darstellung liebenswürdig erscheint, so kann ich ihm das unübertreffliche Muster in dieser Art nennen; es heißt: Carl Grandison. Schwerlich hat der Verf. dieß Meisterwerk gelesen, oder wenigstens hat er es nicht zu der Zeit gelesen, als er seinen Robert schrieb. Das ist der Mann, wie er seyn sollte, in ästhetischer Hinsicht. Wie schaal und alltäglich sind doch alle ähnliche Romanhelden, wenn man sie mit Sir Charles vergleicht. Ein aufmerksames Studium dieses herrlichen Karakters würde

den Verf. bald auf die Spur bringen, woran es seinem Robert fehlt, warum dieser nie gefallen kann, während jener alle Leser, und besonders alle Leserinnen von Gefühl hinreißt, und was alles dazu gehört, um einen guten Roman zu schreiben.

Der Graf Sonnenstern ist auch dießmal der gute, ehrliche Bürgersmann, der freilich mitunter seine Launen hat, der sich aber doch von einem so klugen und gelehrten Manne, als sein Landarzt ist, gern zurecht weisen läßt. „Ihre Gründe haben „immer für mich eine Gewalt — sagt er — der „ich nicht widerstehen kann;“ und das ist sehr billig. Alle Reichsgrafen sind nicht so glücklich, solche Landärzte um sich zu haben, als dieser Robert ist.

In dem Baron Gustav seh ich einen herzensguten Jungen aus dem Mittelstande, etwa einen Kaufmann, der sich etabliren, oder einen Verwalter, der etwas pachten will und eine Frau nöthig hat. Die Ueberlegenheit des gelehrten Herrn Landarztes über diesen Laien ist so entschieden, daß dieser selbst die Demuth anerkennt. “Den schönern „und mächtigern Nebenbuhler — sagt er —

„würd' ich nicht fürchten, aber mit dem größern „und edlern es aufzunehmen, fühl' ich mich „wirklich zu schwach." Diese Bescheidenheit steht dir auch recht wohl an, du ehrlicher Gustav; denn wie könnte es doch einem Baron deiner Art einfallen, sich diesem Landarzte gleich zu stellen?

Die übrigen männlichen Nebenrollen kommen in einer Kritik nicht in Betracht.

Amalie, das liebe Naturkind, weiß immer noch nichts davon, daß sie eine Reichsgräfinn ist, und kann es immer noch nicht begreifen, warum sie keinen Landarzt glücklich machen soll. Anfangs will sie gar mit ihm davon laufen, und da er sich dazu nicht willig finden läßt, so geht sie kühn zu ihrem Vater, und bittet ihn um seine Einwilligung zu ihrer Verbindung mit Robert. Nach allen diesen Proben sollte man nun glauben, Wunder wie groß ihre Anhänglichkeit an den Landarzt wäre; aber die Sache sieht gefährlicher aus, wie sie ist. Die Moral des jungen Philosophen wirkt so nachdrücklich, daß sie sich bald in ihr Schicksal findet, ihn fahren läßt, und dem wackern Gustav ihre Hand reicht. Sie wird gegen das Ende dieses

Bandes so unbedeutend, daß sich keiner mehr im Geringsten um ihr Schicksal bekümmert. Ich hätte Lust, den Verfasser an eine gewisse Clementine zu erinnern, auf den Fall, daß er meinen Rath befolgen und den Grandison lesen wird, wenn nicht leider der Abstand zwischen dieser Clementine und seiner Amalie gar zu unermeßlich wäre.

Die Gräfinn Mutter ist eine einfältige, unglückliche Frau, mit welcher man eine Art von Mitleiden empfindet, wobei der Verfasser nichts gewinnt.

Die frostige Tugend ohne Reiz und Liebenswürdigkeit, womit Elisa ausgestattet ist, wird schwerlich irgend eine andere Eroberung machen, als die des tugendhaften Robert Felsers. Ich stehe dafür, daß ihn keiner um das blasse Gesicht, um die sechs und zwanzig Jahre und um das kalte Herz dieser achtbaren Jungfer beneiden wird.

So steht es um die Karaktere, welche in diesem Theile aufgestellet werden. Ich halte mich nicht länger bei ihnen auf, weil ich die Manier des Verf. schon in der Beurtheilung des ersten Theils kenntlich gemacht habe.

Das Beste an dem Buche ist der Styl; denn er ist meistentheils verständlich, klar, bestimmt und sprachrichtig. Einige Dialogen sind recht gut gelungen, z. B. die Unterredung Roberts mit dem Minister S. 107, in welcher sich beide, und besonders der erste, ihrem Stande und Verhältnissen sehr gemäß benehmen, und sich auch ziemlich schicklich auszudrücken wissen. Bisweilen wird der Verf. aber auch matt und schleppend, wie folgende Probe zeigt: S. 195. Robert wünscht sich eine verständige, und, im vollesten Sinne des Worts, gute Frau, „die ihre Pflichten als Gattinn und „Mutter kennte, und in der treuen Erfüllung der„selben ihr Glück fände. Wo er dieß wirklich anträfe, „und als höchst wahrscheinlich voraussehen könnte, „da wollte er, wenn anders gegenseitige Neigung „ihm günstig wäre, keinen Anstand nehmen, sich „in den Stand zu begeben, den einige preisen und „andere verwünschen; einige mit allzuheftiger Sehn„sucht erjagen, und andere mit übertriebener Aengst„lichkeit scheuen."

„Aber nun entstand die wichtige und besonders „in seinen Verhältnissen schwer zu beantwortende

„Fra-

„Frage, wo er die zu erwählende Gattinn suchen, „und wie er, bei dem vielleicht zufälligen Auffin„den einer in äußerlicher Hinsicht liebenswürdigen „Person, Gelegenheit finden sollte, sie von der ver„steckten Seite ihres Karakters genau kennen zu „lernen, ihren innern Werth und Gehalt mit er„forderlicher Sorgfalt zu prüfen, und sich beson„ders davon zu versichern, ob sie wirklich aus rei„ner Zuneigung und inniger Ueberzeugung von sei„ner Würdigkeit, oder vielleicht aus bloßer Ehe„standslust, oder wie es oft zu geschehen pflegt, „bloß um versorgt zu werden, in die ihr angetra„gene Verbindung willige." Das nenn' ich mir eine Periode!!

VIII.

VIII.

Anton,

oder

der Knabe und der Jüngling,

wie er seyn sollte.

Zwei Bändchen.

Auch ein moralisches Ideal, welches aber, wie viele seines Gleichen, ziemlich langweilig ausgefallen ist. Der Verfasser scheint es recht darauf angelegt zu haben, sich binnen der Grenze des Gewöhnlichen zu halten, denn die Karaktere und Begebenheiten sind so wenig neu, daß man fast auf jeder Seite sich an alte Bekanntschaften zu erinnern Gelegenheit findet.

Der Held ist, wie gewöhnlich, der Sohn eines Landpfarrers aus der unbemittelten Klasse. Das Dorf, wo er das Licht der Welt erblickt, liegt, wie gewöhnlich, in einer sehr reizenden Gegend. Nicht ganz in der Ordnung ist es zwar, daß der Vater dieses Antons der Sohn eines Leinwebers, und die Mutter desselben vor ihrer Verheirathung die Ausgeberinn eines Obersten gewesen ist; doch paßt es wieder recht gut in den Lauf der Zeiten, daß der

fromme stille Anton sich lieber zu seinem gleichgesinnten Vater, als zu seiner eitlen Mutter hält, und dafür von jenem eben so sehr geliebt, als er von dieser gehaßt wird. Man weiß aus Sebaldus Nothanker und ähnlichen Romanen, daß die Predigerfrauen, welche vorher Kammerjungfern oder Ausgeberinnen gewesen sind, noch immer eine große Zuneigung zu der vornehmen Welt beizubehalten pflegen, und im Vertrauen auf die hohen Protektionen, auf welche sie rechnen, gar oft mit ihren Söhnen sehr hoch hinaus wollen. Dasselbe ist denn auch hier der Fall. Die Frau Pastorinn, welche auch nach ihrer Verheirathung auf die Freundschaft ihres vornehmen Gönners sehr viel zu bauen Ursache hat, kann es gar nicht vertragen, daß Anton so wenig Geneigtheit blicken läßt, in ihre und ihres Gönners Pläne einzugehen. Er soll mit einem Sohne des Obersten, welcher nur wenige Jahre älter ist, auf gleichen Fuß erzogen werden, und mit ihm zugleich die militärische Laufbahn betreten; allein gerade das ist es, was ihm nicht ansteht. Er kann sich mit dem wilden Ludwig nicht vertragen, findet an den körperlichen

Uebungen desselben gar keinen Gefallen, und zeigt von früh auf die entschiedenste Abneigung gegen den Soldatenstand. So weit ist nun alles ganz gewöhnlich und auch allenfalls natürlich. Aber nicht ganz natürlich, wiewohl in Romanen sehr gewöhnlich, ist die unnatürliche Abneigung, welche die Mutter von nun an gegen ihn blicken läßt, eine Abneigung, welche er weder durch sein ehrerbietiges Betragen, noch durch sein fleißiges Studiren überwinden kann.

Auf der Schule, welche der junge Anton nunmehro bezieht, geht wieder alles recht gewöhnlich zu. Da ist ein Rektor, welcher gewaltig viel auf die alten Sprachen und die alte Literatur hält, alle Neuerungen haßt, seine Schüler gelegentlich aushunzt, und nebenher sehr viel lärmt und poltert, kurz so ein Schulmonarch, wie wir ihn seit Müllers Emmrich in jeder Messe zehnmal haben erscheinen sehen. Auch in dem Herrn Konrektor, welcher in vielen Stücken das Gegentheil seines Kollegen ist, und daher mit diesem in Zank und Streite lebt, glaube ich einen alten Bekannten

wiederzufinden, der mir nur seit einiger Zeit aus dem Gedächtnisse gekommen ist.

Zwischen diesen beiden Herren spielt nun unser Anton bald die Rolle eines Vermittlers, und spielt sie mit Klugheit und Rechtschaffenheit. Dabei studirt er fleißig, lernt gewaltig viel, erwirbt sich die Liebe seiner Mitschüler und die Zuneigung aller Menschen, die das Glück haben, ihn kennen zu lernen; alles wie es sich gehört und gebührt.

Auch eine gleichgestimmte Seele trifft er unter den jungen Leuten seines Alters an, mit welcher er, wie sichs von selbst versteht, gar bald den Herzensbund für die Ewigkeit schließt. Und fand sich denn, wird der Leser fragen, unter dem andern Geschlechte keine zärtliche Seele, die ihm mehr als freundschaftliche Theilnahme einzuflößen wußte? Allerdings, die Schwester seines Freundes Hermann, die süße Mina, schien vom Schicksale bestimmt zu seyn, ihn die Seligkeiten der Liebe kosten zu lehren. Ein zartes Band zog die beiden Herzen, welche ganz für einander geschaffen schienen, zu einander. Aber der polternde Rektor hatte kaum durch einige neidische Mitschüler etwas

von dem Umgange Antons mit diesem holden Mädchen erfahren, als er grausam genug war, ihm die Fortsetzung desselben unter harten Drohungen zu verbieten. Anton that dießmal, was in ähnlichen Fällen nicht immer gethan wird, er gehorchte, denn er war ja der Jüngling, wie er seyn sollte, und so wurde diese Neigung im Keime zerdrückt. Das arme Minchen härmte sich recht über den undankbaren Anton. Da es aber nicht anders seyn konnte, so lernte sie sich christlich in ihr Schicksal finden.

Was nun ferner sich mit Anton begeben wird, kann der geneigte Leser leicht errathen. Nachdem er auf der Schule alles gelernt hat, was dort zu lernen war, so bezieht er, mit Zeugnissen seiner Lehrer wohl versehn und von den Segenswünschen seiner Freunde begleitet, die Akademie, wohin ihm sein Freund Hermann schon einige Zeit vorher vorangegangen war. Sein Fach ist die Rechtswissenschaft, die er, wie sich erwarten läßt, mit großem Fleiße und nicht ohne Erfolg studiren wird. Aber eh' er seine Geschäfte anfangen kann, erhält er Nachricht von einer gefährlichen Krankheit, welche sei-

seinen Vater befallen und ihn dem Tode nahe gebracht hat. Er eilt zu ihm und findet ihn noch am Leben. Aber nicht lange dauert seine Freude: der treue Vater stirbt, und hinterläßt ihn in der Abhängigkeit von einer Mutter, die ihm niemals wohl gewollt hat. Daß sie auch jetzt noch ihre Gesinnungen nicht gegen ihn geändert hat, davon erhält er bald überzeugende Beweise. Sie erklärt ihm nemlich, daß an Unterstützung von ihrer Seite zur Fortsetzung seines Studirens nicht zu denken sey, daß sie auf ihrem alten Plane bestehe, und er sich nur dann von ihr und von dem mächtigen Schutzgeiste ihrer Familie, dem Obersten, auf Wohlwollen und Theilnahme Rechnung machen dürfe, wenn er endlich einmal klug werden, die Wissenschaften liegen lassen und die Uniform anziehen wolle.

Anton bleibt unerschüttert bei seiner Abneigung gegen das Soldatenwesen und in seiner Anhänglichkeit an den Wissenschaften. Die Mutter wird heftig und ruft den Obersten zu Hülfe. Beide drohen mit Gewalt, und es bleibt dem armen Anton nichts

übrig, als sich durch die Flucht in Freiheit zu setzen.

Er kehrt auf die hohe Schule zurück, und setzt sein Studiren eifrig fort, ob es ihm gleich sehr schwer wird, sich zu erhalten. Trotz den Mißhandlungen, die er von seiner Mutter erlitten hat, bleibt es doch immer sein eifrigster Wunsch, sich mit ihr aussöhnen und ihr Gefälligkeiten erweisen zu können. Das erste weiset sie aber schnöde von der Hand, und zu dem letzten findet sich vor jetzt keine Gelegenheit, da sie der Oberste nach dem Tode ihres Mannes wieder in sein Haus genommen hat, wo es ihr an nichts fehlt.

Anton geräth auf der Universität in manche traurige Lage. Er sucht um Stipendia nach, und kann sie nicht erhalten. Sein Hauswirth, ein braver Schneider, gibt sich viel Mühe, ihm Informationsstunden auszumachen; aber es will ihm nicht gelingen. Sein Freund Hermann theilt indessen redlich mit ihm, was er hat, und so bringt er einige Zeit kümmerlich hin.

Endlich schlägt die Stunde seiner Erlösung von allem Uebel. Gegen ihm über wohnt ein Hofrath,

ein angesehener und menschenfreundlicher Mann. Dieser hat sich lange in der Stille an seinem exemplarischen Lebenswandel und an seinen musikalischen Talenten erbauet. Er nimmt sich seiner an, unterstützt ihn nachdrücklich bei seinem Studiren, gibt ihm Gelegenheit, sich in praktischen Arbeiten zu üben, und verschafft ihm endlich sogar durch seine Vorsprache ein ansehnliches Amt.

Unterdessen ist der Oberste gestorben, und seine Mutter ist in kümmerliche Umstände gerathen. Sie ist nun mehr als vormals geneigt, ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, erkennt ihr Unrecht, söhnt sich mit ihm aus, und übernimmt endlich gar die Führung seines Hauswesens, und damit ist die Geschichte zu Ende. Warum Anton Minchen nicht heirathet, ist nicht abzusehen, da doch alle Vorkehrungen dazu gemacht sind. Soll das vielleicht noch in einem dritten Bande geschehen?

Der Stoff ist, wie man sieht, sehr kümmerlich. Aus des Vaters Hause auf die Schule; von da auf die Akademie, und von dieser ins Amt, das ist immer der ärmliche Hauptinhalt dieser Art Romane. Selbst ein besserer Kopf, geübt in der

schönen Darstellung und ausgerüstet mit Kenntniß der Welt und Menschen, würde Mühe haben, aus dieser Dürftigkeit etwas Gefallendes herauszubringen. Wie weit weniger muß dieß einem jungen Studentenkopfe mit geringen Talenten bei einer so beschränkten Weltkenntniß und bei so weniger Fertigkeit in der Darstellung gelingen! An alles dasjenige, was die Kunstregeln in Absicht der Karaktere, Situationen und Begebenheiten fordern, darf man daher bei einer solchen Arbeit gar nicht denken.

Als Muster handelt dieser Anton übrigens etwa in folgenden Verhältnissen.

Schon als Knabe folgt er lieber den Ermahnungen seines wackern Vaters, der ihn zum Guten leitet, als den Lockungen seiner verblendeten Mutter, die ihn zu vielen unnützen Dingen anführen will. Von früh auf zeigt er eine edle Wißbegierde und Neigung zu ernsthaften und nützlichen Beschäftigungen. Gelehrte Arbeiten sind ihm weit angenehmer, als die lermenden Ergötzlichkeiten seines wilden Spielgesellen. Ueppigkeit und Schwelgerei, welche in dem Hause des Obersten herrschen, sind gar nicht nach seinem Sinne, so sehr auch

seine

seine eigene Mutter dahin arbeitet, ihm Geschmack an dergleichen beizubringen.

Auf der Schule benimmt er sich bei den Zwistigkeiten, in welchen seine beiden Lehrer leben, so, daß er sich das Zutrauen und das Wohlwollen von beiden erwirbt. Es ist recht rührend zu lesen, wie er auf das innigste bewegt wird, als er seinen Vater beim Abschiede noch von Ferne auf den Knieen liegen und für ihn beten sieht, und wie er alsdenn sein Flehen mit dem Gebete seines Vaters vereinigt, um Gott zu bitten, daß er doch die Wünsche seines guten Vaters erfüllen möchte. Den Gehorsam gegen die Befehle seines wunderlichen Rektors treibt er so weit, daß er auf der Stelle den angenehmen Umgang mit der liebenswürdigen Mina aufhebt, sobald dieser ihm denselben untersagt. Dieß war ein großes Opfer, denn abgerechnet, daß er selbst nicht wenig dabei verlor, so wurde die arme Mina durch das plötzliche Aufhören seiner Besuche auf das empfindlichste gekränkt, und hatte viele Mühe, sich in die Härte des unerbittlichen Schicksals zu finden. Man denke, was der arme Junge dabei leiden mußte! Höchst erbaulich ist sein Betragen in Ab-

sicht

sicht des öffentlichen Gottesdienstes. Er machte es nicht, wie die andern leichtsinnigen Gesellen, welche jede Gelegenheit benutzten, um die Kirche wegzukommen, oder sich wenigstens während der Predigt davon schlichen, sondern er machte es sich zur Regel, niemals ohne Noth die Kirche zu versäumen, sang mit Andacht, und hörte die Predigt zur Erbauung aller frommen Seelen bis ans Ende aus. Möchte doch das schöne Beispiel dieses Antons in diesen letzten Zeiten bei der überall verwilderten Jugend recht viele Nachfolger finden, dann dürften wir vielleicht hoffen, daß die Strafgerichte Gottes noch eine Zeitlang verziehen, und nicht so bald über die verderbte Welt losbrechen würden.

Daß er auch, wie viele andere Kinder Gottes, mit der Taubeneinfalt die Klugheit der Schlangen zu verbinden weiß, davon gibt er einige merkwürdige Proben in den Verhandlungen mit seiner Mutter und dem Obersten nach dem Tode seines Vaters. Die Mutter, welche ihn zwingen will, Soldat zu werden, übergibt ihn dem Obersten, welcher freundliche Worte und Drohungen verschwendet, um ihn für das Militär zu gewinnen.

Anton

Anton sieht wohl, daß ihn eine entschlossene abschlägliche Antwort nicht retten wird, da er sich in der Gewalt des Obersten befindet. Er bittet daher um eine kurze Frist zum Nachdenken, die ihm auch verstattet wird. Bei dem Abendessen gibt ihm der Oberste viel Wein zu trinken, und hofft, daß er sich, halb berauscht, bereitwilliger zeigen werde. Anton überlistet ihn aber. Er stellt sich so betrunken, daß der Oberste nichts mit ihm anfangen kann, sondern ihn durch einen Bedienten zu Bette bringen läßt. Dieser Bediente, der ihn bewahren soll, hört ihn wenig Minuten nachher laut schnarchen, glaubt ihn im tiefen Schlafe, und hält es für völlig überflüssig, ihn während der Nacht zu bewachen. Sobald er aber die Kammer verlassen hat, springt unser Anton aus dem Bette, kleidet sich an, und entwischt durch das Fenster. Da war also der alte Fuchs herrlich angeführt.

Ob der arme Schelm nun gleich alle Ursache hat, auf seine saubere Mutter böse zu seyn, so unterdrückt er doch aus Kindespflicht jede widrige Empfindung, und hat nichts Angelegentlicheres

auf

auf dem Herzen, als sich recht bald mit seiner Mutter wieder auszusöhnen.

Auf der Universität studirt er wieder recht fleißig, zieht seinen Freund Hermann aus dem Kreise rauschender Ergötzlichkeiten zu den stillen und süßern Freuden des Lebens zurück, theilt mit einer unglücklichen Familie seinen letzten Pfennig, rettet gar einen armen Mann, der sich aus Verzweiflung ins Wasser gestürzt hätte, vom Tode, und wird in der Hand der Vorsehung ein Mittel, daß dieser Unglückliche mit seiner Familie dem Elende entrissen wird.

Als er durch seinen Fleiß, sein Wohlverhalten und artiges Betragen in bessere Umstände gekommen war, ließ er seiner Mutter nicht entgelten, was sie gegen ihn verschuldet hatte, sondern dachte nur darauf, sich mit ihr zu versöhnen, und ihr in den dürftigen Umständen, in welche sie gerathen war, hülfreich unter die Arme zu greifen. Nachdem er mit vieler Mühe und besonders durch Hülfe seiner treuen Freundinn Mina die Abneigung und die Eitelkeit dieser wunderlichen Frau besiegt hatte, ließ sie sich endlich gefallen, zu ihm zu kommen,

und die Führung seiner Haushaltung zu überneh=men. Der Verf. beschreibt den Auftritt, in wel=chem die Mutter, vorbereitet durch ihre und seine Freunde, die erwartete Einladung von ihrem Sohne empfängt, mit folgenden Worten, welche hier als Probe des Styls und der Darstellung stehen mögen: „Dieses war mehr, als die gute Frau" (auf diesen Ehrennamen hatte sie doch wohl keine An=sprüche) „fassen und ertragen konnte; ihr Inneres „wurde jetzt von Gefühlen so gewaltsam zusam=„mengeengt, daß sie vergebens versuchte, ihren „Gefühlen durch Worte Luft zu machen. Ueber=„wältigt von diesen Gefühlen sank sie Minchen, „Herrmanns guter Tochter, in die Arme, und „ihre Thränen flossen häufig und unaufhaltsam über „ihre Wangen. Es schien ihr alles noch ein schö=„ner schmeichelnder Traum zu seyn, aber der gute „Herrmann überzeugte sie bald, daß sie Wahrheit „träumte, und suchte ihr nun auch mit seinen gu=„ten Kindern das Vollmaaß ihrer beglückenden „Gefühle, unter deren Gewicht sie beinah erlag, „durch die innigste Theilnahme tragen zu helfen.

So

„So wohl und so froh hatten sich diese guten „Menschen lange nicht gefühlt als jetzt; berauscht „von dem Glücke, das sie in der Wiederverein „gung mit ihrem edlen Sohne künftig erwartete, „taumelte Antons Mutter aus einem Arme in „den andern, und ihre seelenvollen Blicke und „das freudige Stürmen ihres Herzens sprachen „lauter, als alle Zungen der Erde, von dem „hohen Grade des Entzückens, das sie so „wohlthätig beseelte."

Als die Mutter einige Tage nachher sich auf den Weg machte und ihren lieben Anton durch ihre unerwartete Ankunft höchst angenehm überraschte, so sagt der Verf.: „O das war eine selige Scene, „eine Scene, die nur gesehen und gefühlt, aber „unmöglich beschrieben werden kann, als jetzt Mut- „ter und Sohn einander am Busen lagen, und „in dem Uebermaaße ihrer beseligenden Hoch- „gefühle alles um sich her vergaßen und kaum „Kraft genug hatten, das ganze Vollmaaß ih- „rer entzückenden Gefühle zu fassen. Wie den „Träumenden war es den beiden Glücklichen; in „frohen Kreisen schien sich alles um sie her zu dre-

„hen, ihre Sinne schwindelten vor Uebermaaße „ihres Entzückens, und alle ihre Gefühle schie„nen sich nur auf einen einzigen Punkt in ihrem „Herzen zu vereinigen, die jetzt so mächtig an ein„ander stürmten, bis sich denn endlich der erste und „heftigste Sturm in ihrem Herzen legte, und ihre „Gefühle in Worte übergehen konnten.

Und dieser Bombast gilt nicht etwa der Zusammenkunft zweier Liebenden, die ein feindseliges Verhängniß viele Jahre von einander getrennt gehalten hatte, sondern der Zusammenkunft eines Sohnes mit seiner unwürdigen Mutter, die ihn grausam genug behandelt hatte, und mit welcher er kaum wenig Wochen ausgesöhnt war!

IX.

IX.

Moritz und Auguste,

oder

die Kleinen, wie sie seyn sollten.

Vom Verfasser

des

Robert, oder der Mann, wie er seyn sollte.

Zwei moralische Ideale, der lieben Jugend beiderlei Geschlechts zur Nachahmung aufgestellt. Bei dieser Art Schriften kommt alles darauf an, ob die Grundsätze richtig sind, und ob der Vortrag so beschaffen ist, daß Kinder ihn verstehen, und beim Lesen hinlängliche Unterhaltung finden.

Was den ersten Punkt betrifft, so kennen wir unsern Verfasser schon von der Seite, daß er über die Grundsätze der Moral ziemlich aufs Reine gekommen ist, und sich im Felde der deutlichen Begriffe befindet. Diese gute Meinung findet sich denn auch in dieser Schrift vollkommen bestätigt, und zwar in dem Maaße, daß gegen das Wissenschaftliche in derselben sehr wenig zu erinnern seyn wird.

Nicht ganz so vortheilhaft möchte das Urtheil des unpartheilichen Richters über den Vortrag ausfallen. Die Geschichte würde bei allem Mangel an interessanten Begebenheiten immer noch unterhaltend genug für heranwachsende Kinder seyn, wenn die vielen eingestreueten Maximen und Räsonnements nur nicht gar zu trocken und abgezogen ausgefallen wären. Es wird den jungen Menschen von neun bis vierzehn Jahren, denen man dieses Buch in die Hände gibt, schwer werden, alles so zu verstehen, wie der Verf. es gemeint hat, und sie werden in den kleinen Helden, welche ihnen hier zum Muster vorgestellet werden, gar oft Wesen erblicken, welche nicht ihres Gleichen sind. Kinder dieses Alters, welche von der Natur mit mehr Feuer und Lebhaftigkeit ausgestattet sind, als Moritz und Auguste, werden das Buch schwerlich durchlesen, und nur die wenigen Stillen und Ernsthaften, welche einen guten Unterricht erhalten haben, werden damit zu Ende kommen. In der Hand eines verständigen Lehrers, der durch zweckmäßige Erklärungen nachzuhelfen weiß, möchte es noch wohl die besten Dienste thun.

Gute

Gute Kinderschriften sind überall nicht so leicht zu schreiben, wie es vielen scheint, und es gehört, außer manchen andern Talenten, eine lange, durch Umgang mit Kindern erworbene Erfahrung dazu, um das, was man deutlich denkt, verständlich und unterhaltend für dieses Alter vorzutragen. Daß der Verfasser noch nicht in diesem Falle sey, wird die folgende Beurtheilung klar zu machen suchen.

Moritz ist der Sohn eines unbemittelten, aber verständigen und rechtschaffenen Dorfpfarrers, der sich in Verbindung mit seiner guten Frau von jeher Mühe gegeben hat, diesen seinen einzigen Sohn, und nach dem Absterben einer Tochter sein einziges Kind zum guten und nützlichen Menschen zu bilden. Die Absicht der beiden Aeltern gelingt aufs Beste, und es kommen nach und nach folgende gute Eigenschaften in der Seele des hoffnungsvollen Knaben zum Vorschein.

Von früh auf findet Moritz Freude an den Schönheiten der Natur, welches bekanntlich immer ein gutes Zeichen bei Kindern ist. Dabei hat er

eine unersättliche Wißbegierde, welche unter den Augen seines kenntnißreichen Vaters in der Einsamkeit des Landlebens reichliche Nahrung findet. Die Wurzel aller Moralität, die ächte Tugend des kindlichen Alters, ein freier Gehorsam gegen die Befehle der Aeltern fehlt gleichfalls nicht in dem Herzen unsers Moritz. Schon in seinem achten Jahre denkt er darüber wie folget: „Vater und „Mutter sind älter und verständiger als ich: sie lie„ben mich herzlich und beweisen unaufhörlich, daß „sie für meine wahre Wohlfahrt besorgt sind; „wäre es daher nicht unverständig und einfältig, „wenn ich ihnen nicht glaubte, was sie mir sagen, „nicht befolgte, was sie mir heißen? Ich würde „mich durch einen solchen Ungehorsam ihrer Liebe „unwerth machen, sie dadurch kränken und betrü„ben, und mir selbst großen Schaden zuzie„hen. Nein, ich will ihnen gehorchen, wenn „ich auch nicht deutlich einsehen kann, warum sie „es so haben wollen; es muß doch so recht und gut „seyn und zu meinem Besten gereichen. Ich „bin noch klein, und muß erst lernen, was die Ael„tern schon wissen; bin ich einmal groß, so werde

„ichs

„ichs schon begreifen, warum sie mir das und jenes „nicht geben, was ich gern hätte, mir das und „jenes, wozu ich Lust habe, nicht erlauben, mich „zu dem und jenem anhalten, was mir schwer fällt, „und ich werde es dann gewiß den guten Aeltern „danken, daß sie mich so gezogen haben." —

Daß in der Seele jedes guten Kindes ungefähr ähnliche Gedanken liegen, wird wohl niemand leugnen; aber daß sie sich auf diese Weise schon in einem achtjährigen Kinde entwickelt haben könnten, das wird schwerlich jemand behaupten, der Kinder dieses Alters genau beobachtet hat. Ein solches Räsonnement setzt so viele Dinge voraus, wovon die Kindesseele noch gar nichts weiß, und es kann also, wie es da steht, auch gewiß keinen Eindruck auf eine Kindesseele machen. Der Gehorsam der Kinder ist blind, und in der frühen Kindheit ohne alle Ueberlegung, und so muß er seyn, wenn er rechter Art ist. Das Kind folgt nicht und unterwirft nicht seinen Willen, weil es überlegt hat, daß es sich so am besten befinde, das wäre Eigennutz; es thut, was die Aeltern wollen, aus dunkelm

Glauben an ihre Moralität. Der Wille der Aeltern ist ihm dasselbe, was dem Erwachsenen das Sittengesetz ist.

Wer etwas ganz Vortreffliches über diesen bisher fast gänzlich verkannten Gegenstand lesen will, dem empfehle ich die letzten Abschnitte in Fichte's Sittenlehre: So tief hat nie ein Sterblicher in das Innere des Menschen geblickt, als dieser große Geist.

Unser Verf. hat etwas Wahres in Gedanken gehabt, aber es ist noch viel zu sehr mit Irrthum und Vorurtheil durchwachsen.

Die Eigenschaften, wodurch sich Moritz weiter auszeichnet, sind folgende: Er liebte nicht den Umgang mit Kindern seines Standes, wenn diese unartig, zänkisch und grob waren; dagegen schätzte er den niedrigsten und ärmsten unter den Bauerknaben als seinen Bruder, wenn ein solcher nur brav und gut war. „Ohne mit seinen äußern und „und innern Vorzügen unbekannt zu seyn,

„be-

„begegnete er auch dem Tagelöhnerskinde mit einer „Achtung, die ihn bei allen beliebt machte." (Dieser Zug an einem Knaben ist etwas zweideutig, wie jeder bei den unterstrichenen Worten fühlen wird.) Er war voll herzlichen Mitleidens gegen das Elend seiner Nebenmenschen, und seine größte Freude war, ihnen wohl zu thun. Einem armen Kinde, welches in der Kälte schlecht gekleidet war, lieh er seinen Ueberrock, und schenkte ihm endlich gar denselben, als er dazu von seinem Vater die Erlaubniß erhalten hatte. Als man ihm an seinem zehnten Geburtstage ein blankes Achtgroschenstück schenkte, wußte er keinen bessern Gebrauch davon zu machen, als daß er es, ohne sich kund zu geben, einer alten dürftigen blinden Frau in die Hände spielte. Wenn er von andern Kindern beleidigt wurde, so vergab er ihnen nicht nur gern, sondern war ihnen zu Gefallen, wo er konnte, und betete sogar für sie. Dabei war er sparsam und nahm seine Sachen sorgfältig in acht, besonders, da er wußte, daß es seinen Aeltern sauer wurde, ihm das Nothwendige zu schaffen. Auch an Muth und Herzhaftigkeit fehlte es ihm nicht, und er rettete einst durch seine ent-

schlos-

schlossene Hülfe einen in das Eis versunkenen Knaben, den seine Kameraden schon verlassen hatten, vom Tode. Das Lernen wurde ihm ein wenig schwer, weil er nur mäßige Geistesgaben besaß; aber er ließ sich keine Mühe verdrießen, und machte in den Wissenschaften seines Alters beträchtliche Fortschritte.

Im dreizehnten Jahre hatte Moritz das Unglück, seinen guten Vater durch den Tod zu verlieren, und mit ihm seinen Lehrer und Versorger. Die Mutter, welche sich jetzt in der Nothwendigkeit sahe, von ihrer Hände Arbeit zu leben, entschloß sich, das Dorf zu verlassen und in die Stadt zu ziehen. Der Vater hatte Moritz zu den Wissenschaften bestimmt; aber wo sollte jetzt das Vermögen herkommen, ihn auf Schulen und Universitäten zu erhalten? Moritz begriff das, und dachte darauf, seiner Mutter die Sorge für seinen Unterhalt abzunehmen. Ein Freund seines Vaters, der Förster im Dorfe, erbot sich, ihn anzunehmen und ihn die Jägerei umsonst zu lehren. Moritz liebte dieß Geschäft nicht im mindesten, und konnte in

dem Hause des Försters auf keine frohen Zeiten rechnen, weil ihm die wilden Kinder dieses Mannes nicht gut waren. Aber dessenungeachtet entschloß er sich, die Liebe zu den Wissenschaften aufzuopfern und den Vorschlag des Försters anzunehmen, weil seine Mutter dadurch erleichtert wurde. Doch die Mutter konnte es nicht über sich erhalten, ihn von sich zu lassen, und bestand darauf, daß er ihr in die Stadt folgen sollte. Moritz gehorchte.

In der Stadt brachte ihn die Mutter auf die Schule, und war entschlossen, alles zu versuchen, um ihn in seiner wissenschaftlichen Lufbahn zu erhalten. Hier hatte Moritz das Unglück, von seinen Lehrern verkannt und zurückgesetzt zu werden. Er sahe, daß er nicht weiter kam, und daß seiner Mutter die Kosten unerschwinglich wurden. Die mancherlei Mißhandlungen, die ihm widerfuhren, ertrug er mit der größesten Geduld; aber der Gedanke, seiner Mutter länger lästig zu seyn, war ihm unerträglich. Mit Freuden nahm er daher die Gelegenheit wahr, die sich ihm ungesucht anbot, bei dem Hauswirthe seiner Mutter, einem

Advo-

Advokaten, als Schreiber in Dienst zu kommen. Seine Mutter wurde dadurch erleichtert, aber sein Schicksal wurde durch diese Veränderung ungemein verschlimmert. Der Advokat war ein harter, gefühlloser Mann, welcher ihn ohne Rücksicht quälte und mißhandelte. Moritz trug alles mit Geduld, und verbarg so viel als möglich der Mutter seine traurige Lage. Endlich aber, als die Mißhandlungen dieses Wüthrichs zu arg wurden, als er Moritz eines Diebstahls beschuldigte und sich sogar an ihm thätlich vergriff, um ihn zum Geständniß zu bringen, da zeigte ihm Moritz den Muth und die Unerschrockenheit eines guten Gewissens. Glücklicher weise schlug jetzt für Mutter und Sohn die Stunde der Erlösung. Eine vortheilhafte Heirath der Mutter gab ihr selbst einen rechtschaffenen Mann, und unserm Moritz einen redlichen Vater und eine geliebte Schwester.

Auguste ist die einzige Tochter eines bürgerlichen Hofraths in einer großen Stadt. Schon im fünften Jahre war ihr das Spiel mit der Puppe ziemlich gleichgültig, und sie sehnte sich dringend

nach

nach Unterricht im Nähen und Stricken. Dieser Zug paßt schwerlich in ein weibliches Ideal, und ich möchte um alles nicht, daß er kleinen Mädchen unbedingt zur Nachahmung vorgehalten würde. Die Mutter oder Lehrerinn, welche das thun wollte, müßte wohl bedenken, ob sie nicht dadurch vielleicht den Saamen der Heuchelei in das Herz des Kindes würfe. Die verständigsten Erzieherinnen sehen es gern, wenn sich die Kleinen ihres Geschlechts mit der Puppe beschäftigen, und eilen nicht sehr, sie ihnen zu nehmen. Mir scheint es nicht natürlich, daß ein kleines Mädchen schon im fünften Jahre der Puppe überdrüssig werden könnte.

Als achtjähriges Mädchen war sie in weiblichen Arbeiten schon so geschickt, daß sie von jedermann bewundert wurde. Aber weit entfernt, dadurch eitel zu werden, fühlte sich vielmehr die bescheidene Auguste beschämt und dachte: „ich bin ja „noch lange nicht so geschickt, wie ich werden muß, „um der Mutter gleich zu kommen; ich kann vieles „noch gar nicht, und mache bei meinen Arbeiten „noch manche Fehler, welche die Mutter und mei-

„ne

„ne Lehrmeisterinnen verbessern müssen. Die Leute, „die mich so loben, glauben gewiß, daß ich noch „mehr kann, oder sie wollen mir nur damit ein „Vergnügen machen.“ Sehr viel für ein achtjähriges Kind. Aber noch mehr ist folgender Zug: „Wenn man Auguste wegen ihrer schönen Augen, „ihres schlanken Wuchses, ihrer weißen Arme und „ihrer kleinen netten Füße lobte, so fand sie das „recht närrisch und dachte, die Leute müssen es doch „so gut wissen als ich, daß ich dafür kein Lob ver„diene, und sie wollen mich also gewiß nur auf die „Probe stellen, ob ich so einfältig seyn und mir et„was darauf einbilden werde.“ Mit diesem Zuge hat aber der Verf., wie jeder Menschenkenner gestehen wird, gewaltig fehlgegriffen. Es ist eine weise Veranstaltung der Natur, daß das weibliche Geschlecht dem männlichen durch äußerliche Reize gefallen soll. Dieser Trieb zu gefallen äußert sich schon früh in weiblichen Kindern und ist natürlich. Ihn auszurotten, wäre eben so unrecht, als es unmöglich ist. Er ist auf das genaueste mit der künftigen Bestimmung des Weibes verknüpft und darf nicht fehlen. Wo er in einem Mädchen fehlt,

da

da wird der Menschenkenner schwerlich etwas Gutes vermuthen, und weit entfernt, vortheilhaft von einem solchen Kinde zu denken, muß er vielmehr befürchten, daß es auf dem geraden Wege ist, seine natürliche Bestimmung zu verfehlen. Das erwachsene Mädchen weiß oder soll wissen, daß Schönheit allein keinen Werth gibt, daß sie etwas Hinfälliges ist, und daß durch sie allein kein Mann auf die Dauer gewonnen wird. Aber das Kind kann sich zu solchen Betrachtungen nicht erheben, und muß vermöge seines dunkeln Triebes ein reines Vergnügen darüber empfinden, wenn es durch Schönheit und Artigkeit gefällt. Was also der Verf. an seiner Auguste lobt, ist für ein achtjähriges Kind kein Lob. Dieser Zug in dem Gemälde ist fehlerhaft, weil er unnatürlich ist.

Dahin gehört auch die Eigenschaft dieser Kleinen, daß sie überall das Schwerere dem Leichteren vorzog, und lieber in die ernsthaften Lehrstunden, als in die Tanz- und Musikstunden ging. Kein gutes Mädchen dieses Alters wird glauben, daß

von einem Kinde ihres Gleichen die Rede sey, wenn man ihr diese Eigenschaft Augustens rühmt.

Weit besser sind die folgenden Züge gerathen, wo nemlich Auguste der listigen Verführung eines andern Mädchens widersteht, welches sie zur Näscherei, zur Versäumniß der Nähstunde, zur Lüge, und zum Ungehorsam verleiten will: wo sie ihrer Mutter in allen Geschäften der Haushaltung fleißig zur Hand geht: wo sie ihrem Vater den Verlust ihrer guten Mutter durch Treue, Folgsamkeit und Liebe zu erleichtern sucht: wo sie die Neckereien und Beleidigungen einer Haushälterinn ihres Vaters mit Geduld erträgt, sich in allen dem Willen ihres Vaters unterwirft, und selbst, wenn er sie hart behandelt, mit Ergebung leidet und trägt. Ihr Betragen ist wirklich liebenswürdig, als der Vater sie auf Veranlassung der bösen Haushälterinn aus dem Hause in ein Erziehungsinstitut schickt, wo sie wegen mancher guten Eigenschaft verkannt und übel behandelt wird. Man muß ihre Treue und standhafte Liebe zum Guten bewundern, und

muß

muß sich herzlich mit ihr freuen, als der Vater, über ihr Betragen aufgeklärt, sie mit Liebe in sein Haus zurück nimmt, und ihr bald nachher eine brave Mutter und einen geliebten Bruder schenkt.

Der Zusammenhang der Geschichte ist mit wenigen Worten folgender: Augusteus Vater reist mit ihr nach dem Tode seiner Frau auf das Land, um sich und sie zu zerstreuen. In dem Dorfe, wo Moritzens Vater Prediger ist, stürzt der Wagen um, und Auguste wird beschädigt. Moritz, der sich gerade in der Nähe befindet, bittet den fremden Herrn, zu seinem Vater zu kommen, und sich dort mit seiner kranken Tochter zu erholen. Der Hofrath nimmt den Vorschlag an, und findet auf der Pfarre nicht nur eine gastfreie Aufnahme, sondern auch in dem Pfarrer einen alten Bekannten. Auguste ist sehr krank und muß einige Wochen auf der Pfarre bleiben, während der Hofrath in die Stadt zurückgeht. In dieser Zeit knüpft sich eine zärtliche Freundschaft zwischen Moritz und Augusten, die so weit geht, daß sie sich Bruder und

Schwester nennen. Nach einigen Wochen kommt der Hofrath und holt seine Tochter in die Stadt zurück. Ein eifriger Briefwechsel unterhält eine Zeitlang die Gefühle der innigsten Anhänglichkeit zwischen beiden Kindern, bis Auguste auf einmal den Briefwechsel dadurch abbricht, daß sie keinen von Moritz Briefen weiter beantwortet. In der Folge klärt sichs auf, daß die böse Haushälterinn des Hofraths, um Augusten wehe zu thun, ihre sowohl als Moritzens Briefe untergeschlagen hatte.

Moritz ist äußerst betrübt darüber, daß ihn seine Auguste, allem Anscheine nach, vergessen hat, aber er muß sich in sein Schicksal fügen. Unterdessen stirbt sein Vater, und die Mutter zieht mit ihm in die Stadt.

Hier folgt eine kleine Unwahrscheinlichkeit. Man sieht nemlich nicht ein, warum die Mutter bei ihrem Unvermögen sich nicht an den warmen Freund ihres Hauses, den Hofrath wandte, mit welchem sie jetzt in einer Stadt wohnte. Gesetzt

auch,

auch, sie war zu stolz, um auf Unterstützung für sich selbst Ansprüche zu machen, so hatte sie doch für einen Sohn zu sorgen, dem sie nicht helfen konnte. War es nun nicht sehr natürlich, daß sie sich an einen Mann wandte, der einen ansehnlichen Posten bekleidete, der ihr Freund war, und der ihrem Sohne vormals oft seine Liebe versichert hatte? und wie ging es zu, daß Moritz selbst sich nicht mehr nach dem Hofrath und seiner Tochter erkundigte? Und wie war selbst dem Hofrathe der Tod seines Freundes so unbekannt geblieben, daß er erst bei einem vorhabenden Besuche auf der Pfarre zu Heinsberg den Tod seines Freundes und das Schicksal von dessen Hinterbliebenen von dem Nachfolger desselben erfuhr? Welche Unwahrscheinlichkeiten sind das!

Sobald der Hofrath und Auguste erfuhren, daß die Wittwe ihres Freundes mit ihrem Sohne in der Stadt waren, eilte Auguste, sie aufzusuchen, und fand sie. Die Freude zwischen beiden jungen Leuten war groß, sobald sie sich über ihr gegensei-

tiges Schweigen aufgeklärt hatten. Der Hofrath erneuerte die Bekanntschaft mit der Wittwe seines verstorbenen Freundes, und da beide fanden, daß sie sich in jeder Rücksicht für einander schickten, so kam bald eine Heirathsverbindung zwischen ihm zu Stande, wobei niemand mehr gewann, als ihre gemeinschaftlichen Kinder Moritz und Auguste.

Verzeichniß

der beurtheilten Schriften.

Erster Band.

Elisa, oder das Weib, wie es seyn sollte. Erster Theil.

Zweiter Band.

I. Elisa, oder das Weib, wie es seyn sollte. Zweiter Theil. Ueber den Umgang der Weiber mit Männern . . . S. 1

II. Robert, oder der Mann, wie er seyn sollte. Erster Band . . . 77

III. Robert, oder der Mann, wie er nicht seyn sollte 121

IV. Das Weib, wie es ist, von Gustav Schilling 133

V. Der Mann, wie er ist, von Gustav Schilling 191

VI. Henriette, oder das Weib, wie es seyn kann. von Chr. Soph. Ludewig . . 241

VII. Ro-

VII. Robert, oder der Mann, wie er seyn sollte. Zweiter Band . . . 305
VIII. Anton, oder der Knabe und Jüngling, wie er seyn sollte. Zwei Bändchen . . 337
IX. Moritz und Auguste, oder die Kleinen, wie sie seyn sollten . . . 355

Staatliche
Bibliothek
Passau

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Brakebusch, Johann Georg Ludwig,

Elisa, kein Weib, wie es seyn sollte ein höchstnöthiges Wort zur richtigen Schätzung der Schrift: Elisa, oder das Weib, wie es seyn sollte

Bd.: 2

Hildesheim 1801

Passau, Staatliche Bibliothek -- S nv/Yd (b) 4-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11347628-7
VD18 15544966-001